Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1952

Bd. 4. 1955

urn:nbn:de:gbv:45:1-5276

Visual Library

1955

Heimatkalender

für das

Oldenburger Münsterland

ZS
782

Landesbibliothek Oldenburg

Zs 782
LANDESBIBL.
OLDENBURG
Aut. 33311
Nr.

LB Oldenburg
105 250 6X
<45>

Landesbibliothek Oldenburg

Heimatkalender

für das

OLDENBURGER MÜNSTERLAND

1955

Herausgegeben
im Auftrage des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland und in engster Zusammenarbeit mit dem Vorstand des Heimatbundes
von

Dr. Heinrich Ottenjann

Druck und Verlag:
Vechtaer Druckerei und Verlag G. m. b. H., Vechta (Oldb)

Landesbibliothek Oldenburg

Die Umschlagzeichnung lieferte Architekt BDA Karl Kösters, Cloppenburg. Die Photos der diesjährigen Monatsbilder stellte das Niederländische Freilichtmuseum Arnheim freundlicherweise zur Verfügung. Die Urheber der dem Kalender eingefügten sonstigen Bilder und Zeichnungen sind unter diesen vermerkt. Das Kalendarium entspricht, von wenigen Ergänzungen abgesehen, in seinem heimatlichen Teil dem des Jahres 1954.

Landesbibliothek Oldenburg

Een Woort mit u'pn Patt

Nu is't all dat veerte Maol, dat de „Heimatkalender" bi jo ankloppt. Wat wi jo man äben seggen wulln: Nähmt üm fröndlick up! So hebbt ji't in all de Jaohren daon, un worüm schull dat nu anners weern? Wat de Kalenner vörhett, dat mößde doch jeden van jo gefallen. He will jo jüst dat vertell'n, wat ji am leeßen hört; he snackt van nicks anners as van us Mönsterland. Un he weet mehr dorvon as ji alltohopen. Wiet un siet hett he sick ümkäken, un nu kann he uck gehörig wat utkraomen. He vertellt van olle un van neie Tieden, van dissen un van den Gestrich. Un nich bloß vertell'n kann he; jüst so good versteiht he sick up de Kunst, n' Spruch uptoseggen off'n Lied antostimmen. Uck'n Packen Biller brink he mit; allerhand kann he jo wiesen, wat ji ut jo alleen woll jo Läwen lang nich funn'n hadden. Dorüm noch eenmaol: Nähmt den Kalenner fröndlick up! Et is to jo'n eegen Besten. Denn dat is würklik so: Je mehr ji rinkiekt in dissen Kalenner, je bäter gefallt jo dat in us lüttke Heimatland.

Franz Morthorst

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Vorwort des Herausgebers

Es war nicht leicht, die Vorarbeiten für den Heimatkalender 1955 rechtzeitig abzuschließen. Im Museumsdorf gab es 1954 mehr Arbeit denn je zuvor. Die Zahl der Besucher lag trotz der schlechten Witterung noch höher als im Jahre 1953. Im August 1954 zählte das Museumsdorf tagtäglich im Schnitt 500 Besucher. An einzelnen Tagen des Jahres stieg die Besucherzahl auf 1000 und mehr. Dazu brachte vor allem der Dorfkrug im Museumsdorf eine erhöhte Bautätigkeit. Wenn es trotzdem gelang, auch die Kalenderarbeit einigermaßen rechtzeitig abzuschließen, dann nur mit Aufbietung der letzten Kraft. Wie im vorigen Jahre lag auch in diesem wieder eine Überfülle an Aufsätzen und Beiträgen vor. Leider konnte aber auch wieder nicht alles Verwendung finden. Indes wurde auch in dieser Hinsicht schließlich, vor allem dank dem Entgegenkommen des Verlages, das Äußerste erreicht.

An Reichhaltigkeit des Inhalts dürfte der Heimatkalender 1955 hinter seinen Vorgängern nicht zurückstehen. Es wurde auch Wert darauf gelegt, möglichst das ganze Land in den einzelnen Aufsätzen zu berücksichtigen. Endlich wurde auch wieder darauf gesehen, daß der neue Kalender in gleichem Maße der Unterhaltung und der Belehrung dient.

Allen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen möchte ich den herzlichsten Dank aussprechen. Besonderer Dank gebührt auch dem Direktor des Niederländischen Openluchtmuseums in Arnheim, Herrn Dr. W. Roukens, der für den neuen Kalender die prachtvollen Monatsbilder unentgeltlich zur Verfügung stellte. Aufrichtigen Dank verdient endlich aber auch der Verlag, dem es in erster Linie zu danken ist, daß nun schon zum vierten Mal der Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland erscheinen konnte. Möge der Heimatkalender 1955 nun seinen Weg antreten, überall freundliche Aufnahme finden und zu den alten Freunden sich neue erobern.

Im Auftrage des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland
Dr. Heinrich Ottenjann

Landesbibliothek Oldenburg

JANUAR

1.	**Sa.**	**Neujahr** ☽ **Beschneidung des Herrn**	1. 1827 Die Herrlichkeit Dinklage hörte endgültig zu bestehen auf.
2. Woche		Ev.: Namen Jesu. Lukas 2, 21.	
2.	**So.**	**Namen Jesu-Fest** Adelhard, Stephanie	1. 1900 Eröffnung der Kleinbahn Cloppenburg—Kl. Ging (1. November bis Lindern, 1902 bis Landesgrenze). Im Jahre 1953 wurde sie wieder abgebaut.
3.	Mo.	Genovefa	
4.	Di.	Titus, Angela	
5.	Mi.	Eduard, Telesphorus	
6.	Do.	**Ersch. der Hl. 3 Könige**	
7.	Fr.	Valentin, Reinhold	
8.	Sa.	Severin ♌	4. 1931 † Pfarrer Anton Stegemann, Lohne, der christlich - soziale Vorkämpfer des Oldenburger Landes.
3. Woche		Ev.: Der zwölfjährige Jesus im Tempel. Luk. 2, 42—52.	
9.	**So.**	**1. nach Erscheinung, Fest der hl. Familie**	5. 1435 Cloppenburg wurde Stadt.
10.	Mo.	Agathon, Wilhelm	
11.	Di.	Theodosius, Alwin	
12.	Mi.	Ernst	5. 1714 Gründungstag des Gymnasium Antonianum Vechta.
13.	Do.	Veronika, Gottfried	
14.	Fr.	Hilarius, Felix	
15.	Sa.	Paulus der Einsiedler ☾	5. 1906 † Graf Heribert v. Galen-Dinklage, Reichstagsabgeordneter.
4. Woche		Ev.: Hochzeit zu Kana Joh. 2, 1—11.	
16.	**So.**	**2. nach Erscheinung** Marcellus	7. 1296 Graf Otto von Tecklenburg erbaute die Cloppenburg und übereignete dem Alexanderkapitel in Wildeshausen für die ihm von diesem überlassene Mühle und Liegenschaften des Erbes Hemmelsbühren zwei Höfe in Essen.
17.	Mo.	Antonius der Abt	
18.	Di.	Petri Stuhlfeier in Rom	
19.	Mi.	Ida, Knut	
20.	Do.	Fabian und Sebastian	
21.	Fr.	Agnes, Meinrad	
22.	Sa.	Vinzenz und Anastasius	
5. Woche		Ev.: Der Hauptmann von Kapharnaum. Matth. 8, 1—13.	13. 1935 † Anton Wempe-Emstek, Prälat.
23.	**So.**	**3. nach Erscheinung** Raymund, Emerentiana	19. 1887 † Johann Heinrich Schuling-Vechta, Ehrendomherr.
24.	Mo.	Timotheus ♍	
25.	Di.	Pauli Bekehrung	
26.	Mi.	Polykarp	19. 1922 † Bernhard Grobmeyer-Vechta, Offizial.
27.	Do.	Johannes Chrysost.	
28.	Fr.	Petrus Nolaskus	
29.	Sa.	Franz von Sales	
6. Woche		Ev.: Der Sturm auf dem Meere. Matth. 8, 23—27.	21. 1845 † Maria Johanna von Aachen, geb. von Amboten-Vechta, Dichterin, zuletzt in Münster.
30.	**So.**	**4. nach Erscheinung** Martina, Adelgunde	
31.	Mo.	Johannes Bosco ☽	22. 1922 Felix Funke-Essen, Komponist.

Landesbibliothek Oldenburg

Ijsvermaak + Jannewarij

JANUAR *ist der Monat der Eisfreuden. Auf dem zugefrorenen Flußlauf tummeln sich die Schlittschuhläufer. Ein Jüngling fährt seine Schöne im Schlitten über die glatte Fläche. Der Dorfwirt hat ein Zelt aufgeschlagen und reicht einen steifen Grog zum Aufwärmen. Im Hintergrund erscheint ein holländischer Bauernhof der alten Zeit. Wegen der Bauart ließ sich die Ernte nicht im Hause selbst unterbringen, sie mußte unter einem hochschiebbaren Zeltdach, dem Vierrutenberg, geborgen werden.*

Landesbibliothek Oldenburg

FEBRUAR

1.	Di.	Ignatius v. A., Brigitte
2.	Mi.	Mariä Lichtmeß
3.	Do.	Blasius, Ansgar
4.	Fr.	Andreas Corsini
5.	Sa.	Agatha
7. Woche		Ev.: Von d. Arbeitern im Weinberge. Matth. 20, 1—16.
6.	**So.**	**Septuagesima**
		Titus, Dorothea, Otilde
7.	Mo.	Ronald, Richard
8.	Di.	Johannes von Matha
9.	Mi.	Cyrillus, Apollonia
10.	Do.	Scholastika
11.	Fr.	Mariä Ersch. in Lourdes
12.	Sa.	7 Stifter d. Servitenordens
8. Woche		Ev.: Gleichnis vom Säemann. Luk. 8, 4—15.
13.	**So.**	**Sexagesima**
		26 Märtyrer v. Japan
14.	Mo.	Valentin, Bruno
15.	Di.	Faustinus und Jovita
16.	Mi.	Juliana
17.	Do.	Engelbert
18.	Fr.	Flavianus, Simeon
19.	Sa.	Konrad, Susanna
9. Woche		Ev.: Das Geheimnis des Leidens. Luk. 18, 31—43.
20.	**So.**	**Quinquagesima**
		Eleutherius, Eucharius
21.	Mo.	Eleonore
22.	Di.	Petri Stuhlfeier in Ant.
23.	Mi.	Aschermittwoch
24.	Do.	Matthias
25.	Fr.	Walburga
26.	Sa.	Mechtild
10. Woche		Ev.: Die Versuchung Christi. Matth. 4, 1—11.
27.	**So.**	**1. Fastensonntag**
		Leander, Veronika
28.	Mo.	Oswald

1. 1909 Großer Brand in Dinklage vor der Kirche.

2. 1933 † Lambert Meyer-Vechta, Offizial.

3. 1700 Das 1699 nach Vechta verlegte Alexanderkapitel regelt die Mitbenutzung der kath. Pfarrkirche dortselbst (bis zur Aufhebung 1803).

3. 1926 † Eduard Brust-Cloppenburg, Prälat, Dechant, Ehrendomherr und Ehrenbürger der Stadt.

5. 1937 † Heinrich Averdam-Stukenborg, Ök.-Rat, 1. Vorsitzender des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.

8. 1951 † Dr. Ludwig Sieverding-Vechta, Geistl. Studienrat, Heimatschriftsteller.

9. 1870 Großer Brand in Löningen.

10. 1633 Besetzung der Stadt Cloppenburg durch die Schweden.

10. 1812 Aufhebung des Franziskanerklosters Vechta.

11. 1837 † Theodora geb. Einhaus-Cappeln, Äbtissin.

15. 1953 † Hauptlehrer Franz Ostendorf-Langförden, verdienter Heimatforscher und -schriftsteller.

20. 1880 † Dr. Fr. Heinr. Reinerding - Osterfeine, Domkapitular, Prof. in Fulda (Dogmatik).

23. 1732 † Dr. theol. Johann Dalberg-Vechta, Burgvikar in Dinklage, theologischer Schriftsteller.

24. 1827 † Dr. Franz Schwietering - Cloppenburg, Kaplan.

25. 1946 Dr. L. Averdam-Oythe, Dechant, Ehrendomherr, Heimatschriftsteller.

27. 1937 † Louis Kathmann-Calveslage, Pionier der Pferdezucht.

Landesbibliothek Oldenburg

Huiselijk tafereel • Feberuary

FEBRUAR. *Aus schweren Pfosten ist die Tür gefügt, die unsern Blick in die Küche des bürgerlichen Hauses leitet. Eine kleine Gesellschaft sitzt um einen tiefverhangenen Tisch. Zwei Männer, den Dreispitz auf dem Kopf, ziehen den Rauch des neuen indianischen Krauts, des Tabaks, aus langen Tonpfeifen. Ein dritter sitzt unter dem Bousen des Herdfeuers und hält einen Bierkrug auf den Knien. Auf dem Kaminsims reihen sich die Delfter Teller. Durch das mächtige Schiebefenster kann das Tageslicht breit in den Raum fallen. Noch heute sehen wir an alten Bauernhäusern in Ostfriesland diese Form der Fenster.*

Landesbibliothek Oldenburg

MÄRZ

1.	Di.	Albinus, Suitbert	☽
2.	Mi.	Simplicius	Quatember
3.	Do.	Kunigunde, Gervin	
4.	Fr.	Kasimir	Quatember
5.	Sa.	Theophil	Quatember
11. Woche		Ev.: Verklärung Christi. Matth. 17, 1—9.	
6.	**So.**	**2. Fastensonntag** Perpetua, Felizitas	
7.	Mo.	Thomas v. Aquin	
8.	Di.	Johannes v. Gott, Gerhard	
9.	Mi.	Franziska v. Rom	♋
10.	Do.	40 Märtyrer	
11.	Fr.	Rosina, Wolfram	
12.	Sa.	Gregor I., der Große	
12. Woche		Ev.: Austreibung eines Teufels. Luk. 11, 14—28.	
13.	**So.**	**3. Fastensonntag** Euphrosina, Theodora	
14.	Mo.	Mathilde, Meta	
15.	Di.	Klemens M. Hofbauer	
16.	Mi.	Heribert	☾
17.	Do.	Patricius, Gertrud	
18.	Fr.	Cyrill v. Jerusalem	
19.	Sa.	Joseph	
13. Woche		Ev.: Die wunderbare Brotvermehrung. Joh. 6, 1—15.	
20.	**So.**	**4. Fastensonntag** Joachim, Gerda	
21.	Mo.	Benedikt	
22.	Di.	Nikolaus v. d. Flüe	
23.	Mi.	Otto, Eberhard	
24.	Do.	Erzengel Gabriel	♍
25.	Fr.	Mariä Verkündigung	
26.	Sa.	Liudger	
14. Woche		Ev.: Jesus inmitten seiner Feinde. Joh. 8, 46—59.	
27.	**So.**	**Passionssonntag** Johannes v. Damaskus	
28.	Mo.	Johannes v. Kapistran	
29.	Di.	Berthold, Ludolf	
30.	Mi.	Roswitha, Quirinus	☽
31.	Do.	Guido, Cornelia	

5. 1922 Gründung des Heimatmuseums f. d. Oldenburger Münsterland in Cloppenburg.

6. 1911 † Dr. Hermann Dingelstad-Münster, Bischof, vorher Gymnasiallehrer in Vechta.

6. 1938 † Dr. theol. et phil. August Bahlmann OMF Essen, Bischof in Santarem in Brasilien.

7. 1852 † Jos. Heinr. Ant. Beckering - Lastrup, Dechant.

7. 1953 Josef Krapp-Steinfeld, Päpstl. Hausprälat, Domkapitular, Geistlicher Rat in Münster.

16. 1823 † Bernard Heinrich Haskamp-Vechta, Generaldechant.

16. 1844 † Hermann Heinrich Fortmann - Vechta, Lehrer der Gewerbeschule in Münster, Verfasser zahlreicher Schriften philosophischen und historischen Inhalts.

17. 1951 † Heinr. Schulte - Friesoythe, Landw. - Rat, Heimatschriftsteller.

20. 1869 † Franz van der Wal-Dinklage, Gründer der mechanischen Weberei.

22. 1625 † Otto von Dorgelo - Lohne, Dompropst in Münster.

22. 1946 † Clemens August Graf v. Galen-Dinklage, Bischof von Münster, Kardinal.

31. 1812 † J. B. Gerst - Damme, Domprediger und Generalvikariats - Assessor in Osnabrück, theol. Schriftsteller.

Landesbibliothek Oldenburg

Tuinarbeid • Maart

MÄRZ. *Der Frühling steht vor der Tür; er muß den Garten gepflegt und vorbereitet finden, damit er seinen zarten Glanz verbreiten kann. Der Gärtner sticht die Beete sauber ab und bepflanzt sie. Der Hausherr mit der unvermeidlichen Tonpfeife gibt die Anordnungen. Eine hohe, doppelhenklige Gartenvase hat man schon nach draußen gebracht. Ihr scheint die Sorge der Hausfrau zu gehören. Wir selbst stehen vor dem geflochtenen Zaun und sehen der Arbeit im Garten zu.*

Landesbibliothek Oldenburg

APRIL

1.	Fr.	Hugo, 7 Schmerzen Mariä	
2.	Sa.	Franz von Paula	
15. Woche		Ev.: Jesu Einzug in Jerusalem. Matth. 21, 1—9.	
3.	**So.**	**Palmsonntag** Richard, Konrad	
4.	Mo.	Isidor, Pluto	
5.	Di.	Vinzenz Ferrer	
6.	Mi.	Isolde	
7.	Do.	Gründonnerstag Hermann Joseph	
8.	**Fr.**	**Karfreitag** Walter	
9.	Sa.	Karsamstag Waltraud, Kleopha	
16. Woche		Ev.: Auferstehung Christi. Mark. 16, 1—7.	
10.	**So.**	**Ostersonntag** Mechtildis, Bernadette	
11.	Mo.	**Ostermontag** Leo der Große	
12.	Di.	Julius, Konstantin	
13.	Mi.	Hermenegild	
14.	Do.	Justinus	
15.	Fr.	Veronika	
16.	Sa.	Benedikt	
17. Woche		Ev.: Der Osterfriede. Joh. 20, 19—31.	
17.	**So.**	**Weißer Sonntag** Robert, Anicetus	
18.	Mo.	Apollonius	
19.	Di.	Leo IX., Emma, Werner	
20.	Mi.	Hildegard, Viktor	
21.	Do.	Konrad, Anselm	
22.	Fr.	Lothar	
23.	Sa.	Georg	
18. Woche		Ev.: Der gute Hirt. Joh. 10, 11—16.	
24.	**So.**	**2. Sonntag nach Ostern** Adalbert	
25.	Mo.	Markus, Erwin	
26.	Di.	Kletus und Marzellinus	
27.	Mi.	Petrus Canisius	
28.	Do.	Paulus vom Kreuz	
29.	Fr.	Petrus d. Märtyrer	
30.	Sa.	Katharina v. Siena	

1. 1919 † Holzenkamp-Lohne, Dechant und Ehrendomherr.

1. 1949 † Alwin Reinke-Vechta, Rechtsanwalt, Heimatdichter und Mitbegründer des Heimatbundes.

10. 1855 † Georg Schade - Essen, Pfarrer in Scharrel, vorher Prof. am Gymnasium in Vechta.

11. 1851 † Karl Heinrich Nieberding - Lohne, bedeutender Heimatschriftsteller.

13. 1911 † Dr. Franz Hülskamp - Essen, Prälat in Münster, bekannter Literaturhistoriker

13. 1945 Zerstörung des Quatmannshofes im Museumsdorf Cloppenburg.

15. 1831 Errichtung des kath. Offizialats in Vechta und Regelung der kirchlichen Verhältnisse in Cloppenburg und Vechta.

16. 1951 † Bernhard Küstermeyer-Friesoythe, Dechant und Domkapitular.

23. 1774 † Joh. Itel Sandhoff - Osnabrück, Vogt in Dinklage, Verfasser einer Geschichte der Osnabrücker Bischöfe.

23. 1799 Eröffnung der Königs - Apotheke in Cloppenburg.

24. 1824 † Matth. Jos. Wolffs - Vechta, Pfarrer in Löningen, Verfasser von Predigten.

25. 1642 Gründung des Franziskanerklosters Vechta

28. 1914 Eröffnung des Realprogymnasiums in Cloppenburg.

Landesbibliothek Oldenburg

Tuinarbeid met koepel in het midden + April

APRIL. *Eine andere Pforte läßt uns vier Wochen später noch einmal in den Garten sehen. Die Sonne hat das Grün schon hervorgelockt. Stolz überreicht der Gärtner der Dame des Hauses die ersten Blumen; sie nimmt sie freudig entgegen. An die Umzäunung ist ein kleiner, sechseckiger Gartentempel mit flacher Kuppel angebaut, eine Zuflucht vor der Hitze des kommenden Sommers.*

Landesbibliothek Oldenburg

MAI

19. Woche		Ev.: Noch eine kleine Weile. Joh. 16, 16—22.		
1.	**So.**	**3. Sonntag nach Ostern** Philippus und Jakobus		1. 1898 Eröffnung der Bahnlinie Vechta — Delmenhorst.
2.	Mo.	Athanasius		
3.	Di.	Kreuzauffindg, Alexander		1. 1900 Eröffnung der Bahnlinien Lohne — Hesepe und Holdorf — Damme.
4.	Mi.	Monika, Florian		
5.	Do.	Pius V.		
6.	Fr.	Johannes v. d. lat. Pforte		1. 1907 Lohne wurde Stadt.
7.	Sa.	Stanislaus, Gisela	○	
20. Woche		Ev.: Verheißung des hl. Geistes. Joh. 16, 5—14.		2. 1843 † Anton Siemer - Bakum, Landdechant.
8.	**So.**	**4. Sonntag nach Ostern** Muttertag Ersch. d. Erzeng. Michael		3. 1901 † Dr. Joseph Wennemer - Vechta, Prälat, Gymn.-Direktor.
9.	Mo.	Gregor von Nazianz		
10.	Di.	Isidor, Bauer		6. 1892 † Jos. Schrandt - Löningen, Ehrendomherr
11.	Mi.	Mamertus		
12.	Do.	Pankratius		6. 1900 Großer Brand von Dümmerlohausen.
13.	Fr.	Servatius		
14.	Sa.	Pachomius		
21. Woche		Ev.: Die Kraft des Gebetes. Joh. 16, 23—30.		8. 1914 Eröffnung der Kleinbahn Vechta — Schwichteler (7. Juni 1914: Vechta—Cloppenburg).
15.	**So.**	**5. Sonntag nach Ostern** Sophie	☾	
16.	Mo.	Johannes Nepomuk		12. 1878 Großer Brand in Cloppenburg (Langestr.).
17.	Di.	Paschalis		
18.	Mi.	Venantius, Erich		
19.	**Do.**	**Christi Himmelfahrt** Petrus Cölestinus		13. 1727 Grundsteinlegung zur Franziskanerkirche in Vechta.
20.	Fr.	Bernardin v. Siena Elfriede		13. 1926 † Bernard König - Löningen, Apotheker, Landtagsabg., verdienstvoller Sammler, Mitbegründer des Cloppenburger Heimatmuseums.
21.	Sa.	Felix	●	
22. Woche		Ev.: Jüngerzeugnis und Jüngerlos. Joh. 15, 26—16, 4.		
22.	**So.**	**6. Sonntag nach Ostern** Julia		16. 1648 Vechta vom schwedischen General Königsmark erstürmt.
23.	Mo.	Desiderius, Gisbert		
24.	Di.	Johanna		
25.	Mi.	Gregor VII., Urban I		20. 1307 † Heinrich von Oythe (Friesoythe), Gründer der theol. Fakultät Wien.
26.	Do.	Philipp Neri		
27.	Fr.	Beda der Ehrwürdige		
28.	Sa.	Wilhelm	☽	27. 1891 † Franz Terbeck - Vechta, Seminardirektor, Prälat.
23. Woche		Ev.: Die Pfingstgabe des Herrn. Joh. 14, 23—31.		
29.	**So.**	**Pfingstsonntag** Maximin		27. 1922 † Gerhard Tepe - Vechta, Offizial.
30.	**Mo.**	**Pfingstmontag** Felix I. Papst, Ferdinand		
31.	Di.	Angela Medici, Petronilla		28. 1811 Großer Brand in Essen. (147 Häuser vernichtet).

Landesbibliothek Oldenburg

Vrijage + Meij

MAI. *In Ruhe und Frieden liegt die Welt da. Von Zeit zu Zeit mag wie verloren der Schlag der Kirchenuhr aus dem Dorfe hinter den baum- und buschbestandenen Hügeln herübertönen. Im Mittelgrund steht ein Schäfer und bläst auf einer langen Flöte seine Tonfolgen den Tieren vor, die davon ganz verzaubert scheinen. Verzauberung, das ist auch das Wort für die Szene des Vordergrunds. Aus starken Bohlen ist eine Wand aufgeschichtet gegen die Welt ringsum. Aber die Zwei würden die Welt auch so vergessen.*

Landesbibliothek Oldenburg

JUNI

1.	Mi.	Regina,	Quatember
2.	Do.	Erasmus	
3.	Fr.	Klothilde	Quatember
4.	Sa.	Walter Quirinius	Quatember

24. Woche — Ev.: Das Geheimnis der hl. Dreifaltigkeit. Matth. 28, 18—20.

5.	**So.**	**Dreifaltigkeitsfest**	
		Bonifatius	
6.	Mo.	Norbert	
7.	Di.	Robert, Gisela	
8.	Mi.	Medardus	
9.	**Do.**	**Fronleichnam**	
		Primus und Felizian	
10.	Fr.	Margarethe	
11.	Sa.	Barnabas	

25. Woche — Ev.: Vom großen Abendmahl. Luk. 14, 16—24.

12.	**So.**	**2. Sonntag nach Pfingsten**	
		Johannes v. Fac.	
13.	Mo.	Antonius v. Padua	
14.	Di.	Basilius	
15.	Mi.	Vitus	
16.	Do.	Benno	
		Herz-Jesu-Fest	
17.	Fr.	Rainer, Adolf	
18.	Sa.	Markus und Marcellus	

26. Woche — Ev.: Freund der Zöllner und Sünder. Luk. 15, 1—10.

19.	**So.**	**3. Sonntag nach Pfingsten**	
		Gervasius und Protasius	
20.	Mo.	Silverius	
21.	Di.	Aloysius	
22.	Mi.	Paulinus	
23.	Do.	Edeltraud	
24.	Fr.	Johannes der Täufer	
25.	Sa.	Prosper, Wilhelm	

27. Woche — Ev.: Der reiche Fischfang. Luk. 5, 1—11.

26.	**So.**	**4. Sonntag nach Pfingsten**	
		Johannes und Paulus	
27.	Mo.	Ladislaus, Siebenschläfer	
28.	Di.	Leo II.	
29.	**Mi.**	**Peter und Paul**	
30.	Do.	Pauli Gedächtnis	

1. 1809 † Ferd. Matth. Driver, ältester Heimatschriftsteller.

1. 1927 Wirbelsturm in Auen und Holthaus.

2. 1927 † Dr. Bernhard Brägelmann - Vechta, Professor.

4. 1879 † Dr. theol. Laurenz Reinke - Langförden, Prof. der Exegese, Münster.

5. 1940 † Wilhelm Schulte - Scharrel, Pfarrer, hervorragender Kenner der saterländischen Mundart.

6. 1865 † Joh. Heinrich Krogmann-Lohne, Begründer der Lohner Pinsel- und Bürstenindustrie.

6. 1915 † Karl Willoh-Vechta, Pfarrer, Heimatschriftsteller.

7. 1870 † A. H. Wilking - Langförden, Lehrer, Verfasser von Jugendschriften.

9. 1650 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstraße).

16. 1804 † St. Joan Christian Garrel, Judex Essensis, 69 Jahre, als letzter Richter in Essen.

18. 1252 Walram von Monschau, seine Frau Jutta und deren Mutter Sophie traten alle ihre Rechte in der Grafschaft Vechta an den Bischof Otto II. von Münster ab.

18. 1877 Großer Brand in Friesoythe (53 Häuser vernichtet).

18. 1916 † Heinrich Kühling-Essen, Pfarrer, Heimatforscher.

23. 1832 † Joh. Bernard Tangemann-Damme, Pfarrer und Dechant in Badbergen, Verfasser theologischer Schriften.

30. 1803 Übergang der Ämter Vechta und Cloppenburg an das Herzogtum Oldenburg.

30. 1848 † Bernhard Mönig-Essen, Pfarrer, Heimatschriftsteller.

Landesbibliothek Oldenburg

Schapen scheren ✦ Junij

Im JUNI *beginnt die Erntezeit mit der Schafschur. Die Wollernte ist genau so wichtig wie die Ernte der Feldfrüchte. Kleidung und Nahrung, was wollte der Mensch ohne beide anfangen? Die Schafe sind zusammengetrieben worden; damit sie beim Scheren ruhig bleiben, werden ihre Füße festgebunden. Der Scherer sitzt auf einer Bank; er nimmt die Tiere auf seinen Schoß und bearbeitet sie mit der federnden Schurschere; zu seinen Füßen häuft sich das „weiße Gold", das später in Körben gesammelt wird. Im Winter wird es versponnen.*

Landesbibliothek Oldenburg

JULI

1.	Fr.	Fest des kostbaren Blutes Theobald	
2.	Sa.	Mariä Heimsuchung, Otto	
28. Woche		Ev.: Gerechtigkeit des neuen Bundes. Matth. 5, 20—24.	
3.	**So.**	**5. Sonntag nach Pfingsten** Hyazinth, Bertram	
4.	Mo.	Berta, Ulrich	
5.	Di.	Ant. Maria Zaccaria	♌
6.	Mi.	Thomas Morus	
7.	Do.	Willibald	
8.	Fr.	Kilian Elisabeth von Portugal	
9.	Sa.	Veronika, Dieter	
29. Woche		Ev.: Zweite wunderbare Brotvermehrung. Mark. 8, 1—9.	
10.	**So.**	**6. Sonntag nach Pfingsten** Sieben Brüder	
11.	Mo.	Pius I., Sigisbert	
12.	Di.	Joh. Gualbertus	☾
13.	Mi.	Margarethe	
14.	Do.	Bonaventura	
15.	Fr.	Heinrich	
16.	Sa.	Skapulierfest	
30. Woche		Ev.: Warnung vor den falschen Propheten. Matth. 7, 15—21.	
17.	**So.**	**7. Sonntag nach Pfingsten** Alexius	
18.	Mo.	Arnold, Friedrich	
19.	Di.	Vinzenz von Paul	♍
20.	Mi.	Hieronymus	
21.	Do.	Praxedis	
22.	Fr.	Maria Magdalena	
23.	Sa.	Apollinaris, Liborius	
31. Woche		Ev.: Der untreue Verwalter. Luk. 16, 1—9.	
24.	**So.**	**8. Sonntag nach Pfingsten**	
25.	Mo.	Jacobus	
26.	Di.	Anna	☽
27.	Mi.	Pantaleon	
28.	Do.	Innozenz I., Viktor I.	
29.	Fr.	Martha, Felix II.	
30.	Sa.	Wiltrud	
32. Woche		Ev.: Jesus weint über Jerusalem. Luk. 19, 41—47.	
31.	**So.**	**9. Sonntag nach Pfingsten** Ignatius v. Loyola	

6. 1543 Bischof Franz von Münster und Osnabrück führt durch Magister Hermann Bonnus aus Lübeck, gebürtig aus Quakenbrück, in den Ämtern Vechta und Cloppenburg das evangelische Bekenntnis ein.

7. 1933 † Bernard Kramer - Lohne, Verfasser der Schrift über die Lohner Industrie.

9. 1912 † Dr. theol. Bernhard Neteler-Dinklage, bekannt als Verfasser exegetischer Abhandlungen.

10. 851 Überführung der Reliquien des hl. Alexander von Rom nach Wildeshausen.

10. 1534 Justifizierung aufrührerischer Bauern in Münster.

10. 1840 † Joh. Heinr. Niemann - Friesoythe, Arzt, Verfasser naturkundlicher Schriften.

10. 1900 † Friedr. Schröder-Vechta, Pater, Rektor des Collegium Germanicum in Rom.

11. 1905 Eröffnung der Neuenkirchener Heilstätte.

15. 1932 † Wilhelm Lohaus-Dinklage, Ök.-Rat und Landwirtschaftsschuldirektor.

16. 1774 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstraße).

18. 1803 Huldigung der oldenburgischen Regierung in Vechta.

20. 1803 Huldigung der oldenburgischen Regierung in Cloppenburg.

25. 1949 † August Hackmann-Cloppenburg, Dechant, Mitbegründer des Heimatbundes.

29. 1915 † Heinrich Gründing-Vechta, Seminarlehrer.

Landesbibliothek Oldenburg

Hooien • Jülij

JULI. *Auf der Wiese neben dem Kornfeld ist das Gras geschnitten. Mit dem doppelreihigen Rechen, wird es in Haufen geharkt, damit es besser trocknet. Zwischen der mühseligen Arbeit in der Sonnenhitze läßt sich ein Knecht für einen Augenblick im Schatten nieder und tut einen Zug aus der bauchigen Flasche. Die Mühle auf der Anhöhe ist keine Bockmühle mehr, sondern eine Kappenmühle, bei der nur die obere Haube, die Kappe, mit dem Flügelkreuz gedreht wird. Bei der älteren Bockmühle, die auf einem Gestell, dem „Bock", montiert war, drehte der Müller den ganzen Mühlenbau dem Winde zu.*

Landesbibliothek Oldenburg

AUGUST

1.	Mo.	Petri Kettenfeier
2.	Di.	Alfons von Ligouri
3.	Mi.	Auffindg. d. hl. Stephanus
4.	Do.	Dominikus
5.	Fr.	Maria Schnee, Oswald
6.	Sa.	Verklärung Christi
33. Woche		Ev.: Gleichnis vom Pharisäer u. Zöllner. Luk. 18, 9—14.
7.	**So.**	**10. Sonntag n. Pfingsten**
		Kajetan, Donatus
8.	Mo.	Cyriakus
9.	Di.	Petrus Faber
10.	Mi.	Laurentius
11.	Do.	Tiburtius und Susanna
12.	Fr.	Klara, Hilarius
13.	Sa.	Hippolyt und Kassian
34. Woche		Ev.: Heilung eines Taubstummen. Mark. 7, 31—37.
14.	**So.**	11. Sonntag n. Pfingsten
		Eusebius
15.	Mo.	Fest Mariä Himmelfahrt
16.	Di.	Joachim, Rochus
17.	Mi.	Hyazinth, Emilie
18.	Do.	Helena
19.	Fr.	Johannes Eudes
20.	Sa.	Bernhard von Clairvaux
35. Woche		Ev.: Gleichnis v. barmherzigen Samaritan. Luk. 10, 23—37.
21.	**So.**	**12. Sonntag n. Pfingsten**
		Franziska von Chantal
22.	Mo.	Timotheus, Philibert
23.	Di.	Philippus Benitus
24.	Mi.	Bartholomäus
25.	Do.	Ludwig, Gregor
26.	Fr.	Zephyrinus, Egbert
27.	Sa.	Joseph von Calasanza
36. Woche		Ev.: Zehn Aussätzige. Luk. 17, 11—19.
28.	**So.**	**13. Sonntag n. Pfingsten**
		Augustinus
29.	Mo.	Johannes' Enthauptung
30.	Di.	Rosa von Lima
31.	Mi.	Raymund, Isabella

1. 1855 Errichtung des kath. Oberschulkollegiums in Vechta.

3. 1818 † J. M. C. v. Ascheberg-Ihorst, letzter Direktor des Vechtaer Burgmannskollegiums, Verfasser historischer Abhandlungen.

4. 1872 † Christian Wehage - Essen, Pfarrer in Damme, Feldgeistlicher 1848, Begründer des Dammer Krankenhauses.

5. 1904 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstraße).

8. 1684 Großer Brand in Vechta.

8. 1933 † Gerhard Ostendorf-Vechta, Justizrat 1899 bis 1924.

11. 1888 Eröffnung der Bahn Löningen—Essen.

11. 1902 Großer Brand in Cloppenburg.

13. 1841 † Bernhard Romberg-Dinklage, Cellist, zuletzt in Hamburg.

19. 1921 † Eduard Burlage, Reichsgerichtsrat und Reichstagsabgeordneter.

20. 1934 erfolgte der erste Spatenstich zum Museumsdorf Cloppenburg.

20. 1951 † Dr. Paul Clemens-Cloppenburg, Assistent am Museumsdorf, Heimatschriftsteller.

21. 1875 † Dr. Heinrich Rump - Essen, Schriftsteller.

21. 1914 † Augustin Kreutzmann - Dinklage, Orgelvirtuose.

23. 1927 † August Schillmöller, Heimatschriftsteller.

24. 1730 Gottfried Steding - Vechta, Kapitelsdirektor und Pfarrer.

24. 1716 Großer Brand in Cloppenburg (vom Krapendorfer Tor bis zur Mühle).

26. 1821 Großer Brand in Scharrel.

27. 1846 † Bernhard Jos. Hackstätte-Essen, Kaplan, Heimatschriftsteller.

Landesbibliothek Oldenburg

Koren maaien ✦ Augustus

AUGUST. *Unter der Strahlenkraft der Sonne ist das Korn reif geworden. Nun ist die Zeit der Ernte. Drei Knechte bemühen sich um das kostbarste Gut der Erde. Einer mäht in langen Streifen das Getreide, ein anderer bindet es in Garben, während der dritte die Hocken aufstellt (die Form ist dem Maler nicht recht gelungen). Hinter dem Rand des Hügels steigt, ein Gebäude höher als das andere, das Gehöft auf: ein Stall mit Anbau, das Wohnhaus mit dem Schornstein und zuhinterst der Vierrutenberg, der noch vollgepackt ist mit Stroh.*

Landesbibliothek Oldenburg

SEPTEMBER

1.	Do.	Aegidius
2.	Fr.	Stephan
3.	Sa.	Erasmus
37. Woche		Ev.: Gottes Vatergüte. Matth. 6, 24—33.
4.	**So.**	**14. Sonntag n. Pfingsten** Rosalia, Irmgard, Ida
5.	Mo.	Laurentius Justiniani
6.	Di.	Magnus, Zacharias
7.	Mi.	Regina, Korbinian
8.	Do.	Mariä Geburt, Hadrian
9.	Fr.	Gorgonius
10.	Sa.	Nikolaus aus Tolentino
38. Woche		Ev.: Jüngling von Naim. Luk. 7, 11—16.
11.	**So.**	**15. Sonntag n. Pfingsten** Protus und Hyanzinthus
12.	Mo.	Mariä Namensfest
13.	Di.	Notburga
14.	Mi.	Kreuzerhöhung
15.	Do.	7 Schmerzen Mariä
16.	Fr.	Cornelius und Cyprian
17.	Sa.	Hildegard, Lambertus
39. Woche		Ev.: Beim Gastmahl des Pharisäers. Luk. 14, 1—11.
18.	**So.**	**16. Sonntag n. Pfingsten** Joseph v. Cup.
19.	Mo.	Januarius
20.	Di.	Eustachius
21.	Mi.	Matthäus Quatember
22.	Do.	Thomas v. Vill., Moritz
23.	Fr.	Linus, Thekla Quatember
24.	Sa.	Gerhard Quatember
40. Woche		Ev.: Das Hauptgebot. Matth. 22, 34—46.
25.	**So.**	**17. Sonntag n. Pfingsten** Kleophas
26.	Mo.	Cyprian und Justina
27.	Di.	Kosmas und Damian
28.	Mi.	Wenzeslaus
29.	Do.	Erzengel Michael
30.	Fr.	Hieronymus

1. 1824 † Trenkamp-Strücklingen, Pastor, Altertumsforscher.

1. 1888 Eröffnung der Bahn Vechta—Lohne.

1. 1928 † Georg Vorwerk - Cappeln, Pionier der Pferdezucht.

4. 1833 † Gerhard Heinrich Kreymborg-Lohne, Begründer der Lohner Industrie.

6. 1943 † Zu Höne-Vestrup, Pfarrer, Heimat- und Familienforscher.

8. 1931 † Bernard Dinkgrefe - Addrup bei Essen, Dechant und Pastor Primarius, Hausprälat Sr. Heiligkeit des Papstes, zuletzt Hamburg.

9. 1678 † Christoph Bernhard von Galen, Fürstbischof.

9. 1926 † Heinrich Fortmann-Cloppenburg, Rektor, Gründer und langjähriger Leiter des kath. oldbg. Lehrervereins.

12. 1875 † Franz Heinr. Deters-Lohne, Bildhauer.

14. 1850 † Dr. med. H. Ch. A. Osthoff-Vechta, Verfasser verschiedener Schriften heimatkundlichen Inhalts.

17. 1374 Eroberung der alten Burg Dinklage (Ferdinandsburg) durch Bischof Florenz von Münster.

20. 1929 † Jos. Grönheim-Löningen, Prof., Jubilarpriester.

26. 1929 † August Kl. Quade - Vechta, Professor am Seminar.

27. 1719 † Herbert Wichmann-Oythe, einziger Glokkengießer im Lande Oldenburg.

28. 1868 † Friedrich August Clodius-Lohne, Zigarrenfabrikant.

30. 1777 Großer Brand in Bakum, der das ganze Dorf zerstörte.

Landesbibliothek Oldenburg

Appels schudden • September

SEPTEMBER. *Es naht der Herbst und mit ihm die Obsternte. Von den seltsam geformten Apfelbäumen werden die Früchte geschüttelt, lauter große, schöne Äpfel, denen wir die paradiesische Farbe gern glauben, auch wenn wir sie nicht sehen. Ein Mädchen sammelt den Segen von oben in die geraffte Schürze, ein Junge trägt einen Weidenkorb voll davon.*

Landesbibliothek Oldenburg

OKTOBER

1.	Sa.	Remigius	
41. Woche		Ev.: Der rechte Gebrauch der irdischen Güter. Matth. 9, 1—8.	
2.	**So.**	**18. Sonntag n. Pfingsten** Erntedank- und Rosenkranzfest, Leodegar	
3.	Mo.	Theresia vom Kinde Jesu	
4.	Di.	Franz von Assisi	
5.	Mi.	Placidus	
6.	Do.	Bruno	
7.	Fr.	Sergius	
8.	Sa.	Brigitta	☾
42. Woche		Ev.: Vom königlichen Gastmahl. Matth. 22, 1—14.	
9.	**So.**	**19. Sonntag n. Pfingsten** Dionysius, Günther	
10.	Mo.	Franz v. Borgia, Viktor Gereon	
11.	Di.	Protus	
12.	Mi.	Maximilian	
13.	Do.	Eduard	
14.	Fr.	Kallixtus I., Burchard	
15.	Sa.	Theresia von Avila	●
43. Woche		Ev.: Jesus heilt den Sohn des königl. Beamten. Joh. 4, 46—53.	
16.	**So.**	**20. Sonntag n. Pfingsten** Hedwig, Gerhard	
17.	Mo.	Margarete Alac.	
18.	Di.	Lukas	
19.	Mi.	Petrus von Alkantara	
20.	Do.	Wendelin	
21.	Fr.	Hilarion, Ursula	
22.	Sa.	Ingbert, Kordula	
44. Woche		Ev.: Gleichnis vom unbarmherzigen Knecht. Matth. 18, 23—35.	
23.	**So.**	**21. Sonntag n. Pfingsten** Severin, Joh. v. Kapistran	
24.	Mo.	Raphael	☽
25.	Di.	Crispin und Crispinian	
26.	Mi.	Evaristus	
27.	Do.	Sabina	
28.	Fr.	Simon u. Judas Thaddäus	
29.	Sa.	Narzissus, Dorothea	
45. Woche		Ev.: Der Zinsgroschen. Matth. 22, 15—21.	
30.	**So.**	**22. Sonntag n. Pfingsten Christkönigsfest**	
31.	Mo.	Wolfgang, Alfons	

1. 1802 † Sigismund Hoynd - Langförden, Pfarrer, „der Overberg des Oldenburger Münsterlandes".

1. 1835 Eröffnunng des Postwagenverkehrs von Vechta nach Ahlhorn.

1. 1885 Eröffnung der Bahnlinie Vechta—Ahlhorn.

1. 1894 Gründung der landwirtschaftlichen Winterschule in Dinklage, der ältesten derartigen Lehranstalt des Münsterlandes.

1. 1906 Letzte Fahrt der Postkutsche von Cloppenburg nach Friesoythe.

3. 1948 † Julius Bröring, Verfasser eines zweibändigen Werkes über das Saterland.

3. 1946 † Joseph Haskamp, Friesoythe - Vechta, Amtshauptmann, zuletzt in Oldenburg.

5. 1939 † Wilhelm Kotthoff - Vechta, Direktor des Gymnasiums.

16. 1899 † Möhlmann - Essen, Dechant, Erbauer der Kirche (1870—1875) und des Krankenhauses (1893) in Essen.

17. 1912 † Franz Diebels - Dinklage, Seminarmusiklehrer, Komponist.

19. 1945 † Franz Meyer-Holte b. Damme, Landtagsabgeordneter.

20. 1953 † Werner Baumbach-Cloppenburg, Oberst, erfolgreichster deutscher Kampfflieger.

25. 1400 Graf Nikolaus von Tecklenburg trat die Herrschaft über Amt und Burg Cloppenburg nebst Friesoythe und Barßel an Bischof Otto von Münster ab.

26. 1922 † Ignaz Feigel-Cloppenburg, Bürgermeister und Landtagsabgeordneter.

30. 1880 † Clemens August Trenkamp-Lohne, Gründer der Fa. Trenkamp.

Landesbibliothek Oldenburg

Wijnproeven + October

OKTOBER *ist der Weinmonat; aber in Holland wächst kein Wein. Daher ist unser Freund, der Tellermaler, mit den Gewohnheiten des Weinbaus nicht vertraut. Er zeigt uns nicht, wie es sonst auf Monatsbildern üblich ist, die Traubenlese, sondern die Probe des letztjährigen Weins. Auf dem Hofe eines doppelstöckigen Hauses liegen die Fässer. Der Kellermeister hat eine Flasche —ist es ein Bocksbeutel? — abgezapft und kredenzt nun seinem Herrn den neuen Jahrgang im funkelnden Spitzkelch.*

Landesbibliothek Oldenburg

NOVEMBER

1.	**Di.**	**Allerheiligen**	
2.	Mi.	Allerseelen	
3.	Do.	Hubert	
4.	Fr.	Karl Borromäus	
5.	Sa.	Zacharias und Elisabeth	
46. Woche		Ev.: Auferweckung der Tochter des Jairus. Matth. 9, 18—26.	
6.	**So.**	**23. Sonntag n. Pfingsten** Leonhard	☾
7.	Mo.	Engelbert, Willibrord	
8.	Di.	Vier gekrönte Märtyrer	
9.	Mi.	Theodor	
10.	Do.	Andreas Avellinus	
11.	Fr.	Martin von Tours	
12.	Sa.	Kunibert	
47. Woche		Ev.: Das Gleichnis vom Senfkörnlein. Matth. 13, 31—35	
13.	**So.**	**24. Sonntag n. Pfingsten** Stanislaus Kostka	
14.	Mo.	Josaphat	●
15.	Di.	Albertus Magnus	
16.	**Mi.**	**Buß- und Bettag** Gertrud	
17.	Do.	Gregor der Wundertäter	
18.	Fr.	Odo, Abt	
19.	Sa.	Elisabeth von Thüringen	
48. Woche		Ev.: Das Ende der Welt. Matth. 24, 15—35.	
20.	**So.**	**25. Sonntag n. Pfingsten Totensonntag** Felix von Valois	
21.	Mo.	Mariä Opferung	
22.	Di.	Cäcilia	☽
23.	Mi.	Klemens, Felizitas	
24.	Do.	Johannes vom Kreuz	
25.	Fr.	Katharina	
26.	Sa.	Konrad	
49. Woche		Ev.: Wiederkunft Christi zum Gericht. Luk. 21, 25—33.	
27.	**So.**	**1. Adventssonntag** Anfang des Kirchenjahres (Geschlossene Zeit) Willehad	
28.	Mo.	Günther	
29.	Di.	Saturnin, Eberhard	○
30.	Mi.	Andreas	

1. 1613 Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses in Cloppenburg.

4. 1258 † Johannes von Wildeshausen (Johannes Teutonicus).

8. 1851 Eröffnung des St. Marienhospitals in Vechta, des ältesten Krankenhauses des Oldenburger Münsterlandes.

9. 1613 Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses in Vechta.

9. 1826 † Bernhard Overberg, Förderer und Reformator der kath. Volksschulen.

10. 1918 Rücktritt des Großherzogs Friedrich August, Verzicht auf die Thronfolge. Oldenburg wurde Freistaat.

10. 1918 † Friedrich Graf v. Galen-Dinklage, Reichstagsabgeordneter.

15. 1904 Eröffnung der Bahnverbindung Dinklage—Lohne.

15. 1876 Eröffnung der Bahnlinie Osnabrück—Cloppenburg—Oldenburg (17. Oktober 1875 von Oldenburg—Quakenbrück).

15. 1933 † Direktor Johann Wewer-Cloppenburg, bedeutender Schulmann und Schriftsteller.

17. 1875 † Franz Bramlage - Lohne, Begründer der Lohner Korkindustrie.

18. 1885 † Bernhard Holthaus sen., Dinklage, Maschinenfabrikant, Begründer der Holthausschen Maschinenfabrik.

18. 1887 Großer Brand in Dinklage.

19. 1668 Das Niederstift Münster (Südoldenburg) wird auch kirchlich dem Bischof von Münster unterstellt; bis dahin hatte es kirchlich zum Bistum Osnabrück gehört.

28. 1821 † Andreas Romberg-Vechta, Komponist, zuletzt in Gotha.

29. 1896 † Anton Johannes Benker-Lohne, Bildhauer.

Landesbibliothek Oldenburg

Varken slachten + November

NOVEMBER. *Die Früchte aus Feld und Garten sind eingebracht; nun muß noch das Fleisch für die Winterzeit eingepökelt oder geräuchert werden. Im November wird Schlachtfest gefeiert. Ein Bohlenzaun grenzt den Hofplatz ab, auf dem sich das große Ereignis abspielt. Ein mächtiges Borstentier hat soeben den Fangstich erhalten. Eine Magd fängt in einer langen Stielpfanne das strömende Blut auf. Die Geräte des Schlachters liegen sauber aufgereiht am Boden. Auf der flachen Holzpritsche wird das Schwein dann zum Ausnehmen aufgerichtet.*

Landesbibliothek Oldenburg

DEZEMBER

1.	Do.	Eligius, Arnold	
2.	Fr.	Bibiana	
3.	Sa.	Franz Xaver	
50. Woche		Ev.: Gesandtschaft des Täufers. Matth. 11, 2—10.	
4.	**So.**	**2. Adventssonntag**	
		Barbara	
5.	Mo.	Reinhard	
6.	Di.	Nikolaus, Bischof	☾
7.	**Mi.**	**Ambrosius**	
8.	**Do.**	**Mariä Empfängnis**	
		Anastasia	
9.	Fr.	Egbert, Valerian	
10.	Sa.	Melchiades	
51. Woche		Ev.: Das Zeugnis des hl. Johannes. Joh. 1, 19—28.	
11.	**So.**	**3. Adventssonntag**	
		Damasus	
12.	Mo.	Justinus	
13.	Di.	Lucia	
14.	Mi.	Nikasius	Quat. ●
15.	Do.	Christiana	
16.	Fr.	Eusebius, Adelheid	Quat.
17.	Sa.	Lazarus	Quatember
52. Woche		Ev.: Die Stimme des Rufenden in der Wüste. Luk. 3, 1—6.	
18.	**So.**	**4. Adventssonntag**	
		Christoph, Wunibald	
19.	Mo.	Friedbert	
20.	Di.	Christian	
21.	Mi.	Thomas	
22.	Do.	Beata, Jutta	☽
23.	Fr.	Dagobert	
24.	Sa.	Adam und Eva	
53. Woche		Ev.: Die Geburt Christi Lukas 2, 1—14	
25.	**So.**	**1. Weihnachtstag**	
26.	**Mo.**	**2. Weihnachtstag**	
		Stephanus (Offene Zeit)	
27.	Di.	Johannes Evangelist	
28.	Mi.	Fest der unschuld. Kinder	
29.	Do.	Thomas von Canterbury	
30.	Fr.	David, Lothar	♋
31.	Sa.	Sylvester	

2. 1895 † Pfarrer Dr. C. L. Niemann-Cappeln, Heimatschriftsteller.

3. 1946 † Dr. Heinrich Zerhusen - Vechta, Amtsgerichtsrat, Mitbegründer des Heimatbundes.

7. 1892 † Dr. Wulf-Lastrup, Dechant, Heimatforscher.

8. 1703 Ein Sturm zerstörte den Kirchturm in Dinklage.

8. 1919 Gründung des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.

11. 1827 Einsturz des Turmes der Löninger Pfarrkirche.

11. 1837 † Josef Renschen-Dinklage, Dechant, eifriger Sammler.

14. 1932 † Bernard Bünger-Altenoythe, Pfarrer, Heimatschriftsteller.

20. 1595 Großer Brand in Emstek, der das ganze Dorf zerstörte.

20. 1933 † Josef Meyer-Hemmelsbühren, Ökonomierat.

24. 1431 † Konrad von Vechta, Bischof von Olmütz, Erzbischof von Prag.

24. 1623 Niederbrennung des Dorfes Altenoythe durch Mansfeldsche Truppen.

25. 1932 † Dr. Clemens Pagenstert - Vechta, Lokalhistoriker.

30. 1934 † Heinrich Klingenberg-Lohne, Kunstmaler.

Landesbibliothek Oldenburg

Hout kappen — ijsvermaak • Dezember

DEZEMBER. *Der letzte Monat des Jahres. Noch hat die Arbeit kein Ende. Das Holz muß geschlagen werden; Holz für das Herdfeuer, Holz für die Einfriedigung von Hof und Weide, Holz für Möbel und für die gewaltigen Ständer und Balken des neuen Hauses. Die Arbeiter unseres Bildes haben es nicht mit der schwersten Arbeit zu tun. Sie schlagen „Stöcke", behauen sie und bündeln sie zum Abtransport. — Im Mittelgrund aber geht das Dezemberbild in die Januardarstellung über. Eiszelt und Schlittschuhläufer zeigen uns die unablässige Wiederkehr alles Geschehens. „Saure Wochen, frohe Feste . . ." Die harte Arbeit überwiegt. Wahrscheinlich zu unserm Besten!*

Landesbibliothek Oldenburg

Zu den Monatsbildern

aus dem Openluchtmuseum in Arnheim (Holland)

Die holländischen Maler und Kupferstecher, die vor 200 und 300 Jahren wirkten, haben zum ersten Mal bewußt „dem Volk aufs Maul geschaut". Gerade die Leute aus dem Arbeiter-, Handwerker- und Bauernstand hatten es ihnen angetan. Ihre Sorgen und ihre Nöte sprechen uns aus dem Halbdunkel der meist kleinformatigen Bilder eindringlich an. Einer der berühmtesten dieser Maler, Adrian Brower, hat selbst mitten unter dem Volk gelebt; er war arm mit den Armen, krank unter den Kranken, er war ein Trunkenbold in der wilden Runde der Zecher.

Da ist es nicht verwunderlich, wenn die Monatsbilder dieses Kalenders ganz besonders lebendig und abwechslungsreich sind; stammen sie doch aus dem Holland dieser Zeit. Aus den früheren Jahrgängen des Heimatkalenders wissen wir, daß es bei den Monatsbildern nicht um große weltbewegende Fragen geht, sondern um die schlichte Darstellung des Alltagslebens, um die hauptsächlichen Arbeiten und Freuden in den Jahreszeiten und Monaten.

Im frühen Mittelalter finden wir solche Monatsbilder in lateinischen Folianten der Kleriker und Mönche. An den gotischen Kathedralen des hohen Mittelalters wird diese „weltliche" Welt vor dem Kircheneingang in Stein gehauen, um die Grenze des diesseitigen von dem jenseitigen Leben hinter den Portalen sichtbar zu machen. Im späten Mittelalter lassen sich hochmögende Fürsten und Herzöge Kalenderillustrationen mit viel Blattgold in ihre pergamentenen Gebetbücher malen.

Dann aber bricht, wenigstens für Holland, das Ursprungsland unserer Darstellungen, das Zeitalter des Volkes an. In die Bürger- und Bauernhäuser finden die gemalten Begebenheiten des Jahresablaufs ihren Weg. Und was liegt da näher, als solche Monatsbilder auch an den Schmuck- und Zierstücken in der Küchenanrichte, im Glasschrank und auf dem Kaminsims anzubringen: auf den großen Tellern aus „Delftsch aardewerk", auf den Delfter Fayencen.

Heutzutage muß man in ein Museum gehen, wenn man das prachtvolle irdene Zeug sehen will, das früher der Stolz jeder Hausfrau war, der Stolz der Bäuerin ebensogut wie der Frau aus der Stadt. In den „Tellerschapps" der eichenen Anrichten und in den Vitrinen aus kostbaren Edelhölzern standen die großen Teller aufgereiht; in leuchtenden Farben erstrahlten Blumenstücke, Ornamente oder figürliche Darstellungen. Diese Prunkstücke kamen schon längst nicht mehr als Gebrauchsgeschirr auf den Tisch. Sie erfreuten durch ihr Aussehen Hausbewohner und Besucher.

Als eine kleine Erinnerung an vergangene Zeiten einer hohen Kultur seien die holländischen Monatsbilder in diesem Jahr unserm Kalender vorgesetzt. Über die ganze Größe des Tellerrunds, über Spiegel und Rand, sind die Bilder mit kräftigen und zarten blauen Pinselstrichen komponiert. Innenräume, Gärten und freies Feld, Bauerngehöfte, Kirchen und Windmühlen, Winterfreuden und Sommerarbeiten — alles gibt sich ein Stelldichein auf diesen Tellern aus dem holländischen Freilichtmuseum in Arnheim.

Klaus Gruna

Landesbibliothek Oldenburg

Unsere Heimat

und die Schöpfung aus zweiter Hand

Du wirst Dir unter dem Titel zunächst wenig vorstellen können. Aber Du bist mit mir sicherlich einig in der Annahme, daß es eine Schöpfung aus erster Hand gibt. Es ist das uns umgebende Universum, die uns umgebende Natur, die Steine sind es, die als Findlinge in unserer Heimat verstreut in stummer Verwitterung liegen, die Pflanzen und Blumen auf unseren Äckern und Wiesen, die Tiere in unseren Wäldern, die Menschen in unseren Dörfern und Städten. All das ist — und wir sind einbegriffen — im Letzten die Schöpfung Gottes, die Schöpfung — um es menschlich auszudrücken — aus erster Hand.

Wir können heute, in der Zeit der epochemachenden Industrialisierung, der Technisierung und Mechanisierung von einer anderen Schöpfung sprechen; von einer Schöpfung aus zweiter Hand. Denn wir, die Menschen, sind es, die dies alles geschaffen. Und dieses Schaffen ist im Grunde nichts anderes als ein Nachahmen der schöpferischen Kraft Gottes, als ein Nachahmen der Natur. Du siehst das Flugzeug über Deinen Hof hinwegbrausen. Ist dieses Flugzeug im Grunde etwas anderes als ein mechanisch erzeugter Vogel, ein Nachahmen der Natur? Ist das Motorschiff, das Boot auf der Hunte oder Soeste etwas anderes als eine technische Umwandlung unserer Wasservögel? Ist der neuerworbene Traktor auf Deinem „Kamp" nicht eine vielfach verstärkte technische Umwandlung unserer „Pferdekraft"? — Denk selbst einmal darüber nach, ob Du in Deinem Haus, als Bauer, als Handwerker, als Kaufmann, als Hausfrau oder in Deinem freien Beruf nicht bereits mehr in der Welt dieser zweiten Schöpfung als in der ersten lebst. Vielleicht aber vermagst Du schon gar nicht mehr sachlich darüber zu urteilen, weil Dir die Welt der zweiten Schöpfung bereits zur „Zweiten Natur", zur Selbstverständlichkeit geworden ist: das elektrische Licht, Radio, Telefon, der Mähdrescher, die Drehbank, der „Kunst-Dünger", Phosphor und Stickstoff, der elektrische Zaun, die Automaten, die Kinos, vielleicht sogar das Auto und der Fernsehapparat in der nahen Gastwirtschaft. Würde Dein Großvater wiederum erwachen, er könnte sachlicher über diese Verwandlung urteilen. Er würde staunen über diese zeit- und arbeitsparenden Erfindungen. Er würde — könnte er es ein wenig philosophisch ausdrücken — etwa sagen, daß wir aus der Zeit der denkenden Naturbetrachtung in die Epoche der Naturveränderung übergegangen sind. Aber er würde nicht nur staunen über die Schöpfung aus zweiter Hand, sondern er müßte sich wie ein „Fremder" vorkommen, der nicht mehr in die Welt „hineinpaßt", weil wir, die Nachkommen, uns ebenfalls gewandelt haben. Das ist es: Wir technisieren, mechanisieren, rationalisieren, wir sind die Ursache dieser Schöpfung aus zweiter Hand, aber diese vollkommen technisch ausgerichtete Umwelt als Wirkung wirkt wiederum zurück auf die Ursache, auf die Menschen, auf Dich und mich. Wir selber sind durch die Modernisierung „a n d e r s" geworden oder sind wenigstens auf dem Wege, anders zu werden. Und darin liegt eine Gefahr für uns beide, für unser Dorf, für unsere Heimat.

Darf ich Dir zur Klärung unserer heimatgefährdenden Situation ein kleines Erlebnis erzählen? Ich arbeite in einer Großstadt, in einem Meer von Steinen. Viele Menschen ziehen an Urlaubstagen „in Gottes freie Natur", weil die Enge der Häuser, die Tretmühle des technisch ausgerichteten Lebens, der Lohntabellen, der Maschinen sie bedrückt. Die Natur des Menschen drängt wiederum zur Natur und damit zur größeren Wirklichkeit, in die Gott uns hineingestellt. Neulich war ich in der Heimat, auch als Ausgegossener eines bewegten und zugleich beengten Lebens. Die Heimat regt mich — bin ich allein — immer zur Besinnung an. Was sagten mir in der Ahlhorner Heide „Braut und Bräutigam", die vielen großen Steine: Zunächst, daß ich Materie bin, genau so wie sie, nur nicht von so langer Dauer.

Aber sie erzählten mir darüber hinaus, daß ich mehr sei, daß ich ein organisches Leben habe, genau so wie die Millionen von Pflanzen und Bäumen, denen ich auf meinem betrachtenden Gang begegnete. Und diese wiederum sagten, ich würde nicht nur wachsen und vergehen wie sie, sondern mit besonderen Sinnen begabt sein, genau wie die Tiere auf unseren Weiden. Alles zeugte davon, daß ich zur niederen Natur, zur Materie gehöre, daß meine Geburt damit bereits die Schatten meines physischen Todes voraus-

Landesbibliothek Oldenburg

wirft. Aber eins unterscheidet mich grundlegend von dieser Welt der bloßen Materie: daß ich über mein eigenes Denken nachdenken kann. Und das setzt Geist voraus. Wenn Du in Deiner Kirche von den Engeln, von den immateriellen und daher unsterblichen Geistern hörst, so ist die Existenz dieser geistigen Wesen durchaus nicht nur Annahme Eures Vikars oder der Kirche, sondern sie ist über das Christentum hinaus die Forderung der menschlichen Vernunft. Wir gehören — Du und ich — weder dieser Welt des reinen Geistes an noch der Welt der bloßen Materie. Wir stehen — als Einheit von Geist und Leib — im Schnittpunkt der Schöpfung. Steine, Pflanzen, Tiere, sie haben ihre Bestimmung im Diesseits, in dem sie auf uns Menschen hingeordnet sind. Wir als die einzig Vernunftbegabten haben unsere Bestimmung über die niedere Natur hinaus, da wir auf das Reich des Geistes, auf Gott hingeordnet sind. Diesem unseren Wesen ensprechend haben wir die Aufgabe, unsere niedere Natur und unsere Umwelt umzugestalten — nach den Grundsätzen des uns von Gott gegebenen Geistes. Das ist gemeint, wenn es heißt: Machet euch die Erde untertan.

Du wirst mir zugestehen, daß wir damit in einer Wirklichkeit der ersten Schöpfung stehen, der wir uns nicht entziehen können, ohne uns selbst zu bestrafen durch allmählichen seelischen Tod. Aus dieser größeren Wirklichkeit haben wir beide, Du und ich, haben alle Menschen den Sinn des so kurzen Lebens zu verstehen, haben wir unsere Aufgaben, unsere Arbeiten bei uns selbst, in der Familie, im öffentlichen Leben zu bewältigen, wollen wir uns als Menschen vor Gott bewähren. Aus diesem Denken und Handeln heraus ist auch nur „Heimat" möglich, als Geborgenheit auf dem Grund unserer Väter, aus dem Geist unserer Vorfahren, dessen Natur- und Gottverbundenheit sich im Denken, im Handeln und damit in den Gebräuchen und der Kultur offenbarte.

Und hier liegt für unsere Generation eine Gefahr, ich möchte sagen „die" Gefahr. Wir sind auf dem besten Wege, aus der größeren Wirklichkeit der ersten Schöpfung in die Teilwirklichkeit der zweiten, der technischen, abzusacken. Nicht, daß wir die Maschinen, die Motoren, die Traktoren verdammten. Im Gegenteil. Was wir aber verurteilen müssen, ist die Tendenz, die Erzeugnisse der zweiten Schöpfung als eine in sich selbständige Welt anzuerkennen, ohne sie hinzuordnen in den Dienst des wesentlichen Lebenszieles; daß wir damit einen Bruch vollziehen zur ersten geschöpflichen Ordnung, in die uns Gott gestellt; daß wir damit abgleiten von unserem geschöpflichen Standort in die Welt der zweiten Schöpfung, der Technik, der Quantität, der Zahl und damit der Materie; daß wir aus Herren der Schöpfung Sklaven werden, indem „wir" es sind, die den Motor „bedienen"; indem das motorisierte und technisierte Leben uns bereits seinen Rhythmus vorschreibt. Es drängt uns immer mehr ins nur technische, wirtschaftliche und daher materialistische Denken. Und aus dem Denken folgt ein Handeln nach nur materiellen und daher niedrigen Grundsätzen. Damit schnüren wir uns selber ab von der eigentlichen Wirklichkeit und lassen uns einsperren in das Gefängnis unserer eigenen Schöpfung. Um es konkreter zu sagen: wir verlieren Gott, weil wir uns bereits in unsere selbstgeschaffene Welt einschließen; wir verlieren die Heimat, weil wir aus dem materialistischen und daher egoistischen Denken keine Gemeinschaft, keine Nachbarschaft, keine Vertrautheit mehr kennen. Wir verlieren unsere besinnliche Ruhe und Zeit, weil die an sich zeitsparende Maschinerie uns auf andere Weise Ruhe und Zeit nimmt. Wir verlieren das echte Bauerntum, weil der Bauer im Prozeß der allgemeinen Rationalisierung, der Technisierung, der Bürokratisierung „verdienen", berechnen, „kalkulieren" muß. Sein Hof wird „Betrieb", nicht auf Bedarf, sondern auf Absatz und Verdienst ausgerichtet. Unsere Äcker bleiben nicht mehr väterlicher Boden, Lebensgrundlage, sondern degradieren zu „Produktionsstätten".

Du sagst mir vielleicht, daß wir wirtschaftlich dabei verdienen. Jawohl, das ist möglich, wenigstens bei guter Konjunktur; sicher aber ist, daß wir seelisch dabei verarmen und nicht glücklicher werden. Du wirfst mir ein, daß man realistisch, wirklichkeitsnah sein muß? Jawohl, aber wirklichkeitsnah ist im Tiefsten nicht der, der angeblich mit „beiden Füßen auf dem Boden steht." Er tut es nämlich gar nicht. Er unterliegt einer kurzsichtigen Täuschung. Es ergeht ihm — wenn ich ein Bild gebrauchen darf — wie dem unreifen Backfisch im Kino: auch dieses Mädchen ist so von dem Bild auf der Leinwand „beeindruckt", von Willy Birgel und Eva Bartok, es glaubt sich so sehr in die „Wirklichkeit" versetzt, daß es sogar bei entsprechender Szene eine stille Träne vergießt oder einen Freudenschrei ausstößt. Wenn dieser Backfisch beim Hinausgehen noch vollkommen „gepackt" ist von der

Landesbibliothek Oldenburg

„Wirklichkeit" des künstlich Geschaffenen, so wird er auf einmal nüchtern, wenn er beim ersten Schritt nach draußen seinen Schirm aufspannen muß, weil es „plästert". Auch hier sehen wir zwei Wirklichkeiten, die Du selber vielleicht bereits erfahren hast. Und man tut gut daran, sich nach der größeren Wirklichkeit einzurichten. So scheint mir auch nur der realistisch zu sein, der nicht nur aus seiner selbstgeschaffenen Teilwirklichkeit, sondern aus unserer geschöpflichen Gesamtwirklichkeit heraus denkt, urteilt und handelt. Was letzteres angeht, so glaube ich, daß wir niemals so wirklichkeitsfremd gewesen sind wie heute, in der Zeit der Motoren und synthetischen Stoffe, der künstlichen Zeugung und des Kinos. Ein solch enges Leben bedeutet eine Krankheit, die tödlich ausgehen kann.

Unsere Väter waren anders. Sie waren realistischer als wir. Nicht, daß ich in falscher Romantik die „gute alte Zeit" herbeisehnte, durchaus nicht, denn sie war gar nicht immer so gut. Auch nicht, daß ich die Technik aufhalten möchte. Im Gegenteil. Wenn Du mich kenntest, würdest Du merken, daß ich mich persönlich sogar für den Düsenmotor, für die Mechanik des Staubsaugers und für jegliche zeitsparende Erfindung interessiere. Im übrigen sind wir keine Illusionisten: die Technik läßt sich nicht aufhalten. — Wenn wir aber unsere Väter und Ahnen realistischer nennen, dann deshalb, weil sie vollkommen aus der Welt der ersten Schöpfung dachten und arbeiteten, aus der Gesamtschau der Wirklichkeit, in der wir stehen, aus der heraus wir nur ein sinnvolles Leben zu führen vermögen. Und das, trotzdem auch sie — wie jede geschichtliche Epoche ihrer Art — über eine Technik verfügten, über eine Schöpfung aus zweiter Hand, die sogar eine Kultur hervorbrachte, zu der wir heute nicht fähig sind. Das heißt, daß sie ihre Seele bewahrten und diese ausprägten in religiös-weltlichen Bräuchen und Sitten, in Liedern, in Skulpturen und kunstvollen Bauten, in Gemeinschaftsformen und Heimatgestaltung, daß sie damit nicht von der Materie beherrscht wurden, sondern ihr Denken durch ihre Arbeit der materiellen Umwelt, ihrem Leben und ihren Lebensformen aufprägten. Es war — trotz mancher Schattenseiten — eine Einheit zwischen Geist und Leib, zwischen Sein und Sollen, zwischen Mensch, Natur und Gott.

Sollte es uns gelingen, diese Einheit wiederum zu erringen, sollte der Bruch zwischen den beiden Schöpfungen auf die Dauer bewältigt werden und unsere selbstgeschaffene Teilwirklichkeit in den hierarchischen Aufbau der natur- und gottgewollten Gesamtwirklichkeit hineingehoben werden, dann ist wiederum echtes Menschtum, Gemeinschaft, Heimat möglich. Wenn ich von „Heimat" spreche, dann denke ich natürlich an die Felder, Wiesen, Moore, Flüsse meiner Kinderzeit, an Barßel und seine längst Verstorbenen. Wenn ich allerdings von Heimat spreche, wie sie Ausdruck unseres oldenburgisch-münsterländischen Geistes ist und sich im Äußeren ausprägt, dann suche ich schon fast vergeblich. Nur Bruchstücke schauen wir noch, wenn wir in Langförden, Rüschendorf, Bühren, Damme und anderswo die wenigen alten Bauernhäuser, die Kapellen und Wegekreuze sehen. Einen Ort allerdings kenne ich, wo Heimat in diesem Sinne nicht mehr ein bloßes Wort, sondern geradezu ein Erlebnis ist und Aufforderung wird: das Dorf unserer Väter in Cloppenburg: es ist die in Materie gegossene Seele unserer Ahnen, schweigendes Museum, aber in seiner Schweigsamkeit sprechend und sogar herausfordernd an uns. Neulich war ich dort. Zu kurz leider, um betrachten zu können. Aber doch lange genug, um vielleicht Wesentliches zu erkennen: Der Haakenhof, der Hoffmannshof und die umliegenden Gebäude sind nicht „gemacht"; sie sind geradezu organisch aus dem Mutterboden unserer oldenburgischen Heimat herausgewachsen. Sie kommen aus unserer Erde, aus der auch wir geworden sind. Solltest Du Gelegenheit haben, betrachte sie selber einmal. Du wirst sehen, daß das Fachwerk der breiten Giebel von einer Regelmäßigkeit und Ordnung des Denkens zeugt. Die Giebel verjüngen sich in einem wohlgeordneten Aufbau nach oben, wo Erde und Himmel sich zu begegnen scheinen. Aber lassen wir alle künstlerischen und architektonischen Erwägungen einmal beiseite. Möglich, daß Du sogar mehr davon verstehst als ich. Was mir aber auffällt, ist dies: unsere Väter dachten aus einer größeren Ordnung heraus und prägten diese Ordnung auch in den Lebensformen aus. Vor meinem Ahnenhof in Spreda z. B. steht der sinnvolle Spruch: Das Haus, das hier gebaut, betracht' es nur als Zelt, drum Wandrer, der du's schaust, bedenk, daß diese Welt, wo du zur Vorbereitung bist, nur eine Wanderstätte ist. — Zeugt dieser Spruch etwa nicht von einer Wirklichkeitsnähe aus größerer Ordnung? Dieselben Verse vor Aka's Bauernhof in Hagstedt. Vor dem Quatmannshof stand ein ähnlich sinnvoller Spruch. Und ich frage mich, ist nicht jedes Haus aus Stahlbeton,

Landesbibliothek Oldenburg

das heute in Vechta etwa oder in Cloppenburg gebaut wird, eine ebensolche Wanderstätte für uns Vergängliche? Gehört nicht Dein eigenes Haus auch dazu? Wenn ja, warum scheuen wir uns, diese Wirklichkeit auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen? Ich meine, wir ziehen uns hinter die Fassaden unserer Maschinenhallen und Wohnkomplexe zurück, um uns vor der eigentlichen geschöpflichen Wirklichkeit zu verstecken. Ich kann mir z. B. vorstellen, daß die Bauern des Quatmannshofes und deren Heuerleute unter denselben Witterungsverhältnissen lebten wie wir, daß sie alle technischen Mittel anwandten, um gute Ernten zu erzielen, daß sie alles aufwandten, um Seuchen zu vermeiden, daß sie aber — waren alle menschlichen Möglichkeiten erschöpft — ihre einzige Hilfe suchten im Bittgebet zu Gott, dem Schöpfer der Natur und dem Spender allen Lebens; daß sie z. B. im Leid eine Opferbereitschaft fanden in der Anerkennung des Kreuzes Christi. Ist dieses Stehen in göttlicher und naturhafter Ordnung heute noch Allgemeingut unseres Volkes? Unsere Väter ließen Äcker, Höfe, Vieh und Gebäude segnen und zogen damit alles Materielle in den Raum der höheren geistigen Wirklichkeit. Wo lassen wir heute Wirtschaftsgebäude, Maschinen, Autos durch Segnung symbolhaft in die Ordnung unseres letzten Lebenssinnes erheben? Und wenn wir auch annehmen dürfen, daß unsere Vorfahren genau dieselben Menschen waren wie Du und ich, mit denselben Fehlern und Schwächen, so bleibt doch der Unterschied, daß sie Betrug und Neid, daß sie die Sünde und Unordnung als solche erkannten und höchstens im Tatsächlichen fehlten, während wir darüber hinaus auf dem besten Wege sind, die Ordnung der ethischen Werte selbst, das Verhältnis von Sein und Sollen, die große Wirklichkeit selbst, zu zerstören.

Nun mußt Du nicht glauben, ich würde etwa „moralisieren". Nichts liegt mir ferner als das. Woran mir aber liegt — und darin sind die eben besagten Dinge eingebettet — die höhere naturhafte Ordnung anzudeuten, aus der heraus unser Leben nur lebenswert ist und unsere Technik nur einen letzten Sinn hat. Oder reicht Dein Leben nicht weiter als der Bereich des rein Materiellen, des Wirtschaftens, des bloßen Erwerbs? Ist dieses alles eigentlich Selbstzweck oder nur Mittel für ein Leben aus höherer Schau? Du stehst im Schnittpunkt der Schöpfung und hast von dort aus Deine menschlichen Aufgaben. Ein Untergehen in die Welt der zweiten Schöpfung ist ein ernstes Versteckenspielen vor der Wirklichkeit, der wir uns nur unter der Strafe des seelischen Todes entziehen können, für uns selbst und unsere Heimat. Wir haben auf die Dauer zu wählen zwischen der ganzen Wirklichkeit und der von uns geschaffenen engen Welt, zwischen Leben in höherer und reinerer Luft oder zwischen Erstickungstod. Damit Du mich recht verstehst: nicht darum handelt es sich, die Rationalisierung einzustellen, Radio und Auto und Traktor abzuschaffen, sondern darum, sie als Mittel einzusetzen im Rahmen unseres natur- und gottgewollten Lebens.

Auf diese Betrachtung bringt mich der Gegensatz von „Altem und Neuem", von „Modernem und Altmodischem" in unserer Heimat. Es besteht keine Kontinuität mit der Vergangenheit. Und das ist ungesund. Wir stehen vor einem Abgrund, vor seelischer Verkümmerung. Du selber stehst sogar vor der Wahl, auf die Dauer als freier Mensch weiterzuleben oder im werdenden Kollektiv Deines Wirtschaftsbetriebes unterzugehen. Du stehst vor der Wahl, König auf freier Scholle zu bleiben oder Funktionär seelenloser Organisationen zu werden. Du stehst vor der Wahl, Herr Deiner freien Zeit zu sein, oder sie im drängenden Rhythmus Deiner Geschäfte, Bilanzen und Rationalisierungsmethoden zu verlieren. Dein Leben ist mehr zweck- als sinnbetont und verliert dadurch an Inhalt.

Noch ist unsere völkische Seele nicht untergegangen. Noch ist Heimatbewußtsein vorhanden. Es ist unsere Pflicht, dieses bewußt zu stärken. Bejahen wir ruhig das „Moderne", jedoch nur, soweit wir es mit dem „altmodischen" Geist unserer Völker erfüllen können, soweit wir also die Schöpfung aus zweiter Hand mit der Schöpfung aus Gottes Hand organisch verbinden. Ob uns dies gelingen wird, ist eine Frage. Ohne Zweifel stehen wir hier in derselben Krise, in die vor 100 Jahren die industrialisierten Städte hineintaumelten, und die — wenn nicht alles täuscht — in manchen Schichten ihrer Bevölkerung bereits diesen Bruch überwinden. Daher kommt — um nur ein Beispiel zu sagen — der größte Prozentsatz der Theologen nicht mehr vom Lande, sondern aus der Stadt. Was hier bereits in Ansätzen überwunden wird, aus der unnatürlichen Verengung unserer Kino-Existenz heraus, stellt sich unsere Heimat erst als Aufgabe.

Daher sollten wir Oldenburger uns freuen, ein Fleckchen Erde zu besitzen, ein Dorf zu haben, das mehr ist als eine „un-

Landesbibliothek Oldenburg

fruchtbare" Kapitalanlage. Solltest Du so denken, dann beweist dies, daß Du bereits vollkommen in der niederen Welt der zweiten Schöpfung eingeengt bist. Das Museumsdorf ist sogar mehr als ein wertvolles Kulturdenkmal unserer Heimat. Es ist — so scheint mir — für jeden realistischen und besinnlichen Menschen der Heimat eine Aufforderung an unsere junge Generation, zu einer Lebensgestaltung aus der naturgewollten Ordnung der Werte zu gelangen. Es ist eine stetige Warnung an uns, statt für Verkümmerung des Gefühls, für seelischen Tod in der Flut des Nur-Technischen uns für eine fortschrittliche, aber nur aus der größeren Wirklichkeit heraus lebensträchtige Heimat zu entscheiden.

Gott Dank, daß wir noch Männer haben mit Einsicht in die Notwendigkeit unserer heimatgefährdenden Situation, die nicht nur klagen, sondern ihre volle Arbeitskraft einsetzen zur Erhaltung dessen, was ein Teil unseres wahren Mensch-Seins bedeutet. Aber hier liegt eine kulturpolitische Aufgabe für alle, wollen wir nicht auf die Dauer auf das verzichten, was uns doch allen am Herzen liegt: die Heimat. Diese Aufgabe ist pädagogischer Natur, sie gilt für unsere Lehrer und Schulen; sie ist sogar seelsorglicher Natur, sie gilt für unsere Geistlichen. Und die einsichtigen Vertreter unserer Behörden dürften wissen, daß es besser ist, auf die Errichtung eines Freibades zu verzichten — trotz aller Anerkennung der Notwendigkeit einer Hygiene — als auf das, was unsere Väter uns für die Erhaltung unserer Heimat und unseres Lebenssinnes zu sagen haben. Du — ich — wir alle stehen vor einer lebenswichtigen Entscheidung.

Callistus Siemer

Der Mensch braucht eine Heimat

(Aus der Festansprache zur Eröffnung der Heimatwoche in Vechta am 23. Mai 1954)

Heimatarbeit ist nicht eine Arbeit, die neben dem Alltag herläuft; Heimatarbeit wird zu leicht als eine Beschäftigung mit dem Vergangenen, mit den verträumten Besinnlichkeiten in Sitte und Brauchtum der vergangenen Zeit gesehen. Gewiß auch das hat unsere Zeit, die keine Muße und Besinnung mehr kennt, notwendig. Aber Heimatarbeit ist mehr, ist ein Stück unseres wirklichen Lebens, ist eine Aufgabe in unserem Dasein mitten zwischen den Äckern, den Wiesen und Wäldern unseres Landes, mitten zwischen den Handwerksstuben und Arbeitsstätten, mitten zwischen den Menschen unseres Landes. Wir wollen die Zeit nicht aufhalten, wollen nicht zu retten versuchen, was schon verloren ist. Wir wollen nur eines, daß der Geist unserer Väter, die Verbundenheit des Menschen mit seiner Arbeit auf dem heimatlichen Boden für alle Zeiten erhalten bleibe, daß der Mensch, der auf diesem Boden gewachsen ist, arbeitet, lebt und stirbt, mit der gleichen Zähigkeit, der gleichen Treue und der gleichen Gottverbundenheit unserem Lande dient, wie es unsere Väter und Vorväter getan haben.

Eins aber wollen wir in unserer Heimatverbundenheit nicht vergessen: Die Weltgeschichte geht weiter, und wir müssen mit, ob wir wollen oder nicht. Und das heißt: Nicht alles, was unseren Vorfahren lieb und teuer war, was in der Vergangenheit noch Sinn und Aufgabe hatte, kann heute bestehen bleiben. Welchen Wandel hat z. B. der bäuerliche Mensch in den letzten Jahrzehnten, in den letzten Jahren auch in unserem Münsterland mitmachen müssen: Da hilft kein Klagen, da hilft kein Weinen. Wenn heute der Bauer ein neues Haus baut, dann kann er nicht mehr bauen, wie es unsere Vorfahren taten. Wir wollen den Fortschritt, a u c h in unserem Lande. Aber wir wollen ihn schaffen aus der Tradition unserer Heimat, aus dem Werden und Wachsen unserer Gegend.

Eine große Gefahr droht uns. Unsere Welt ist so reich, so reich an Neuem, so vielfältig an Erscheinungen, die noch vor einem Menschenalter die Größten unserer Zeit zum Staunen brachten, so interessant in ihren Darbietungen, daß wir oft übersättigt sind und abseits stehen. Ich glaube, daß der Mensch unserer Tage viel zu wenig zum Erkennen seiner Welt, zum Erleben seiner Umwelt, zum Nachdenken und Nachsinnen über sein eigenes Schicksal kommt. Der Mensch unsrer Zeit lebt in einer Welt, die ihm nicht gehört, von der er keinen oder doch nur unvollkommen Besitz ergriffen hat.

Wir müssen helfen, daß der Mensch unserer Tage von der Welt um ihn, von seiner Heimatwelt, Besitz ergreift. Der Mensch

Landesbibliothek Oldenburg

braucht eine Heimat; sonst verfällt er der großen Heimatlosigkeit, jener Heimatlosigkeit, in der der Mensch den inneren Halt verliert, jener Heimatlosigkeit, die ihn zur schwankenden Gestalt im Ablauf der Tage stempelt, die ihn hin und her wirft und jedem Einfluß ausliefert. Das Übel der inneren Heimatlosigkeit ist groß und gewaltig in seinen Folgen. Was können wir tun?

Die erste und wichtigste Arbeit liegt in der Familie; sie hat in ihrem inneren Gefüge, in der Erfüllung ihrer Aufgabe in unserer Zeit des Hastens und Jagens am meisten gelitten. Aber sie ist und bleibt die kleinste und wichtigste Gemeinschaft im Aufbau unserer Heimat. Was die Familie einem jungen Menschenkinde gibt, kann ihm im späteren Leben meist nicht mehr genommen werden. Die Eltern müssen den Kindern in der Familie, im Elternhaus — und mag es noch so klein sein — eine wahre Heimstatt geben! Unsere Zeit mit all ihren technischen Errungenschaften reißt den jungen Menschen, ja schon das Kind, heraus aus der Familie, treibt das Kind schon früh hinein in den Strudel des Hastens und Jagens. Das läßt sich nicht mehr ändern. Daher soll das Elternhaus zu einer Stätte des gemeinschaftlichen Lebens werden, so wie es immer in unserem Lande gewesen ist. Jeder Tag gibt trotz der Hast Gelegenheit genug, die Familie um den gemeinsamen Tisch zu versammeln; der Jahresablauf mit dem Kranz der Familienfeste gibt Anlaß genug für Feierstunden in der Familie. Der junge Mensch muß eine Stätte haben, an der er sich geborgen fühlt, muß einen festen Halt finden, damit er dereinst, wenn er in der weiten Welt steht, weiß, wohin er gehört, wo seine Heimat ist. Nur wenn in der Familie zur Gewöhnung und Sitte erzogen wird, können im Dorf oder in der Stadt Volksbrauch und Volkssitte lebendig bleiben. Wenn die Familien versagen, werden Heimatbund und Heimatverein vergebens arbeiten. Wir werden auf die Dauer den Kampf für die plattdeutsche Sprache verlieren, wenn in der Familie nicht plattdeutsch gesprochen wird.

Die zweite Stätte ist die Schule. Das Kind muß auch in der Schule in seiner Umwelt leben. Der Heimatraum ist der erste, den sich das Kind lernend und schaffend erobert. Heimatliches Leben soll nicht vor der Schultür haltmachen; es soll hineinfluten in die Schulräume und neu belebt in die Gemeinde, in das Dorf zurückfluten.

Und das dritte! Die Jungen und Mädel, die die Schule verlassen, haben eine besondere Verantwortung für die Heimat. Sie müssen ihrem Leben, ihrem täglichen Leben Inhalt und Sinn geben. Frohsinn und Freude sollen aus der täglichen Arbeit, aus der Gemeinschaft sprießen. Sie sollten es sein, die den Jahresablauf im Dorf, in der Bauerschaft im Festkreis des Jahres mit neuem Sinn erfüllen. Unsere Vorfahren waren mehr als unsere Zeit mit dem Boden verbunden, weil sie noch buchstäblich mit den Händen die schwarze Erde und das grüne Gras bearbeiteten. Sie standen deshalb auch fester vereint mit dem Werdegang des Jahres, mit den Festen und Feiertagen. Und darum haben wir auch aus den alten Zeiten einen bunten Kranz von Sitte und Brauchtum überliefert. Nun ist die Reihe an unsern Jungen und Mädchen, dem Jahresablauf der Arbeit im Wechsel des Jahres wieder einen Sinn zu geben. Wenn auch auf dem Lande Maschine um Maschine beim Pflügen, Säen, Pflanzen und Ernten eingeschaltet wird, bleiben Jungbauer und Jungbäuerin mit dem Werke doch noch unmittelbarer verbunden als der Arbeiter am Fließband. Wenn sie das Herz auf dem richtigen Fleck haben, dann sehen und erleben sie das Werden ihrer Arbeit, das Wachsen und Blühen auf den Äckern und ernten noch die Früchte i h r e r Felder! Eins aber kann auch die Technik nicht ersetzen, da hilft kein Fließband: Alle Arbeit bedarf des Segens des Himmels, der letzten Endes den Früchten des Feldes das Gedeihen gibt.

Die jungen Handwerker dürfen bei dem Wort: „Handwerk hat einen goldenen Boden" nicht zu sehr an das Materielle denken. Sie haben ein Erbe zu verwalten; der alte Handwerksgeist muß weiterleben. Auch im Handwerk, in den Innungen und Zünften, gibt es viele Bräuche, die weiterleben können. Wo unsere Zeit es fordert, können neue Formen geschaffen werden. Aber der alte Handwerksgeist muß hoch gehalten werden!

Es gibt in Stadt und Land noch viele Sitten und Gebräuche, die bleiben, wenn sie mit neuem Leben erfüllt werden. Ich denke an das Osterfeuer, den Pfingstkranz, den Peterbult, an Hochzeitsbräuche und den Bummellaternenzug. Und ich meine, wer den Tanz wieder mit dem richtigen Geist erfüllt, der muß den Volkstanz mehr lieben als das rhythmische Getrippel der modernen Tänze, die nicht auf unserm Kontinent geboren sind.

Und zuletzt noch ein Wort an die Alten in Stadt und Land! Sie besonders haben dafür zu sorgen, daß die Tradition des Heimat-

Landesbibliothek Oldenburg

ortes gewahrt bleibt! Wir haben allesamt die Verpflichtung, daß das Erbe, das wir von unseren Vätern erhalten haben, unverfälscht in die Zukunft weitergetragen wird. Die Menschen geben heute schnell auf, was sie gestern noch für wertvoll gehalten haben. Wer im Dorfe lebt, wer sein Schicksal verstehen will, muß um die Vergangenheit seines Dorfes wissen, muß die Struktur und die Aufbaugeschichte kennen. Jedes Dorf, jede Stadt ist irgendwie berührt vom Strom der großen Geschichte. Wie wenig wissen oft die Bewohner von dem Schicksal ihrer Vorfahren!

Den Gemeinden aber, den Bauerschaften sei dringend empfohlen, ein Dorfbuch und eine Dorfchronik anzulegen — ein Dorfbuch, in dem das bunte, vielfarbige Bild der Dorfgeschichte, die Sitten, Bräuche, Volkssagen und Volkslieder verzeichnet stehen — eine Dorfchronik, in die alle großen und kleinen Ereignisse hintereinander eingetragen werden. Gerade die Aufzeichnungen der Dorfchronik zeigen, wie schnell Ereignisse zur Geschichte werden. Worauf es bei der Anlegung des Dorfbuches und der Dorfchronik ankommt, sind nicht die Bücher selbst, sondern die Tatsache, daß diese Bücher es möglich machen, daß das Schicksal des Dorfes und das Leben und Sterben seiner Bewohner in unserer heutigen Generation wieder lebendig werden und lebendig bleiben.

Alle müssen mithelfen, daß wir unser Land immer mehr kennen lernen in seiner Geschichte, in seinen stillen Schönheiten in Wald und Flur, in Moor und Heide, in Tal und Hügel!

Uns, die wir das unverdiente Glück haben, noch auf unserem angestammten Boden zu leben, uns fällt es leichter, Heimat zu finden. Aber der von Haus und Hof Vertriebene ist deswegen nicht heimatlos. Entscheidend ist, daß der Mensch in seinem tiefsten Innern Halt und Festigkeit hat, um den Stürmen des Lebens zu trotzen, daß er sich in seinem Herzen Ruhe und Frieden bewahrt; dann wird auch die Fremde ihm zur Heimat.

Die noch eine Heimat haben, sollten jenen helfen, die den inneren Halt verloren haben. Denn der Mensch braucht eine Heimat.

Franz Kramer

Wachsen bei uns Steine?

Oft hört man vom „Wachsen der Steine" sprechen. Dieser Redewendung liegt die Beobachtung zugrunde, daß ein Acker, von dem man die Steine aufgelesen hat, nach einigen Jahren wieder neue zeigt. Sie selbst wachsen nun zwar nicht auf ihm, sondern die durch viele Regengüsse bewirkte flächenhafte Abspülung legt aus dem Gemenge von Erdreich und Steinen, aus denen der Acker besteht, immer wieder neue Steine durch dauerndes Fortschwemmen der sie verhüllenden Feinerde frei; sie wachsen also nicht, sie werden nur sichtbar gemacht. — Und doch wachsen auch Steine bei uns. Sie bilden sich aber nicht an der Erdoberfläche, sondern dicht darunter im Boden. Das sind u. a. der Ortstein und der Raseneisenstein. Manche Leser, die diese Gesteinsnamen kennen, meinen oft, daß es sich dabei um gleiche Dinge handele. Dem ist aber nicht so. Deshalb soll hier einmal kurz von beiden geredet werden, zumal sie bei uns gar nicht selten sind.

Daß es sich um verschiedene Gesteine handelt, erhellt schon aus ihrem unterschiedlichen Vorkommen. Ortstein (auch Ort, Or oder Ur genannt) tritt nur in sandigen oder kiesigen Geestböden auf, wogegen der Raseneisenstein (auch Raseneisen- oder Sumpferz genannt) lediglich in feuchten Senken zu finden ist. Beide entstanden in der erdgeschichtlichen Jetztzeit, also in den letzten 10 000 Jahren, und bilden sich sogar auch heute noch weiter. Da sie aber in völlig verschiedener Lage und Umgebung vorkommen, so kann man schon von vorneherein vermuten, daß sie auch verschiedene Entstehungsgeschichten haben.

Das Aussehen des Ortsteines können wir in den obersten Wandschichten vieler unserer Sandgruben kennenlernen. Da erblickt der Besucher mancherorts folgenden Erdschnitt: Unter der Wurzelschicht der heutigen Pflanzendecke folgt eine 30—60 cm dicke, lockere Sandschicht, deren Graufärbung einen Stich ins Violette zeigt. Darunter liegt eine dunkelkaffeebraune Schicht, die bis zu 20 cm mächtig werden kann, meistens aber nur wenige Zentimeter mißt. Stellenweise zipfelt sie zapfenförmig in den sie unterlagernden gelben, unveränderten Sand hinein; sie ist manchmal erdig-krümelig, manchmal sehr fest und steinartig. Das ist Ortstein.

Landesbibliothek Oldenburg

Den Raseneisenstein bekommen wir kaum jemals in seiner ursprünglichen Lagerung zu sehen. Ihn verbergen fast immer die obersten 20—30 cm des in anmoorigen Wiesensenken hochstehenden Grundwassers. Erst, wenn man das feste Gestein stückweise aus dem nassen Grunde herausgebrochen und ans Tageslicht geholt hat, ist es genauer zu betrachten. Solch ein losgewuchtetes Stück wiegt schwer in der Hand, denn es ist ja ein Eisenerz. Nach dem oberflächlichen Austrocknen ist seine Oberfläche rostgelb; auf frischen Bruchflächen sieht man ein schwammig-löcheriges Gefüge, das oftmals schlackig erscheint. Dichtere Körner aus dem Gesteinsinneren zeigen einen pechglänzenden muscheligen Bruch. Neben solchen festen Erzbänken gibt es jedoch noch eine erdig-krümelige Abart des Sumpferzes.

Beide Gesteine sind solchen Gegenden eigentümlich, wo die Wetterlage durch viele Niederschläge so feucht ist wie bei uns. Reichliche Feuchtigkeit ist also vermutlich eine Vorbedingung zu ihrer Entstehung.

Welche verschiedenen Wege die Natur aber bei der Bildung geht, wollen wir nun kurz betrachten.

Daß ein großer Teil gefallenen Regens im Sandboden versickert, weiß jeder Leser. Nicht ganz so allgemein bekannt dürfte die Wirkung des Sickerwassers im Boden sein. Gewiß hat man uns allen in der Schule schon erzählt, daß dieses Bodenwasser sich absinkend zum „Grundwasser" ansammelt. Was es aber auf dem Wege von der Erdoberfläche bis zum Grundwasserspiegel anrichten kann, davon wurde in der Schule vermutlich nicht geredet. Es ist jedoch sehr interessant, zu erfahren, daß in diesem Bereich das Sickerwasser sogar Gesteine bilden kann.

Jeder weiß, daß Wasser (also auch Sickerwasser im Boden) auf viele Stoffe lösend wirkt. Seine Lösungskraft wird jedoch durch Beimischung von gewissen Stoffen, vor allem Säuren, erheblich gesteigert. So nimmt z. B. das Regenwasser beim Fallen durch die Luft bemerkenswerte Mengen von Kohlensäure und Luftsauerstoff auf. Ein Teil dieser im rieselnden Regen angereicherten Stoffe zersetzt beim Durchtränken der Wurzelschicht unter der Pflanzendecke einen Teil des dortigen Humus. Dabei entstehen verschiedene organische Säuren. Das durchrinnende Regenwasser nimmt sie alle in sich auf und führt sie tiefer in den Boden, wobei sie besonders auf die kalk- und eisenhaltigen Bestandteile der durchsunkenen Sandschichten auflösend einwirken. Unser Sand enthält nämlich ursprünglich eine Menge kleiner Körnchen eisenhaltiger Mineralien. Sie werden im

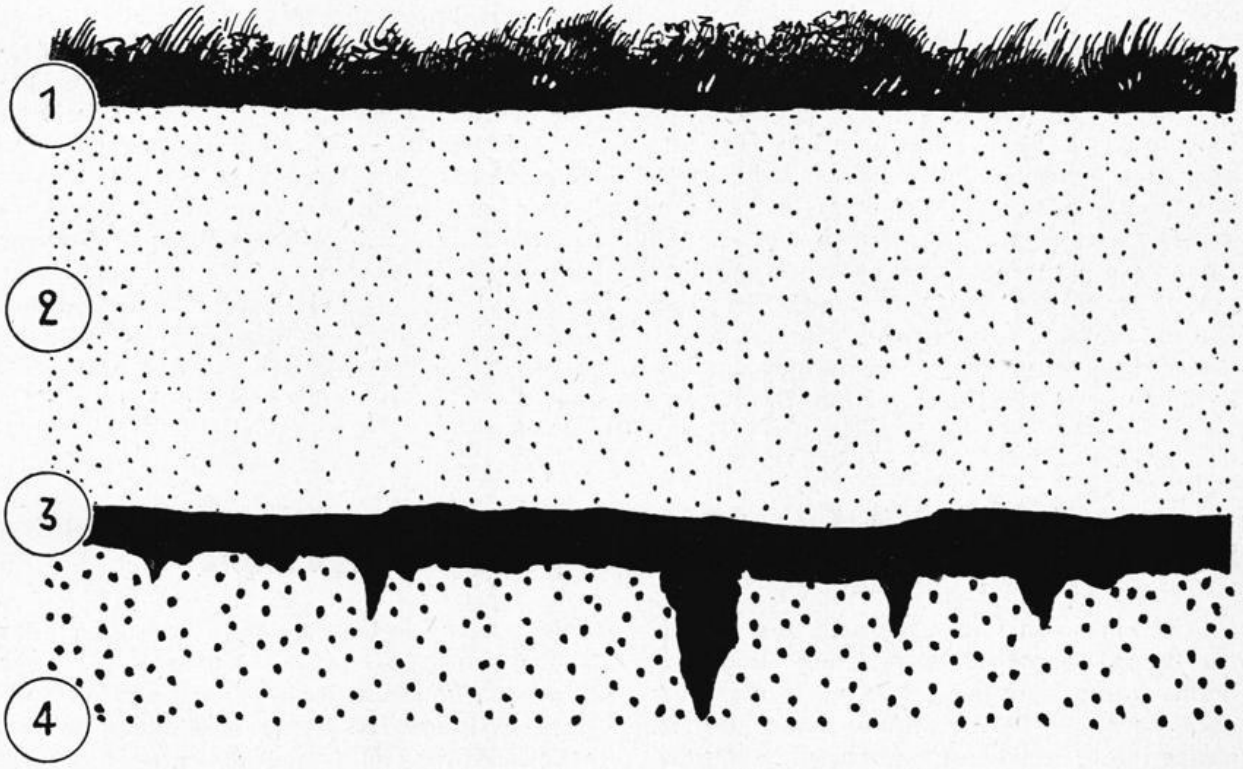


Abb. 1. So sieht der obere Rand vieler Sandgruben in unserer Heimat aus: 1. Humusreiche Pflanzendecke. 2. Grauer Bleichsand (Auswaschungszone). 3. Ortstein (Anreicherungszone. 4. Unverändeter, gelber Sand.

Landesbibliothek Oldenburg

Sickerwasser aufgelöst. So entsteht der ausgewaschene, hellgrau-violette „Bleichsand". Darunter aber sammelt sich alles oben Aufgelöste sowie die mit in die Tiefe geführten Humusstoffe in der dunklen, kaffeebraunen „Ortstein"-Schicht, die mit Zapfen (Sickerbahnen an früheren, jetzt aber schon verrotteten Baum- und Strauchwurzeln) in den darunter liegenden unveränderten gelblichen Sand hineinspießt (s. Abb. 1). Manchmal bildet der Ortstein eine so feste Bank, daß die Wurzeln heute wachsender Bäume ihn nicht mehr zu durchdringen vermögen, oder daß die von oben in den Boden gelangten Tagewässer auf ihr gestaut werden. Kränkelnde Baumbestände, Versauern und Versumpfen des Bodens sind die Folgen.

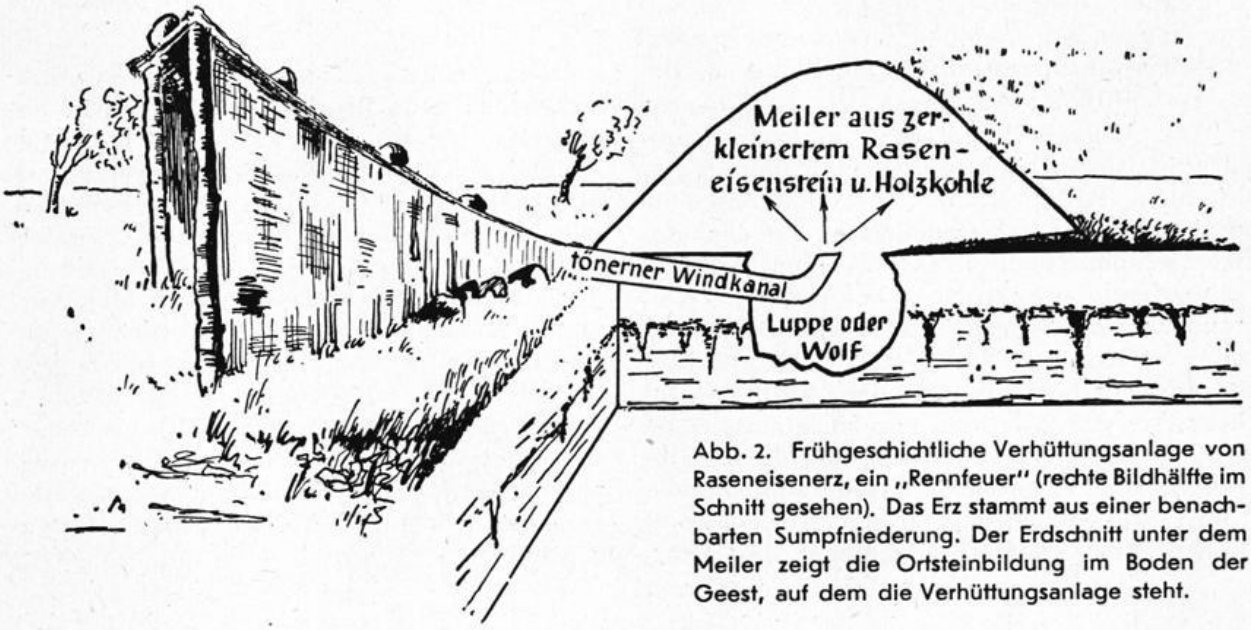


Abb. 2. Frühgeschichtliche Verhüttungsanlage von Raseneisenerz, ein „Rennfeuer" (rechte Bildhälfte im Schnitt gesehen). Das Erz stammt aus einer benachbarten Sumpfniederung. Der Erdschnitt unter dem Meiler zeigt die Ortsteinbildung im Boden der Geest, auf dem die Verhüttungsanlage steht.

Der Raseneisenstein hat eine ganz andere Entstehung. Um etwa 800 v. Chr. stieg überall in unserer Heimat das Grundwasser an. Tiefere Geländeteile vernäßten. Die Bildung des Raseneisensteines begann damit und infolgedessen auch eine neue menschliche Zivilisationsstufe, die „Eisenzeit". Viele Leser werden schon bemerkt haben, daß manche Rinnsale feuchter Wiesen durch Eisenlösungen rostfarben-gelbbraun gefärbt sind. Dieser färbende Stoff entsteht aus der Vereinigung von im Boden schweifenden Lösungen von Eisenverbindungen (z. B. Eisenbikarbonat) mit dem Luftsauerstoff der obersten Bodenschichten, also durch einen rein chemischen Vorgang. Aber auch in feuchten Böden hausende Kleinstlebewesen, sogenannte Eisenbakterien, vermögen durch ihre Lebenstätigkeit die gleichen Verbindungen zustande zu bringen. Das auf die eine oder andere Weise gebildete Brauneisen (Eisenhydroxyd) verkittet nun nach und nach die einzelnen Sandkörnchen des Erdreiches miteinander zu den meist festen Bänken des Raseneisenerzes. Die groben, leicht zu gewinnenden Stücke solcher dicht unter der Grasnarbe liegenden, etwa ½ m dicken Erzlage wurden früher oft als Bausteine für Kirchen und Bauernhäuser benutzt. Manchmal sind nur einzelne feste Brocken zwischen andere Bausteine vermauert, wie z. B. an der Stiftskirche von Börstel, an der Kirche von Herzlake, der Alexanderkirche von Wildeshausen und in der Ostkrypta des Bremer Domes; manchmal bestehen aber auch ganze Kirchtürme oder Bauernhäuser daraus, wie in den Dörfern nördlich von Hannover, wo viel Raseneisenstein in ausgedehnten Lagern vorkommt.

In unserer Gegend, wo viele feuchte Niederungen die nötigen Bildungsbedingungen bieten, sind Raseneisenerze ebenfalls keine Seltenheit. Lager dieser Art finden sich zwischen Badbergen und den Dammer Bergen, beiderseits der Landstraße Holdorf—Bersenbrück, ferner südostwärts von Oldenburg zwischen Moorhausen und Kirchhatten, sowie südlich der Hasemündung im Ochsenbruch, auch aus den saterländischen Niederungen sind sie bekannt, ebenso von Esterwegen, Breddenberg und Lähden.

Solche Erzvorkommen wurden schon in frühgeschichtlicher Zeit zur Verhüttung abgebaut, wie ausgegrabene Reste von Rennfeuerstellen auf der Wimmer Heide südlich der Haldemer Berge im Oldenburger Münsterland und an der mittleren Hunte bezeu-

Landesbibliothek Oldenburg

gen. Dort fand man kugelförmige Gruben im Boden, die mit Resten angeschmolzener Erzteile, mit Schlacke und Spuren von Holzkohlen angefüllt waren. Solche sogenannten „Luppen" barg auch der Boden unserer engeren Heimat bei Höltinghausen und Lastrup (Timmerlage) — heute im Museumsdorf in Cloppenburg — wie auch im Ohetal bei Breddenberg. Durch das ganze Mittelalter ging die Verhüttung des Sumpferzes bis in die neueste Zeit. So verarbeiteten in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts die Alexishütte von Wietmarschen, Grafschaft Bentheim, wie auch die Hütten von Lingen und Meppen viel Raseneisenerz des Ems- und Saterlandes; bei Lohne wurde es noch 1910 gebrochen.

Die Urgeschichtsforscher vertreten hinsichtlich der frühesten Eisengewinnung die Meinung, daß sich über solchen Rennfeuergruben Meiler erhoben haben, die aus abwechselnden Lagen von Holzkohlen und zerkleinertem Raseneisenerz aufgeschüttet waren. Da zum Schmelzen des Roherzes aber eine Mindesthitze von 800 ° C erforderlich ist, die der Meilerbrand allein nicht liefern kann, so muß man noch eine zusätzliche Gebläseeinrichtung annehmen, die durch Zuführen von reichlichem Luftsauerstoff die erforderliche Hitzesteigerung ermöglicht. Bodenfunde gaben jedoch keinen Anhalt für das Aussehen einer solchen Vorrichtung. Deshalb vermutet der Verfasser eine in der beigegebenen Abbildung dargestellte, große Windtute aus lehmverschmiertem Flechtwerk, die leicht gegen die gerade herrschende Windrichtung gestellt werden konnte.

Die in ihr gestaute Luft führte ein Windkanal aus gebranntem Ton dem Meilerinneren zu. Den mit reichlichen Schlackenmengen durchsetzten Schmelzkuchen („Luppe" oder „Wolf") befreite dann starkes Hämmern auf dem Amboß von Schlacken (s. Ab. 2).

War ein Raseneisenerzlager ausgebeutet, so wurden neue Bruchstellen in Angriff genommen, wo für eine Zeitlang wieder genügend Rohstoff zur Verfügung stand. Vielleicht ist der bei uns nicht seltene Familienname Brockschmidt auf solche alten Wanderschmiede zurückzuführen. Der Verfasser ist der Meinung, daß sich auch durch alte Flur- und Ortsnamen, die den entsprechenden Bezeichnungen in der Gegend nördlich von Hannover („Isernhagen", „Brandriede", „Brandkuhle"), wo seit dem 13. Jahrhundert sehr viel Raseneisenerz verarbeitet wurde, ähneln, auch im Oldenburger Münsterland sicherlich ehemalige Hüttentätigkeit bezeugen läßt.

Fritz Hamm

Was vom Landrat alles verlangt wird

Eine wahre Geschichte

In einem dem Emsland benachbarten Heidedorf hatten die Bauern es sich vor längeren Jahren abgewöhnt, ihre Bullen zur alljährlichen Stierkörung vorzustellen, weil sie bei der damit verbundenen Prämiierung niemals einen Preis davontrugen. Auf dem zuständigen Landratsamt blieb das nicht unbemerkt, und eines Tages erhielt der Bürgermeister des Dorfes eine landrätliche Verfügung, die es ihm nahelegte, die Stierhalter der Gemeinde zu veranlassen, bei der bevorstehenden Nachkörung vorzustellen. Andernfalls müsse er, der Landrat, feststellen, daß keine angekörten Bullen in der Gemeinde vorhanden seien, und wäre er auf Grund des Bullenhaltungsgesetzes gezwungen, ihr die nach der Kuhzahl erforderlichen angekörten Vatertiere auf ihre Kosten zu beschaffen.

In dieser Zwangslage wandte sich der Bürgermeister vertrauensvoll an den Landrat persönlich mit folgendem Schreiben:

„Werter Herr Landrat!

Mit unsere Bullens ist das man sone Sache. Wenn wir Sie (!) vorstellen, werden Sie (!) doch man abgekört, und um uns einen Bullen zu kaufen, dazu sind Sie (!) man zu teuer. Es grüßt achtungsvoll

Thomas, Bürgermeister".

Der Empfänger des Briefes soll beim Lesen ein etwas verdutztes Gesicht gemacht haben.

H. R.

Landesbibliothek Oldenburg

Wissen wir etwas von den Anfängen des heimischen Bauerntums

In einem Gebiet mit überwiegend bäuerlicher Bevölkerung ist es gewiß nicht abwegig, sich einmal Gedanken darüber zu machen, seit wann wohl der Bauer seinen Pflug durch unsere Heimaterde führt. Seit Urbeginn wird das ja nicht gewesen sein,

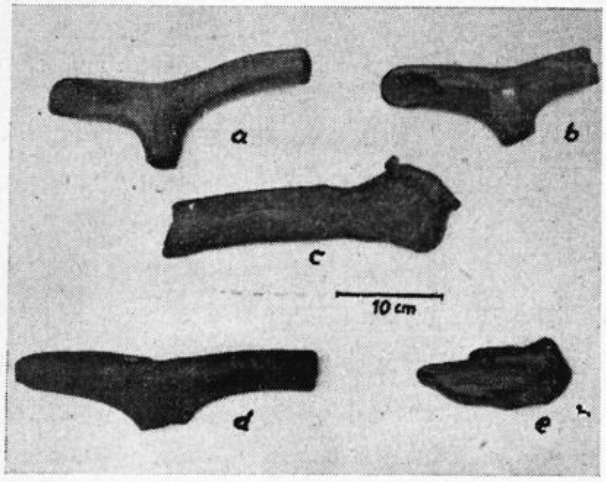


Abb. 1. Mittelsteinzeitliche Hirschgeweihhacken (Museumsdorf Cloppenburg)

und viel weiter als etwa 1000 Jahre leuchtet die Geschichte mit ihren geschriebenen Urkunden bei uns nicht zurück. Sie kann uns wohl davon berichten, daß die bäuerliche Lebensform damals bereits herrschte, ja, daß sie die fast ausschließlich vorherrschende gewesen ist. Aber über ihren Anfang und über ihre Entstehung kann sie uns nichts aussagen.

Um nun doch noch eine Antwort auf unsere Frage zu bekommen, müssen wir uns an einen Forschungszweig wenden, der auch die von der Geschichte nicht mehr faßbaren Zeiträume zu durchleuchten vermag, nämlich die Vor- oder Urgeschichte. Diese stützt sich mit ihren Aussagen und Ergebnissen auch auf „Urkunden"; doch sind diese nun nicht mit Tinte oder Tusche auf Papier oder Pergament geschrieben. Es sind die Funde, die der Heimatboden allenthalben birgt, und die viel unmittelbarer, eindringlicher und vielleicht auch objektiver von früheren Zeiten berichten als es manchmal schriftliche Urkunden tun können, die subjektive Auffassungen des jeweils Schreibenden enthalten können. Diese Bodenfunde können uns das noch lückenhafte Bild der menschlichen Frühzeit im gleichen Maße aufhellen und deutlicher machen, in dem solche Urkunden beachtet, angesammelt, gemeldet und somit der wissenschaftlichen Bearbeitung und Auswertung zugänglich gemacht werden. Daraus ergibt sich zwangsläufig, daß jeder, der mit dem Erdboden zu tun hat, also der Bauer, der Bauarbeiter, der Torfgräber und darüber hinaus jeder Einzelne, der mit offenen Augen über das Land geht, Mitarbeiter an diesem Forschungszweig sein kann.

Was können nun solche Bodenurkunden aus unserer engeren Heimat zu unserer Frage sagen? Die noch spärlichen Funde aus der Altsteinzeit mit dem so einschneidenden Geschehen der eiszeitlichen Gletschervorstöße aus dem Norden und den dazwischen liegenden Wärmezeiten mit teilweise wärmerem Klima als in der Jetztzeit zeigen uns den Menschen noch auf der Stufe des Jägers und Sammlers, gleichgültig, ob er vor 150 000 Jahren in der letzten Zwischeneiszeit den Altelefanten mit einem an der Spitze im Feuer gehärteten Eibenholzspeer erlegte und sich die besten Teile der Jagdbeute mit Feuersteinklingen herausschnitt (Fund von Lehringen b. Verden/Aller) oder ob er während der letzten Vereisung etwa vor 100 000 Jahren in unmittelbarer Nähe der gewaltigen Gletschereismassen in unwirtlicher Tundralandschaft hauptsächlich dem Renntier, Mammut, wollhaarigen Nashorn, Wildpferd, Wisent u. a. nachstellte (neuer wichtiger Fundplatz von Lebenstedt b. Braunschweig). Und die Feuersteingeräte aus dem Ausklang der Altsteinzeit von der Glaner

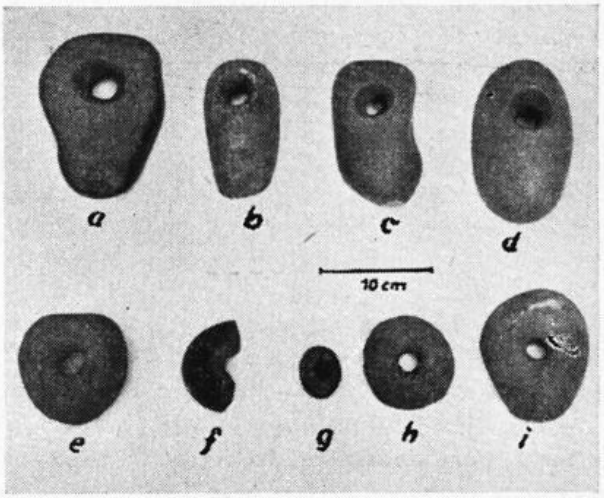


Abb. 2. Mittelsteinzeitliche Felsgesteingeräte (Museumsdorf Cloppenburg)

Landesbibliothek Oldenburg

Abb. 3. Lebensbild aus der Jungsteinzeit mit Pflug von Walle und Rinderjoch ähnlich dem von Petersfehn (nach Jabob Friesen)

Heide zeigen uns den Menschen in unserem Gebiet vor etwa 15 000—20 000 Jahren durchaus noch als nomadisierenden Renntierjäger, der in seinem Lebensunterhalt immer noch vollkommen abhängig ist von den Zufälligkeiten der Jagd und des Sammelns.

Auch in der nun folgenden Mittelsteinzeit (etwa ab 10 000 v. Chr.) ist bei uns der Mensch hauptsächlich noch Jäger und Fischer, dessen Hinterlassenschaften jetzt schon zahlreicher anzutreffen sind, hauptsächlich auf trockenen Sanddünen um die fischreichen Gewässer unserer Seen und Flüsse. Aber hier zeigt sich nun das Interessante, daß bereits deutliche Anzeichen dafür bemerkbar werden, wie der Mensch versucht, sich von den Zufälligkeiten zunächst des Sammelns pflanzlicher Nahrung dadurch unabhängiger zu machen, daß er offenbar erstmalig zur Bodenbearbeitung schreitet.

Wir haben da Hacken aus Hirschgeweih (Abb. 1), die dadurch entstanden sind, daß aus einem Hirschgeweih ein Stück herausgetrennt worden ist, bei dem die eine abgeschrägte Seite an der äußeren harten Rindenschicht eine gebogene Schneide bildet, und bei dem an der Stelle, wo eine Mittelsprosse abgeschnitten worden ist, oder dicht an der Rose die Durchlochung für eine Holzschäftung geschaffen wurde. Diese Stücke sind gleichermaßen gut verwendbar als Waffen, Äxte und Hacken. Für den letzteren Verwendungszweck sprechen ähnlich geformte Stücke aus Felsgestein, die aber nur als Hacken für Bodenbearbeitung brauchbar sind.

Auch die häufiger anzutreffenden, z. T. keulenförmigen Steingeräte mit einer unzweckmäßigen „sanduhrförmigen" Durchlochung, die dem Stiel noch keinen festen Halt gibt, gehören in diesen Zusammenhang (Abb. 2). Die größeren unter ihnen können auf Grund völkerkundlicher Vergleiche vielleicht als Gewichte angesehen werden, die man an angespitzte Grabstöcke angebunden hat, mit denen man auf diese Weise leichter in den Erdboden eindringen konnte. Die beiden Stücke von Westeremstek, Nr. 667 (Marga Klövekorn)*) und von den Werwer Fuhren, Nr. 628 (B. König-Löningen) sind Beispiele hierfür (Abb. 2 e, d). Dagegen sind andere Stücke bereits als ausgesprochene Hacken anzusprechen: Nr. 1839 ohne Fundortangabe (Landw.-Rat Kruse, Damme), Nr. 633 (Kpl. Heuer, Hemmelte) und Nr. 632 aus Huckelrieden (Wöste) (Abb. 2 a, b, c). Die anderen kleineren und flacheren Gebilde ähnlicher Art können vielleicht als Keulen-

Landesbibliothek Oldenburg

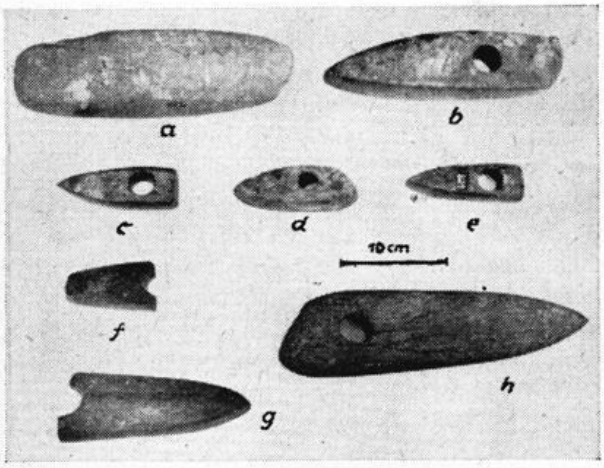


Abb. 4. Jungsteinzeitliche Ackerbaugeräte
(Museumsdorf Cloppenburg)

steine oder Netzsenker angesehen werden. (Abb. 2 f—h).

Bedenkt man, daß in der Mittelsteinzeit bereits das erste Haustier, der Hund, ständiger Gefährte des Menschen wird, daß auch schon erste Töpfereierzeugnisse aufkommen, die ja wegen ihrer Zerbrechlichkeit bei ausschließlichen Jägernomaden nicht gut denkbar sind, dann sind das doch deutliche Hinweise dafür, daß in der Lebensweise des mittelsteinzeitlichen Menschen sich eine Entwicklung anbahnt, die im Bestreben, größere Unabhängigkeit von den zufälligen Gegebenheiten der Jagd und des Sammelns zu erlangen, hinführt zum wirklich ausgeprägten Ackerbau und zur Viehzucht, wie sie uns in der Jungsteinzeit dann entgegentreten.

Das Erreichen der jungsteinzeitlichen bäuerlichen Sesshaftigkeit wird so recht klar,

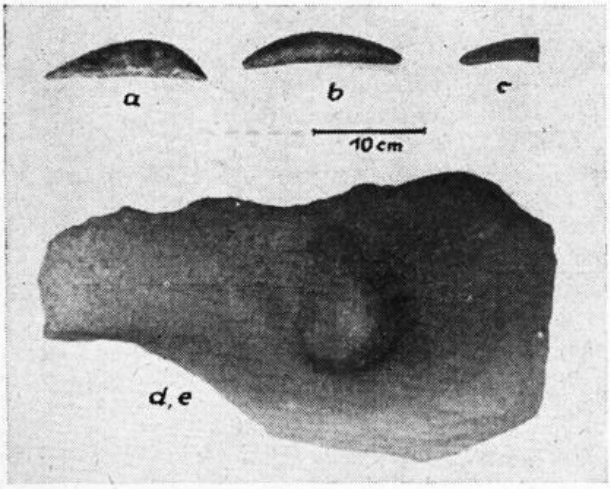


Abb. 5. a und b Jungsteinzeitliche Feuersteinsicheln
c Spitze einer Bronzesichel
d, e Mahlstein mit Reibestein
(Museumsdorf Cloppenburg)

wenn wir uns den hölzernen Sohlenpflug aus einem Moor bei Walle in der Nähe von Aurich/Ostfriesland anschauen (vgl. Abb. 3). Zwar stammt dieser wichtige Moorfund aus dem Übergang von der Jungsteinzeit zur Bronzezeit; doch stellt er bereits eine derartig hochentwickelte Form dar, daß man einfachere Vorläufer annehmen muß, die dann ja zwangsläufig in die Jungsteinzeit hinabreichen. Aber nicht nur der Pflug selber spricht zu uns vom Ackerbau vor 4000 bis 5000 Jahren. Da haben wir muldenförmige Mahlsteine (Abb. 5 d), auf denen das Getreide mit Reibesteinen gemahlen wurde, da haben wir prächtige Sicheln aus Feuerstein (Abb. 5 a, b und 6 a, b), mit denen das Getreide gemäht wurde und wir haben weitere Steingeräte, die allgemein als Geräte

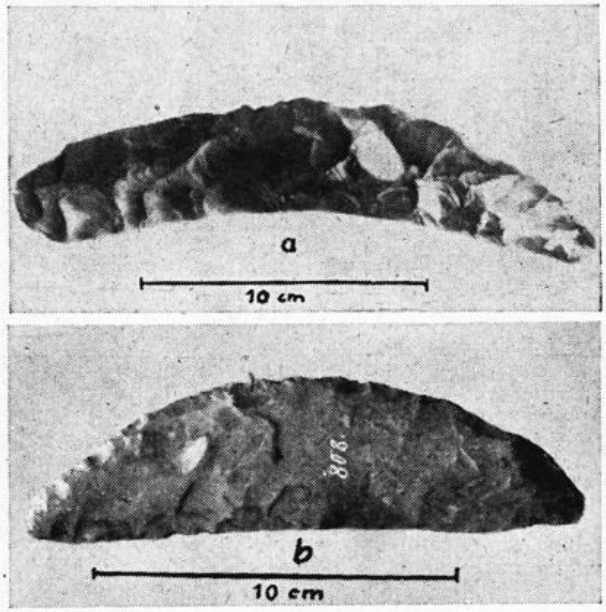


Abb. 6. Jungsteinzeitliche Feuersteinsicheln
aus Südoldenburg
(Museum Oldenburg)

zur Bodenbearbeitung angesehen werden (Abb. 4, 7), vor allen Dingen die größeren sogenannten „Pflugschare", die übrigens jungsteinzeitliche Beziehungen zu anderen Landschaften, zum Süden und vor allen Dingen zum Südosten aufzeigen.

Aber am überzeugendsten ist der Getreideanbau dokumentiert, wenn wir an jungsteinzeitlichen Gefäßen die Spuren von zufällig eingedrückten Getreidekörnern feststellen können. In ihrer Form und Größe zeigen solche Abdrücke einwandfrei, welche Getreidearten damals bereits bekannt waren: 4 Arten Weizen, 3 Arten Gerste und 2 Arten Hirse. Darüber hinaus lassen uns verkohlte

Landesbibliothek Oldenburg

Speiserückstände an Gefäßscherben bei chemischer und mikroskopischer Untersuchung erkennen, daß diese Getreidearten auch tatsächlich für die menschliche Ernährung verwendet worden sind.

Auch über die Viehzucht in der Jungsteinzeit sind wir nicht nur auf bloße Vermutungen angewiesen. Bei der Betrachtung des Pfluges von Walle mußten wir wegen

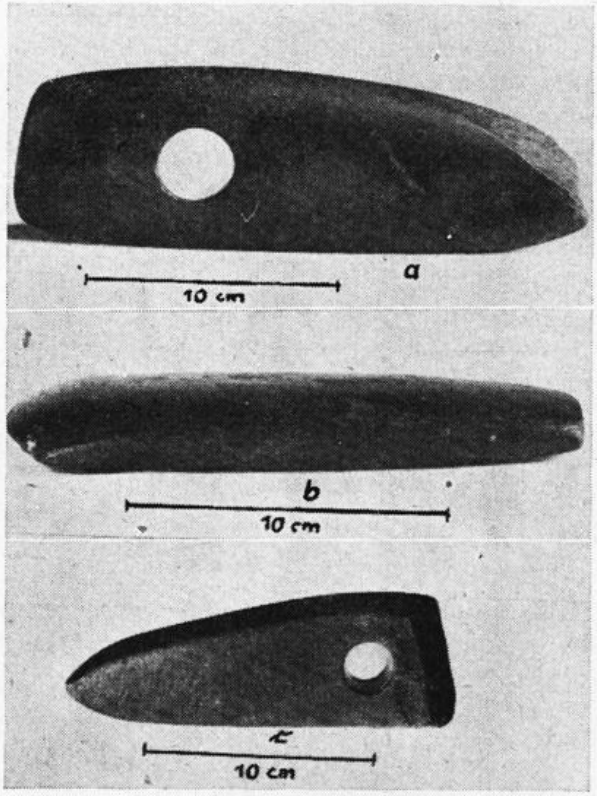


Abb. 7. Südoldenburgische Ackerbaugeräte (wie Abb. 4) (Museum Oldenburg)

seiner Größe bereits gezähmte Zugtiere, also Haustiere, annehmen. Da deutet ein wichtiger Moorfund von Petersfehn, das hölzerne Rinderjoch (vgl. Abb. 3) auf das Rind als Haus- und Zugtier vor Pflug und Wagen, wie die zahlreichen Holzräder aus oldenburgischen Mooren ausweisen. Auch die Knochenfunde an jungsteinzeitlichen Siedlungen bestätigen das Rind als Haustier, und darüber hinaus wissen wir auf gleiche Weise vom Schaf, vom Schwein, von der Ziege und am Ausgang der Jungsteinzeit auch vom Pferd.

Wir können also ganz deutlich erkennen, daß sich der Mensch der Jungsteinzeit hier bei uns mit der Bodenbearbeitung, mit Säen und Ernten, aber auch mit der Viehzucht weitgehend unabhängig gemacht hat von Jagd und Sammeln — auch wenn er beides sicherlich nebenbei noch weiter betrieben haben mag — und damit die Stufe in der menschlichen Entwicklung erreicht hat, die die Grundlage für jeden weiteren Fortschritt bildet. Wir dürfen uns den steinzeitlichen Bauernhof nicht gar zu primitiv vorstellen, wie man durch die lange Zeitspanne vielleicht verleitet sein kann. Überlegen wir uns doch einmal, was und in welcher Vollendung der Steinzeit-Mensch vor 4000 bis 5000 Jahren alles aus dem vorwiegend gebrauchten Werkstoff Holz geschaffen haben mag, von dem uns wegen der Natur des Materials kaum etwas erhalten geblieben ist, wenn er aus dem härtesten und sprödesten Material, welches die Natur bietet, dem Feuerstein, derartig meisterliche Erzeugnisse geschaffen hat, die auch heute nicht zu überbieten sind und die unsere Bewunderung bei der Betrachtung jeder urgeschichtlichen Sammlung hervorrufen!

Ist das denn ein gar so großer Unterschied oder eine so gewaltige Entwicklung von der Steinzeit über die Bronze- und Eisenzeit bis tief ins Mittelalter, wenn beispielsweise die Sichel in der Gerätekammer aus Feuerstein, aus Bronze oder aus Eisen ist? Der das bäuerliche Leben bestimmende Jahresrhythmus mit Pflügen, Säen und Ernten draußen auf dem Felde und auch im Garten und der tägliche Arbeitsrhythmus auf dem Hof, im Haus und im Stall ist doch immer der gleiche geblieben und wird auch der gleiche bleiben.

Johannes Pätzold

Min leiwe Land

Laot mi dat Land so still un wiet!
Laot mi dei Per', dei ole Tied!
Dat moje Strohdack up dat Hus,
Wietaf van Stadt un Weltgebrus.
Laot Oiwers staohn an Wiskenrand
Un Eiken in min Heimatland.

Laot mi den Poul, dat Vögelvolk
In Reit un Rüsken up den Kolk.
Ein Timpen laot för Krut un Toug,
För Ploug un Saißen blif dor noug.
Den Braohm laot blaihn an Straotenrand
Bi Maidag in min Heimatland.

Dei Roggen grönt, dei Leiwing sing,
Ut Brouk un Mouer 't wedderkling.
Dei Nachtwind straokt dörn Eikenbom,
Dei Bärken flüstert as in'n Drom.
So mak di lien, min Hart toun Pand,
Min leiwe Ollenborger Land!

Ewald Jenschke

Landesbibliothek Oldenburg

Woher kamen die Erbauer

der Großsteingräber an Hase und Hunte?

Wie das Oldenburger Münsterland in den letzten Jahrhunderten Treffpunkt verschiedener Kulturen war, so fand hier auch schon vor Tausenden von Jahren eine Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Gruppen der Großsteingrabkultur statt, die sich, aus dem Westen und Norden kommend, an Hase und Hunte niederließen. Die aus dem Westen vordringende Kulturgruppe breitete sich längs der Hase und ihrer Nebenflüsse, der verschiedenen Radden, aus und drang von hier weiter in das anschließende Huntegebiet vor, wo sich inzwischen eine zweite Kulturgruppe festgesetzt hatte. Beide Gruppen befruchteten und durchdrangen einander derart, daß eine klare Abgrenzung oft kaum noch möglich ist.

Eine zeitlich geordnete Einteilung aller Großsteingräber, der sog. Megalithgräber, erfolgte schon vor langer Zeit durch den dänischen Archäologen Sophus Müller; er unterschied Dolmen (Abb. 1a und 1b), Ganggräber (Abb. 3 und 4) und Steinkisten. Bei der Bestandsaufnahme der deutschen Megalithgräber folgte man dem dänischen Einteilungsprinzip. Die Erforschung dieser eindrucksvollen Megalithkultur wieder in Fluß gebracht zu haben, ist das große Verdienst des bekannten Urgeschichtsforschers Prof. Dr. E. Sprockhoff.

Unter seiner sachkundigen Führung unternahm das Kieler Seminar für Urgeschichte vor kurzem eine Besichtigungsfahrt durch das Megalithgebiet zwischen Weser und Ems. Von den bei dieser Gelegenheit aufgeworfenen Problemen sollen hier einige kurz erörtert werden.

Wie stellt man sich heute die Entstehung der Megalithgräber vor? Die Entwicklungsreihe läßt man beginnen mit einem einfachen Holzsarg, einer in den Boden eingetieften Holzkiste. Diese Holzkiste wird später ersetzt durch eine Steinkiste mit einem Deckstein, den sog. Urdolmen (Abb. 1a und 1b), dessen Innenraum gerade zur Bergung einer Leiche ausreicht. Durch die Haltbarkeit dieser Steinkiste und ihre daraus sich ergebende Eignung für eine häufigere Bestattung veranlaßt, versah man den Urdolmen mit einem Eintrittsstein, der ein Abheben des schweren Decksteines unnötig machen und ein weit bequemeres Hineinschlüpfen in die Kammer ermöglichen sollte. Die Umwandlung des Urdolmen von einem Einzelgrab zu einem Sippengrab brachte eine Erweiterung der Kiste zu einer kleinen Kammer, dem erweiterten Dolmen (Abb. 2a und 2b) mit sich. Diese Bauform ist hauptsächlich auf Schleswig-Holstein beschränkt und führt weiter zur Gestaltung des holsteinischen Ganggrabes bzw. der holsteinischen Kammer (Abb. 3). Der Vieleckdolmen beginnt in seiner Entwicklung ebenfalls mit dem Urdolmen, dessen Langseiten durch Knickung nach außen stumpfwinklig aufeinander stoßen (Abb. 7a). Der Vieleckdolmen überschreitet die Eider (Schleswig-Holstein) in südlicher Richtung nicht. Aus dieser Bauform wird das nordische Ganggrab entwickelt (Abb. 4), dessen Südgrenze ebenfalls die Eider bildet.

An diese scheinbar so lückenlose Entwicklungsreihe fügt man als südlichsten Ausläufer die an Größe alle anderen übertreffenden und hinsichtlich ihrer Form zum Teil stark von einander abweichenden Gräber an Hunte und Hase. Um eine Entscheidung darüber fällen zu können, ob ein derartiger Anschluß unserer Megalithgräber an die nordischen ohne weiteres möglich ist, müssen wir beide Gruppen in ihrer Eigenart kurz kennzeichnen.

Die bestimmende Grabform in Dänemark und Schweden ist der Vieleckdolmen und das nordische Ganggrab, das aus einer runden oder ovalen Kammer von vier bis sieben Meter Innenlänge besteht, zu der ein durchschnittlich 9 m langer, aus Steinen geformter Gang führt (Abb. 4). Eingebettet sind diese nordischen Ganggräber in runde oder ovale Hügel. Schleswig-Holstein dagegen ist das Land der erweiterten bzw. Rechteckdolmen (Abb. 2a und 2b) und der Kammern mit rechteckigem Grundriß, die durchschnittlich von 2 bis 4 Steinen bedeckt sind. Die holsteinischen Kammern besitzen außerdem im Gegensatz zu dem nordischen Ganggrab einen ausgesprochen kurzen Gang (Abb. 3). Entsprechend dem Kammergrundriß liegt dieses Grab in einer rechteckigen Steinumfassung.

An der Hunte und ihren Nebenflüssen, der Aue und Bäke, treffen wir auf Kammern, die die erwähnten an Größe weit übertreffen; sie zeigen rechteckigen Grundriß und eine rechteckige Steinumfassung. Beim „Visbeker Bräutigam" erreicht

Landesbibliothek Oldenburg

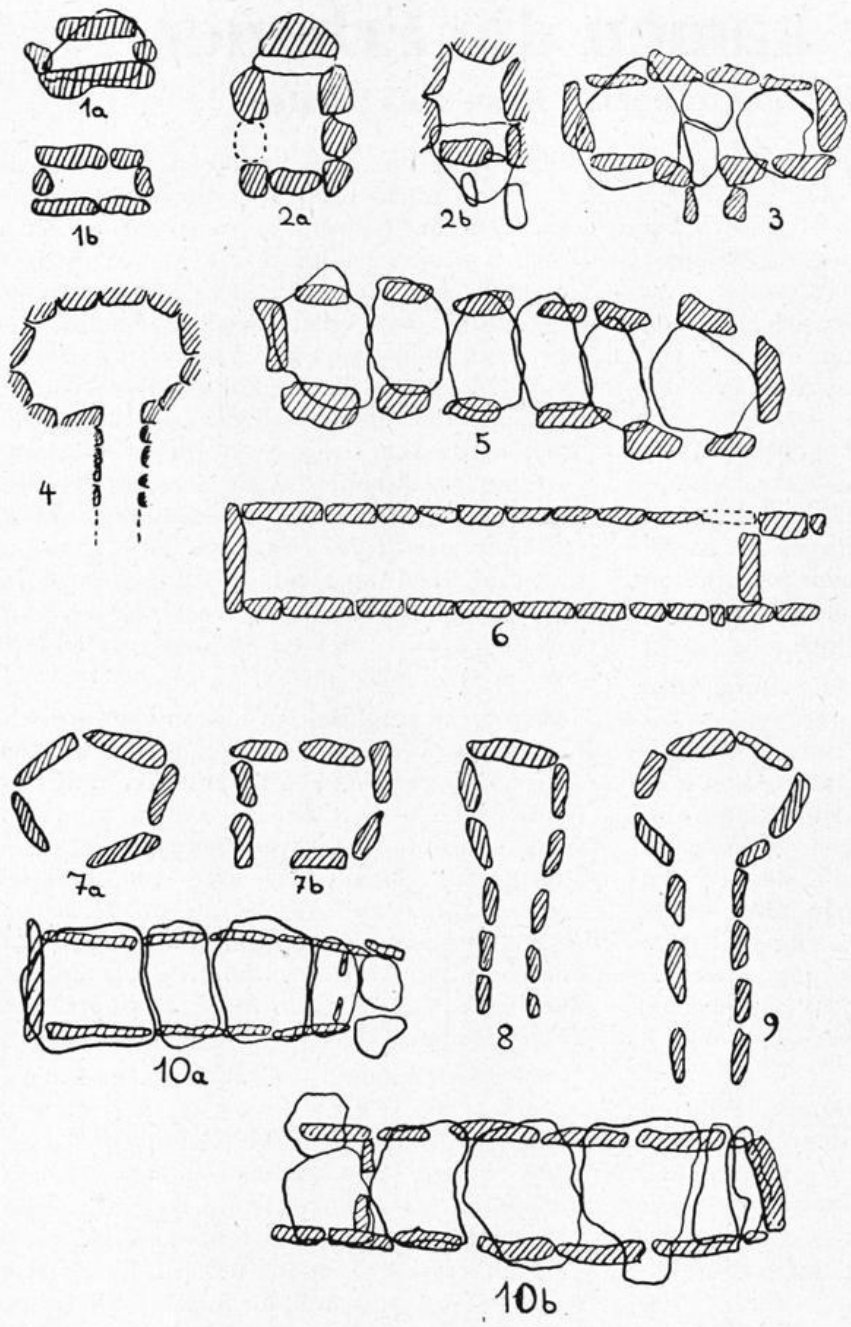


Abb. 1. Die Haupttypen der Megalithgrabformen in Nord- und Westeuropa:
1. Urdolmen 4. Nordisches Ganggrab 7a Westeurop. B-Dolmen
2. Erweiterter Dolmen 5. Emsländ. Langkammer 7b „ A-Dolmen
3. Holsteinische Kammer 6. Westfälische Steinkiste 8 U-förmiges Ganggrab
9. Pavia-Ganggrab 10. Galerie-Grab
Zeichnung nach Vorlagen von Sprockhoff, Aner und Daniel

letztere eine Länge von mehr als 100 m. Diese Gräber führen die Bezeichnung „Hünenbetten".

Das ist die eine Gruppe; die andere zeigt eine ungewöhnlich lange Kammer mit mehr als 10 Decksteinen in ovaler Steinumfassung, die allerdings auch fehlen kann; das ist die emsländische Langkammer (Abb. 2). Die Hauptverbreitung der Hünenbetten liegt im Huntegebiet, die der emsländischen Langkammern im Hasegebiet; doch kommt dieser Typ in Streuung auch an der Hunte vor und umgekehrt. Die langen Kammern weisen durchweg 7 bis 15 Decksteine auf (Abb. 3); bisweilen führt ein kurzer Gang mit einem Trägerpaar in die Kammer hinein; häufig aber fehlt der Gang. Die längste Kammer Nordeuropas (auf deutschem Boden) liegt bei Werlte. Sie zeigt 15 Decksteine und eine innere Kammerlänge von 27 m. (Abb. 3). Die „Schlingsteine" bei Lindern, die eine Länge von 15 m aufweisen, sind insofern von besonderer Bedeutung, als hier die ganze Kammer eigenartigerweise in den Boden eingetieft ist, wie übrigens auch die mit 14 Überliegern versehene Kammer bei Herrenholz (Spahn). An Langkammern von mehr als 10 m Länge finden sich zwischen Weser und Ems über 70 mit einer Verbreitungsdichte beiderseits der Hase.

Da die Gräber zwischen Weser und Ems wesentlich abweichen von den Gräbern im nordischen Kreis, wollen wir uns näher mit der aufgezeichten Entwicklungsreihe befassen: Bei der angedeuteten Entstehung des Megalithgrabes, d. i. eines Steingrabes, aus einer Holzkiste, hat man übersehen, daß die Holzkiste in die Erde versenkt wurde, die Steinkammer aber als sichtbares Denkmal über der Erde stand. „Das grundlegend Neue am Megalithgrab ist nicht die Bergung einer Leiche in einer „Kiste" aus Steinen, sondern der oberirdische, sorgfältige Bau eines imposanten, weithin sichtbaren Denkmals, dessen Kern eine Grabkammer enthält. — Unter dieser Sicht scheint eine Herleitung des Dol-

Landesbibliothek Oldenburg

men im Langbett auf rein typologischem Wege aus den schlichten Grubengräbern vorangehender Jahrhunderte nicht zu befriedigen." (Sprockhoff, Offa 1952). Das Megalithgrab erweist sich als Kennzeichen einer neuen Kultur. — Außerdem handelt es sich bei der Bestattung in Holzkisten um Einzelgrabbestattung; mit dem Auftreten der Steinkammer aber setzt eine durchgreifende Änderung der Bestattung ein: Die Familienbestattung kommt auf; mit dem monumental gebauten Steingrab tritt, mit anderen Worten, das Sippengrab an die Stelle des Einzelgrabes.

Zwischen der Keramik der Dolmen- und Ganggrabzeit besteht ein Unterschied sowohl in formaler wie auch in ornamentaler Hinsicht: Die Dolmenware ist rundbauchig und mit senkrechten plastischen Rippen verziert. Die Ganggrabware aber ist scharf profiliert und trägt eingestochene Muster. Der Aufsatz „Tiefstichverzierte oder weißinkrustierte Keramik" im vorjährigen Kalender hat indes gezeigt, daß die Keramik der Ganggrabzeit keine im eigentlichen Sinne tiefstichverzierte, sondern eine mit Einlage versehene, d. h. inkrustierte, Keramik darstellt. Im übrigen hat es nachweislich eigene Töpferzentren im Osnabrückschen, im Oldenburgischen und in Drenthe (Holland) gegeben. Die Keramik, die aus den Steingräbern bei Großenkneten und Ahlhorn-Falschheide (Lethe) gehoben wurde, zeigte weitgehende Übereinstimmung. (H. Knöll, in Archaeologica Geographica, 1952).

Ebensowenig wie die Keramik deutet das Beil auf eine Herkunft aus dem Norden. „Man muß sich gerade bei der Betrachtung der Steininventarverhältnisse fragen, wie es kommt, daß die aus dem Norden einwandernden Kolonisten ihr einheimisches Beil, das gerade für die Kolonisten das wichtigste Gerät überhaupt gewesen sein dürfte, nicht mitbrachten". (K. H. Brand, Dissertation 1952).

Welches Bild bietet uns nun die westliche Megalithkultur? Auch in Westeuropa finden wir eine weite Verbreitung der Dolmen, die man dort aber entweder als Überbleibsel zerstörter Gräber oder als degenerierte Formen der Ganggräber oder Galeriegräber — Kammergräber mit einem Eingang an der Schmalseite (Abb. 10a und 10b), — erklärt und somit für jünger oder zeitgleich mit den anderen Grabformen hält. Erwähnenswert und bedeutsam ist die Tatsache, daß in Westeuropa B-Dolmen (Abb. 7a), (nach unserer Terminologie ein Vieleckdolmen) nur dort auftreten, wo es auch Ganggräber gibt (Abb. 9), und A-Dolmen (Rechteckdolmen Abb. 6) nur dort, wo es Galeriegräber gibt. So trifft A. E. Daniel folgende Einteilung:

I. Ganggräber
   a) Pavia-Gräber
   b) B-Dolmen

II. Galeriegräber
   a) Loire-Ganggräber
   b) A-Dolmen

In der zweiten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. beginnt die erste Ausbreitung der Megalithgräber; dies ist die „primäre Bewegung". Sie dringt vom südlichen Europa nach Nordwesten und Norden vor, von Spanien und dem westlichen Mittelmeer nach Frankreich, den britischen Inseln, Norddeutschland und Skandinavien. Mit dieser ersten Welle breiten sich sowohl die Ganggräber, wie auch die Galeriegräber aus. Doch entspringen beide Grabgruppen zwei verschiedenen Wurzeln (Abb. 4). Der ersten Ausbreitungsbewegung folgt später eine zweite, „die sekundäre Bewegung", die eine örtliche Weiterentwicklung und einen gegenseitigen Austausch der verschiedenen Typen darstellt.

Die Ausbreitung der Ganggräber ist für unser Thema nicht so ausschlaggebend, wie die der Galeriegräber. Nördlich der Eider finden wir ausgeprägte Ganggräber vom Typ der Pavia-Gräber (Abb. 9) — so genannt nach einem Fundort in Portugal — umgeben von runden oder ovalen Hügeln, wie in Westeuropa. Die Ausbreitung der Galeriegräber (Abb. Karte) beginnt auf den Balearen. Entweder sind diese Gräber in den Felsen eingelassen oder auf der Oberfläche errichtet und dann mit einem ovalen Hügel umgeben. Von den Balearen greifen sie über nach Südfrankreich und den französischen Pyrenäen, von wo sie sich weiter ausdehnen nach West- und Nordfrankreich bis an die Loire. Von der unteren Loire dringt die Welle einerseits nach England und andererseits, die Loire aufwärts, in das Pariser Becken vor.

Auch hier sind die Gräber entweder oberirdisch angelegt oder in den Boden eingetieft. Aber noch ist die Stoßkraft der ersten Ausbreitungsbewegung nicht erlahmt, sondern dringt weiter vor nach Belgien und nach Südwestdeutschland. Hier treffen wir auf die sog. „westfälischen Steinkisten" (Abb. 6), die ebenfalls Galeriegräber aus Westeuropa darstellen. Diese westfälischen Steinkisten sind das Bindeglied zwischen den westeuropäischen Galeriegräbern und den emsländischen Langkammern.

Landesbibliothek Oldenburg

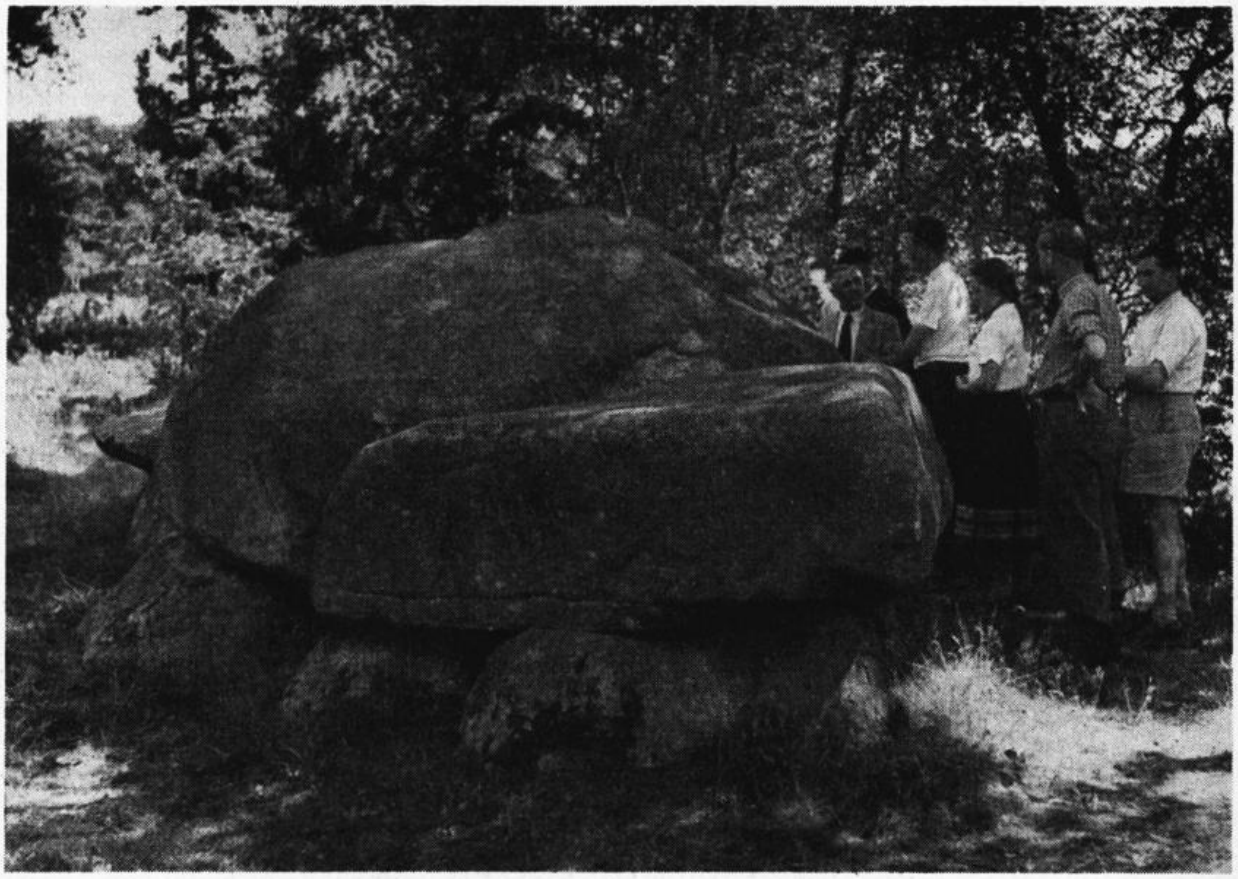


Abb. 2. Emsländische Langkammer bei Bischofsbrück (Peheim) Photo: Helmut Ottenjann

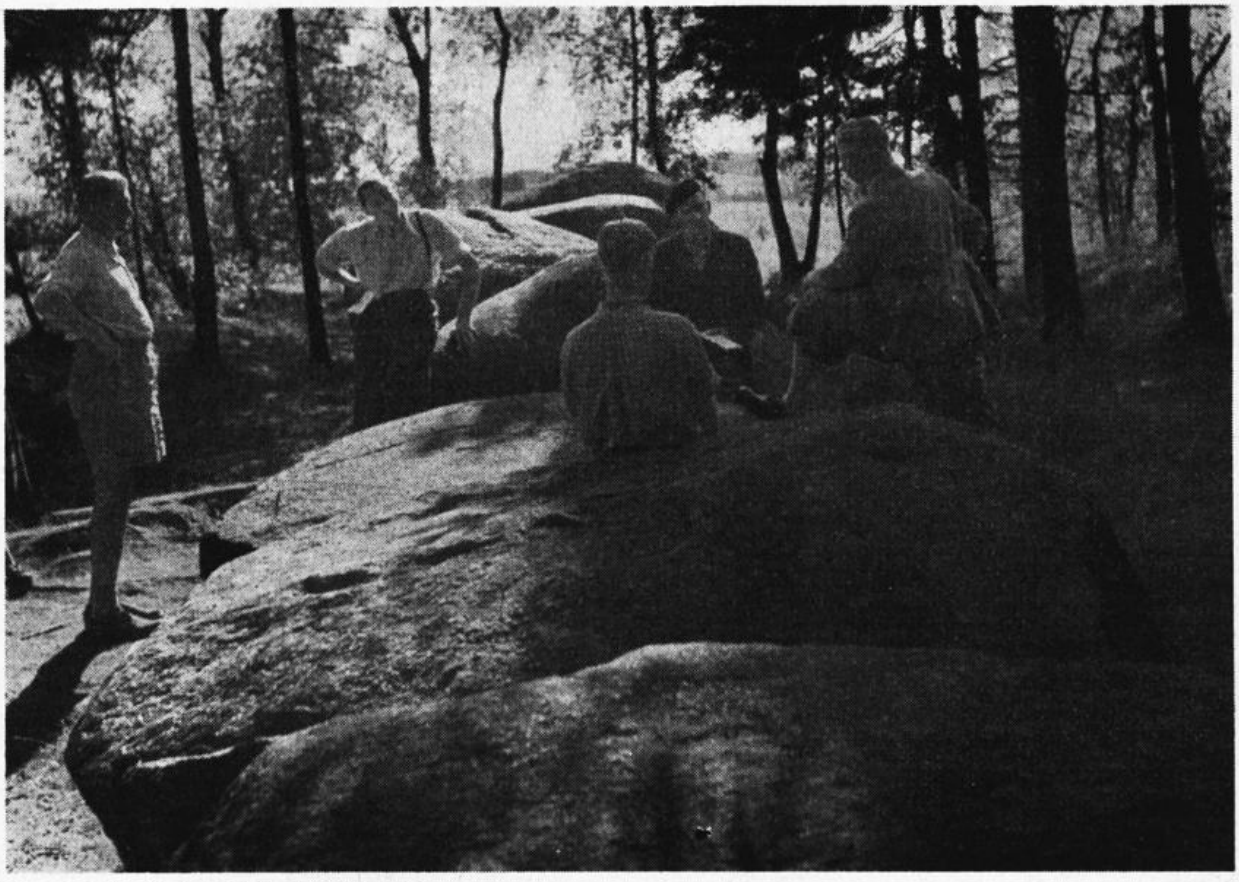
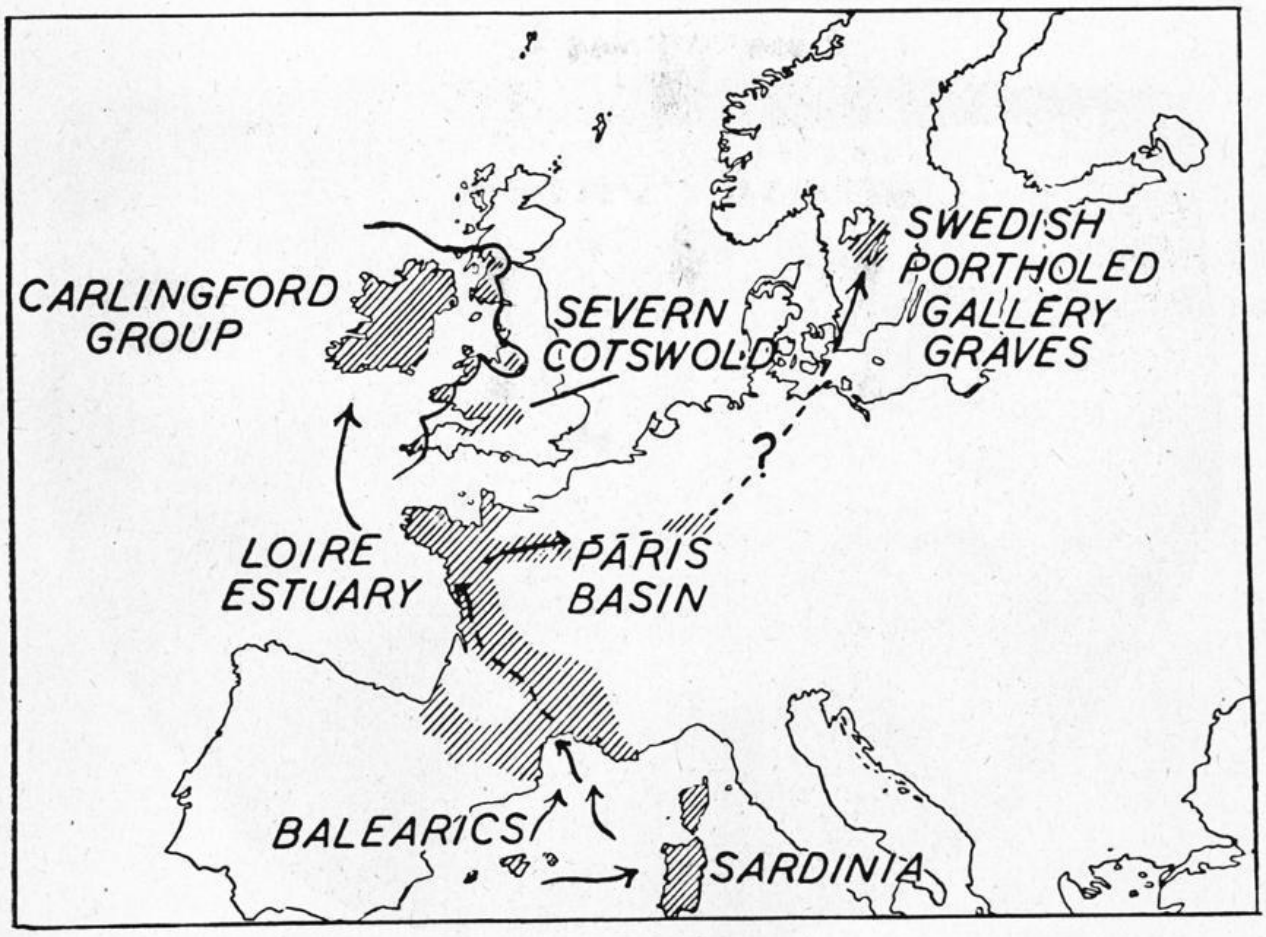


Abb. 3. Die „Hohen Steine" bei Werlte Photo: Helmut Ottenjann

Landesbibliothek Oldenburg



Zeichnung nach E. Daniel, Proceedings of the Prehist. Society, 1941

Abb. 4. Verteilung und Ausbreitung der Galerie-Gräber in Westeuropa

Die westeuropäischen Galeriegräber zeigen die gleiche erstaunliche Länge wie unsere Langkammern und sind wie diese umkleidet mit einer ovalen Einfassung. Im übrigen ist ein Teil der emsländischen Kammern ebenso in den Boden eingetieft wie ein Teil der westeuropäischen Galeriegräber, so z. B. die „Schlingsteine" bei Lindern, die Gräber bei Mundersum und Herrenholz (Spahn) und andere, wie Fräulein Dr. E. Schlicht nachweisen konnte. Ähnliche Parallelen weisen die Kammern von Brunefort und Hekese auf, die westeuropäische Eigentümlichkeiten zeigen. Danach scheint der von A. E. Daniel angedeutete Weg der Ausbreitung der Galeriegräber bis in unser Gebiet hinein richtig gesehen zu sein. Eine Weiterentwicklung bis nach Schweden hin, d. i. bis zu den dortigen Steinkisten, ist nicht möglich, doch kann im Rahmen dieses Aufsatzes auf dieses Problem nicht eingegangen werden.

Was aber noch nordisch anmutet ist der Gang, den ein Teil unserer emsländischen Langkammern aufweist.

In der „sekundären Ausbreitungsbewegung" erfolgte eine örtliche Weiterformung der einzelnen Kulturen, in deren Verlauf auch von Norden her eine Ausbreitung zum Südwesten hin erfolgt sein muß. Im Gefolge dieser sekundären Ausstrahlung wird dann u. a. auch die Weitergabe der Gangkonstruktion an die emsländischen Langkammern erfolgt sein. Andererseits ist die Größe der Kammern in den Hünenbetten ohne das Vorhandensein der emsländischen Kammern nicht zu erklären. So werden wir in den eingetieften Kammern und denen, die noch keinen Gang aufweisen, die ältere Grabform zu erblicken haben. Daß zu dieser Zeit auch die emsländische Kulturgruppe noch über ansehnliche Kräfte verfügt haben muß, davon zeugt ihre Ausbreitung über Holland (Drenthe) — das zur gleichen älteren emsländischen Kulturgruppe gehört — nach Kent, wo sie zur Gründung der Medway-Kultur führte.

Welche direkten Zeugen eines Zusammenhanges mit Westeuropa lassen sich nun aufzeigen? In der spanischen Megalithkultur lebt eine eigenartige Verzierungsweise, die auf der Keramik, auf Kettenanhängern und Knochenscheiben begegnet. Das ist die Darstellung eines Augenpaares (Abb. 5). Die-

Landesbibliothek Oldenburg

Photo nach E. Albrectsen: Danmark i. Oldtiden

Abb. 5. Westeuropäisches Augenmuster

ses Augenmuster muß einen bestimmten Aussagewert, eine tiefere Bedeutung gehabt haben, die wir nicht mehr zu ergründen vermögen. Derartige symbolische Darstellungen werden nur dort gehandhabt, wo man sich unter derartigen Zeichen irgendetwas vorstellen kann. Treten sie irgendwo anders auf, so läßt das auf eine direkte Verbindung dieses Gebietes mit dem Ursprungsgebiet schließen. Eine derartig verzierte Keramik fand sich aber in den holländischen Langkammern, die ja zur emsländischen Kultur gehören. Auch auf den Funden, die in den emsländischen Kammern gemacht wurden, traten derartige Zeichen auf. So fand Fräulein Dr. E. Schlicht in einer Langkammer in Emmeln einen Kettenanhänger, der solch ein Augenmuster zeigt. Das spricht deutlich für eine unmittelbare Verbindung mit dem Westen.

Angesichts dieser Tatsache erscheint es notwendig, die emsländischen Gräber als eine gesonderte Gruppe zu betrachten und nicht bloß als südliche Ausläufer des nordischen Kreises. Um aber größere Klarheit über die Herkunft und die Ausbreitung dieser Kammern zu gewinnen, ist es dringend erforderlich, entsprechende wissenschaftliche Ausgrabungen vorzunehmen. In unserem Gebiet dürfte eine genauere Untersuchung der „Schlingsteine" bei Lindern besonderen Erfolg versprechen. Hoffen wir, daß der Wunsch, der, wie Prof. Sprockhoff mitteilte, auf der letzten internationalen Prähistorikertagung in Spanien ausgesprochen wurde, d. i. die eigenartigen und imposanten Megalithgräber an Hunte und Hase zu besuchen und dabei eine Lehrgrabung an den Schlingsteinen vorzunehmen, bald in Erfüllung gehe.

+

Benutzte Literatur:

E. Sprockhoff: Handbuch der Urgeschichte Deutschlands, 1938.

E. Aner: Die Steinkammern von Ostenfelde, Schwantes Festschrift.

A. E. Daniel: Proceedings of the Prehist. Society, 1941.

Helmut Ottenjann

Landesbibliothek Oldenburg

Dei Dowe Dirk

„Hinnerk, du kunns van Nomdag wol in dei Bülte gaonen und haolen wat in dei Pannen; morgen iß Sönndag, un wat tau dei Afwesselung deit us gaut. Dat Rokfleisk in'n Bausen iß so dröge un werd uck al helsk minne."

Hinnerk stünd daorbi, dei Hannen in dei Tasken un mök den Mund aopen; man Geske was nu einmaol taugange un löt sick nich stören.

„Schlächten käönt wi noch nich; dat Utschaop kann sich noch gaut angäben, dor fallt upstuns allerlei af, un den Wär, den mäöt wi taun Anbiten hebben. Ne, ne, gao man, du schaß wol wat finnen för morgen!"

Geske bünd dei Sackschötten up un grep sick den Emmer, sei wull Waoter pütten, Bulus hollen un schrubben, un dorbi stünd är Hinnerk in'n Wäge.

Hinnerk wör dor gaut mit taufräe, gniffelde sick einen, nöm dei mit Traon inschmerden Stäwelhölsken vant Rick un trück sei an. Dan langde hei van dei Upkaomer den ollen Vörderlaoder herünner. In'n Biback an dei Waskauert stünd dei ole Kuffert, den har sine Mauder as Brutgaut al mitkrägen; in dei Bilaon was Pulwer un Haogel. Dan günk hei dei Sitdörn ut. Geske köm üm mit'n Emmer vull Waoter in taumeute un den groten Riesbössen. Dat schull dor forts bigaonen.

„Nimm den Veiereiken mit, du weiß nich, of di dei Schwatte in Ruhe lett!"

„Och ne, den Plenter uck noch mitschläpen, ick schall mi woll helpen!" Hei langde ünner dei Eucklern dei Stricke weg, probeierde twei, dreie, un hünk sei sick üm den Arm. Dan tramsde hei hendaol, dei schwatten Pötte tau. Hei kennde sin Rewir un wüß, wor dei Haosen wesselden. Dei Stricke kregen äre Stäe, man kann't nich wäten, un bäter iß bäter. Bi dei Klinkerpötte setde hei sick daol, achtern Struk up'n Bentbult, mök den Püster taurechte un teuwde; hei har Tid, jüßsoväle Tid un noch mer as dei Haosen. Un dei nömen sick Tid. Hinnerk set un plirde un schnackede mit dei Väögels. As dor eine Häkster mit Geschrei afstöw, riskede hei sick up, mök sick farig, dor was wol Honnig in dei Heide. Un richtig, Jans Mümmelmann hoppelde heran, seelenruhig un dachde nich an Pulwer un Damp. Rabamms! Jans sprünk noch in dei Höchte, schlög ein Rad, man hei möß an dei Grund, kreg ein paor achter dei Läpels un gef tau. Wat schull hei uck, einmaol iß't doch ute.

Hinnerk wög üm up un af, dat müggen wol so an dei nägen Pund wäsen, un dat langde tau 'ne Maoltid. Geske har ären Willen, nu kunn't Sönndag werd'n. Jüst as hei hendaol wull un den Püster al in'n Arm har, seg hei dor van witen eine schwatte Gestalt heranhüpken. Dat was eine van dei Höllenknechte, man kunn den Perefaut seinen, wen dei Düwel van einen Bentbult up den ännern sprünk. Un dei köm risk up üm tau. Dat har kinen Zweck mehr, wegtaugaonen. „In Gottes Naomen! Ick schall mit di wol farig werd'n! Wi willt't man wat langsaom angaonen laoten."

Dei Düwel settede sick kägenaower, hechbalgede ein paormaol un kek üm mit sine gleinigen Aogen an. Nao'n Schoft frög hei: „Wat wulls du hir?" Hinnerk schweg, dat günk den Düwel nicks an, un hei wull uck Tid hebben und sick van den Schwatten nich in't Strick krigen laoten.

„Hinnerk, wo wulls du hen?" Nu kreg hei Luft. „Nao Stanniks Jette dor gintern achter up'n Baukop, dei strickt us Mamme neie Mauen an dei Ünnerjacke." — „Naon Baukop? Wor iß dat? Dor bin'ck nich wäsen; ick bin uck noch man veiertein Daoge hier un van Haoverbirke heröwerwesselt. Willt wi forts gaonen?"

Hinnerk har dat gor nich so drock, settede sick wedder daol up den Bult un nöm den Püster tüsken dei Kneie. „Hinnerk, wat iß dat för 'ne Spilen?" — „Dat iß mine Pipen!" „Draff ick uck einmaol roken?" äkelte dei Düwel wider. — „Minetwägen! Man sei iß noch nich stoppet!" — Un Hinnerk fünk an, göt Pulwer in, settede einen Filsproppen, löt achter sine Hand Haogel heringlien un vertellede den Düwel, dat dei beiden Filsproppen — Hinnerk har noch einen baoben up stäken — as'n Filter dad Scharpe van den Rok aftrücken. „Süß schmeckt dei Piepen tau bitter!" — „Wor mot ick nu trecken?" — Hinnerk dö den aopen Püsterend den Düwel in'n Mund. Dei trück un trück un knep dei Ogen tau, man dor köm kin Damp. „Du wuß mi wol euwen, wat?" — „Ne, ne, ne, wachte, so'ne Pipen mott doch erst anstickt werd'n!" — „Dau dat!" — Hinnerk settede dat Zündhütken in un nickde den Düwel tau. Dei nöm dat Enne wedder in den Mund un trück. Up einmaol: Rabamms! Dei Düwel schlög eerslings van den Bentbult achteräöwer un leg tückebeinkend tüsken dei

Landesbibliothek Oldenburg

Bülte, Bi dat Radschlaon wör üm dei Pereholsk utflaogen un likerweg den Hinnerk in't Gesicht. Blaut köm üm ut dei Näsen un löp den Baort hendaol. Nu wedde dat Tid för um, hei grep den Püster un den Haosen, kek noch einmaol nao den zappeligen Hund ümme un dan af nao Hus. Hei har't nich besünners drocke, dat Blaut piddelde noch, wull aower al anfangen tau stollen.

In dei Gerkaomer bin Huse hünk Hinnerk den Haosen an dei Richtebank un trück üm das Fell aower dei Oren. Geske wör farig mit äre Aorbeit, wull'n Emmer vull rein Waoter haolen, un kek bi Hinnerk in. „Mein Gott! Heff hei di hat?" — „Hei mi, un ick üm! Mine wasset wedder an, of sine uck, dat weit'ck nich!" — Geske höl dat Schötteldauk van dei Fensterbank ut dei Kääöken un schrubbede üm dei Näsen un den Mund un den Baort, un as sei doch einmaol taugange wör, den ganzen Kopp; nödig har hei't wol. Un dan vertellede hei.

Un dei Düwel? So bi dei Schummertid köm hei wedder tau sick, wull hoch, man dat günk nich, dat pirde äöwerall, un hei trück sick krumm achtern Bult tausaome. Dat har hei den Hinnerk nich ut dei Mauen trocken.

Düwels holt tauhope. Dei vant Südlohner Mauer har dat Bumsen hört un dachte sick wol, dat dor wat passeiert wör. Hei sprünk van Bult tau Bult, fleitede up twei Fingers, pinkorde un lusterde. Endlick har hei sinen Düwelsbrauer achtern Bentbult funnen. Hei lichtede üm up, man staonen kunn hei nich mer un sackede wedder an dei Grund, jauelde un schnappede nao Luft, man kunn kin Wort herutkrigen. Wat nu? Hennup nao dei Vechte, nao den Oberdüwel int Welper Mauer. Hei verklaorde üm dat, kreg Hülpe mit un schull den Dummerjann nao dei Richtebank up den Langen Barg an dei Grenze tüsken Vechte un Bräögel bringen.

As dei ganze Düwelei van Damme bet Gollenstä kägen twölwe binänner wör dor up den Langen Barg, köm dei Trupp mit den Bräögeler äöwer't Rüskenfladder bi dei Kiwittshöchte vörbi an den Richteplatz. Vör den Oberdüwel läen sei üm daol. Dei kek üm tau, wedde vergrellt un bölkede: „Heff ick di nich seggt, du schuß dei Lüe vant Mauer in Ruhe laoten, dei hebt't dick achter dei Ohren, du — du — du D o w e D i r k!" Dan tret hei üm mit den Faut einen int klatterige Gesicht un segg: „Herünner damit!" Dei ännern Düwels kratzden ein deipet Lock, stödden ären Gesellen herin, liekeden dat Lock wedder tau un packeden dor einen Feldstein van twintigdusend Pund öwerher. So ligg hei hoch un dröge nu al lange Tid un mott liggen bliben bet ant Enne, wenn dei Lange Barg utenänner knallt. Hei markt kinen Sünnenschin un krig kinen Draopen Rägen af, un wat Nattes har hei gern. Läben deit hei noch, un einmaol int Jaor, wenn dat olle nachts üm twölwe dat neie dei Hand giff un up Welpe dei Haonens kreiet, dan draf hei sick ümmedreien un sick up dei ännere Site leggen. Dat iß nich väl, doch wat, un Straofe mott sin.

Twei Schepers von Bräögel hebbt den ganzen Spektaokel mitmaokt; sei streken dort nachts wat herümme, nich achter dei Schaope, ne, dor kun sick jao süß wol wat uphangen hebben, man kann't nich wäten. Dei hebbt dat äre Gesellen vertellet un dei wedder wider, un so wätet wi dat vandaoge. Sei dreben äre Schaope bet an den Langen Barg un kratzden ut Langewile mit äre Breidelstöcke in den Stein Teiken, wat dei gelerten Lüe un sücke, dei't wäten willt, as Baukstaoben un Jaorestaolen holt. Man kann Kinner licht ein Pläseier maoken, un dat kost nicks.

Un dei Dowe Dirk? Ick mene nich den Stein, ick mene den Düwel dorünner. Hei heff lange Ruhe hat, man dat blew nich so. Nao un vör kömen dor tüsken üm un Welpe un bisit af allerlei neie Hüser, ampat nao dei Kante hen, wo sei vandaoge Neienhüsen tau seggt. Dat Ramentern un Weulen, dat Kloppen un Timmern störde üm wenig, man dei Krüze un dat Weiwaoter in dei Hüser, dei hebbt't üm andaonen. Mareien Unkel Bernard, uck so'n Scheper, heff üm faoken spektaokeln hört. Fraogt üm man eis!

Einmaol eis heff dei Düwel dor ünner den Stein einen freidigen Dag hat. Dat mott ick jau noch vertellen. Wat dei Lüe in dei Vechte sünd, dei sünd unnosel klauk. Dat kump van dei välen Schaulen. Nao dei leegen mötet sei ale henn, un dei meisten äöwerspringt dan dei Middelschaule, dei sei noch nich hebbt, un kaomt forts in dei hoogen, un dor lert sei uck väle, wat för dat praktische Läben faoken taun Verdarw iß. Un dan sünd in dei Vechte Schaulen, dor kaomt Lüe hen, dei är Meisterstück al achter sick hebbt, dei blot noch för ein paor Wäken, käönt uck Monate wäsen, wat naolernen mötet; un dei kaomt in ein Hus mit tauschlaoten Dörens un Fensters mit Isengitters. Un dei dor achter sittet, dei hebbt freuer uck nich hört, so as dei Düwel ünner den Stein, aower an den sin Pläseier, dor sünd sei ganz unschüllig an.

Landesbibliothek Oldenburg

Wekke van dei richtig Klauken kömen bin ollen Froitzheim, as hei noch läwede, tausaome in ären Minörbund. Dat iß ganz wat Feines, wat sick vör un achtern Laoken afspält. Na, dat geit mi nicks an. Man einmaol wullen dei Minöre den ollen Fendken Schmid van Bräögel, as hei noch läwede, taun besten hebben, un sei haren dat bolle tau luen krägen. Man dei Bräögeler heff dat nich paßt. Tau dei Minöre hörden uck wekke tau, dei in dei Stadt wat tau seggen haren; ick glöwe, dei Börgermeister was dor uck mit bie. Un wat dei Stadtregierung iß, dei mot van Tid tau Tid eis dei Grenze aflopen, of dat uck ale noch dor iß, wat bi dei Vechte hört. Schnaotgang segg man dortau. Dor krigg man dan Döst bi, un van dei Dor'n bet nao Welpe iß an dei Grenze kine Wertskup. Man mott naohelpen. Fif Kissen Beier un allerhand Buddel van dat korte Tüg wüdden up'n Saotertagsaobend bi den Stein ingraoben; warm Schluck schmeckt nich.

Man dat segen wedder twei Schepers, dei sick achter dei legen Dannen verschulket haren. Dei säen äre Kumpels Bescheid; worümme nich uck, dor was jao nicks bi. Sönndagsnomdags kömen dei Minöre un dei van dei Regierung mit säben Kutsken anfeuert. Dor bi den Stein hüllen sei an un freieden sich tau dat, wat dor kaomen schull. Picknick segget dei vörnämen Lüe dortau. Dei't wäten müssen, füngen an tau buddeln, dei ännern freben sick den Buk un lickmulden mit dei Tungen; dat draf man buten ruhig daunen. Dei eierste Buddel köm — man wat iß dat? „Iß dor ut Verseinen 'nen losen mitkaomen? Her mit den ännern!" Man wat sei uck heruttrücken, ein paor wassen vull. Aopengetrocken un probeiert. Man up'n Langen Barg bi den Stein schmeckt Waoter nicks änners un bäter as in dei Vechte. Dat gef lange Gesichter, bedreuwt wören sei uck; wat dei wekken wören, dei lacheden, wekke wassen uck schreiensmaote. Man kann't verstaon. Dei Düwel ünner den Stein heff sich einen grismult; hei har Sellskup krägen van'n Koppel klauke Lüe, dei jüß at hei sick anschmeren laoten haren.

In dei nächsten Wertskup wedde dei Stoff herünnerspeult un mit den Stoff uck dei Arger. Wat dei Üppste wör van ale, kek sick dei Rige rund; un as hei bi den köm, dei den Wertsmann spälen wull, tippede hei sick an'n Kopp, dreimaol achternänner, und sä: „Du .. du .. du Dowe Dirk!"

Clemens Tombrägel

Pingstertied

Nu is't in't lange Jaohr de Tied,
De as de allerbeste gelt;
Dat läwt un wäwt rund üm di to,
Un Hochtied hollt de ganze Welt.

De Himmel dregg sien feinste Blau,
De Sünne schinnt so klaor herdaol;
Se kann nu richtig, as se will,
Kien griese Wolk' mött' ehren Straohl.

As hadd' et up de Sünne luert,
So rögt sick nu dat wiede Land.
De Straohl glitt sinnig dr' aower her,
As wör't ne weeke Moderhand.

Nu kiek di bloß den Braohmstruk an,
Wat mit sien gäle Kleed he praohlt!
Un hett he denn kien Grund dorto?
De Sünne hett't doch sülben maolt.

De Fuhren stickt ehr Lechter up,
Hier anne Straot, daor an den Patt,
Un seiht nu jüst so fierlik ut
As de Kestanjien inne Stadt.

De düstre Busk daor achter'n Kamp
Hett nu sien Sönndaogsschötten vör;
De straohlt in't hellste Barkengrön,
Un witte Striepen loopt dr dör.

Kumm flink eis up dat Äuwer rup,
Wat hier sick woll för'n Wunner finnt:
In Öhren steiht dat Roggenfeld,
Geiht up un aff in'n sachten Wind.

Szüh daor, nu legg de Kuckuck los!
Ich dacht', off he vandaog woll slöp,
Wo arm was doch us' Pingstertied,
Wenn gaor nich mehr de Kuckuck röp.

De Droßel hier, un daor de Fink,
Un hunnert Vaogels wiet un siet,
Se singt, as döen se 't us to Dank,
Mit vulle Kraft ehr Maidaogslied.

Ganz baowen treckt de Bussard rund,
He röpp, so lut he äben kann.
He weet van Lust sick boll kien 'n Raot,
Man süht un hört' t üm richtig an.

Marks du't woll, wo dien eegen Hart
So ganz van sülben höger slait?
Nu sing du uck dien Andachtslied,
So fraom, as't in de Psalmen steiht!

Franz Morthorst

Landesbibliothek Oldenburg

Zur Geschichte der „Missionszelle" Visbek

Als Karl der Große in dreißigjährigem Ringen die Sachsen seinem Reich einverleibte, mußten diese mit der neuen Staatsform auch eine neue Religion annehmen. Sie sollten dem Dienst der alten Götter entsagen und künftig dem einen Gott der Christen anhangen. Wie schwer den Sachsen diese äußere und innere Unterwerfung wurde, darüber lassen die Nachrichten jener Zeit keinen Zweifel; immer und immer wieder reden sie von Auflehnung, Aufstand und Trotz. Aber die größere Gewalt und Macht, die Karl in die Wagschale zu werfen hatte, trugen letztlich doch den Sieg davon. Was den Sachsen zuerst ein unerträgliches Joch zu sein schien, wurde ihnen später eine leichte Last. Hundert Jahre nach Karls Tode begann bereits die Zeit, in der Herzöge aus sächsischem Stamm die deutsche Königs- und Kaiserkrone trugen.

Die ersten Verkünder des Wortes Christi im Oldenburger Münsterland schlugen in Visbek ihre Zelte auf. Der König selbst hatte diesen Ort als Mittelpunkt der Christianisierung ausersehen und hier um das Jahr 780 eine Missionsstation begründet. Der Visbeker Sprengel umfaßte ungefähr den heutigen Kreis Cloppenburg, den Kreis Vechta ohne die Dammer Gegend und einen Streifen ostwärts der Hunte vom Dümmer bis nördlich Barnstorf.

Im Norden grenzte der friesische Missionsbezirk des hl. Liudger an Visbek, im Westen und Südwesten folgten die Sprengel von Meppen und Freren, im Süden und Südosten stießen Teile der Osnabrücker und Mindener Missionen an Visbeker Gebiet. Diese verschiedenen Bezirke waren selbständig. Bistümer und Bischöfe gab es in der Zeit noch nicht.

Von Visbek aus zogen die Missionare ins Land, predigten das Evangelium und gründeten Gotteshäuser. In den folgenden Jahren entstanden die Pfarrkirchen in Löningen, Lohne, Barnstorf und Krapendorf (Cloppenburg). Später kamen die Pfarren in Bakum, Emstek, Altenoythe, Großenkneten und Westerstede hinzu.

Der Vorsteher einer solchen Missionszelle wurde „abbas", Abt, genannt. Dieser abbas brauchte nicht Abt im heutigen kirchenrechtlichen Sinn zu sein, nämlich Vorsteher einer Klostergemeinschaft; er war häufig nicht einmal Mönch. Wir wissen, um ein Beispiel anzuführen, daß sich der erste Bischof von Münster, der hl. Liudger, vor seiner Bischofsweihe abbas nannte, obwohl er die Mönchsgelübde nicht abgelegt hatte.

Der einzige Vorsteher von Visbek, dessen Namen wir kennen, ist der Abt Castus, ein Adeliger aus unserem heimischen Lerigau. Als er noch seinen weltlichen Namen Gerbert führte, begleitete er den hl. Liudger auf seiner Reise nach Italien und zum Kloster Monte Cassino. Er kann frühestens im Jahre 800 die Leitung Visbeks übernommen haben. Wann der ganze Sprengel seine Selbständigkeit verlor, wissen wir nicht; denn mit der Einführung der kirchlichen Bistumsorganisation in Sachsen wurden die Missionsbezirke aufgehoben und den neuen Diözesanbischöfen unterstellt. In Osnabrück, Münster, Minden und Paderborn wandelten sich die Missionsstationen in Domstifte um, die andern Stationen wurden mit der Zeit abgebaut. Visbek kam unter die geistliche Leitung der Osnabrücker Bischöfe. Zwar erteilte im Jahre 819 Kaiser Ludwig der Fromme dem Abt Castus besondere Freiheiten für Visbek und die zugehörigen Pfarrkirchen. Aber wir wissen, daß die Zeit der Missionierung vorbei war, und wir müssen annehmen, daß Castus sich das kaiserliche Privileg ausstellen ließ, um seine Stellung nicht ganz zu verlieren; vielleicht hat er durch diese Kaiser-Urkunde die Umwandlung in ein Kloster oder Stift vorbereiten wollen. Nach damaligem Kirchenrecht blieben die Pfarrkirchen mit ihren Einkünften im Eigentum des Besitzers, hier also des Kaisers; der Bischof hatte nur geistliche Rechte zu vertreten. Wenn es stimmt, daß Castus durch die Privilegierung von 819 die Bedeutung Visbeks erhalten wollte, so ist ihm das nicht gelungen; denn 855, nach dem Tode des Castus, schenkte König Ludwig der Deutsche die Missionskirche in Visbek dem Kloster Corvey an der Weser.

Da das Kloster Corvey auch die Kirchenzehnten beanspruchte, entstand ein Jahrhunderte währender Streit zwischen Corvey und dem Bischof von Osnabrück, der diese Zehnten als bischöfliches Recht für sich in Anspruch nahm. Der Kampf, in dem beide Seiten vor Urkundenfälschungen nicht zurückschreckten, wurde rechtlich nie entschieden. Aber durch Heinrich IV. ist Osnabrück

Landesbibliothek Oldenburg

durch kaiserlichen Machtspruch doch in den Besitz der großen Zehnteinnahmen gekommen.

Eine Frage aber möchten wir an die Urkunden der alten Zeit stellen: bestand in Visbek ein wirkliches Kloster? In allen Büchern über die Geschichte unseres Landes wird wie selbstverständlich vom „Kloster Visbek" gesprochen. Als Beweis läßt sich eine sogenannte „Corveyer Chronik" anführen; diese erzählt, wie Abt Warin von Corvey nach der Schenkung Visbeks an sein Kloster zwei Mönche ins Nordland schickte und wie diese Mönche in Visbek Mitbrüder getroffen hätten, die im Lerigau das Evangelium predigten. Doch ist diese Chronik inzwischen als Fälschung aus neuerer Zeit erkannt worden. Im 18. Jahrhundert lief gar die Behauptung um, neben dem Mönchskloster habe in Visbek ein Nonnenkloster gestanden.

Wir tun bei diesem Wirrwarr gut, uns nur auf die gleichzeitigen Urkunden des 9. Jahrhunderts zu verlassen.

Das schon erwähnte Privileg Kaiser Ludwigs des Frommen vom 4. September 819 für Abt Castus erweckt in seinen Formulierungen am ehesten den Eindruck, daß Visbek eine klösterliche Niederlassung gewesen sei. Es wird gesprochen von den „Knechten (allgemein üblicher Ausdruck für Kleriker; der Papst nennt sich „Knecht der Knechte Gottes"), die hier dem Dienst Gottes obliegen", die „predigend das Wort verkünden und sich ihrer Aufgabe widmen" in der „abbatia" unter „Castus, dem Abt der Kirche, die Fiscbechi genannt wird." An ein regelrechtes Mönchskloster zu denken, is aber nicht zwingend. Das, was hier beschrieben wird, ist eine Missionszelle, wie wir sie überall im Sachsenland kennen. Die Glaubensboten leben unter ihrem Abt in der Gemeinschaft der Mitbrüder ohne klösterliche Gelübde, aber dennoch in einer vom gemeinschaftlichen Leben geforderten Regel, die der hl. Chrodegang von Metz entworfen hatte. Sie ziehen umher und predigen in den Kirchorten, die damals noch keine eigenen Seelsorger hatten. Daß in dieser Urkunde das sonst übliche Wort „cella" oder „cellula" fehlt und stattdessen das Wort „abbatia" steht, das den Weg zu einem eigentlichen Kloster, „monasterium" oder „coenobium", weist, mag ein weiteres Zeugnis für die Absicht des Castus sein, aus dem losen Verband der Missionsanstalt eine festgefügte klösterliche Organisation hervorwachsen zu lassen.

Die nächste Urkunde ist vom Jahre 855. Abt Gerbert-Castus war inzwischen gestorben. Nahm die Urkunde von 819 noch Rücksicht auf die großen Verdienste und Stiftungen des abbas, so war das nun nicht mehr nötig. König Ludwig der Deutsche beanspruchte sein volles Eigentumsrecht und schenkte die Visbeker Mission (wie schon 835 die gleiche Anstalt in Meppen) mit allem, was dazu gehörte, dem Benediktinerkloster Corvey an der oberen Weser. Schon im Anfang des Urkundentextes wird ganz klar die „cellula iuris nostri vocata Fiscboeki", „die uns gehörende kleine Zelle Visbek" dem „monasterio" dem Kloster Corvey gegenüberstellt. Im weiteren lesen wir den Ausdruck „cellula" noch viermal, das Wort „cella" einmal.

Von diesem Jahre an gibt es keine Urkunde mehr, die eine Bevorzugung oder Heraushebung Visbeks aus den andern Pfarrorten des Oldenburger Münsterlandes aussagt. Die große Zeit Visbeks war vorbei. Vielleicht wäre die Geschichte unseres Landes anders verlaufen, wenn statt der Missionszelle Osnabrück Visbek zum Bischofssitz geworden wäre, vielleicht auch wäre Visbek wenig später doch noch Kloster geworden, hätte nicht die mächtige Familie des Sachsenherzogs Widukind in nächster Nähe, in Wildeshausen, das Alexanderstift gegründet und es so reich ausgestattet, daß für ein zweites derartiges Kloster kein Platz im Lande blieb.

Im Jahre 1950 wurde bei der Anlage der Heizung in der heutigen Visbeker Kirche neben Chorfundamenten aus dem 11./12. Jahrhundert ein Grab offengelegt, aus dem man Teile eines hölzernen Kelches und lederne Gewandreste barg. Die erste Annahme, es handele sich um ein Abtsgrab des alten Klosters, mußte schnell aufgegeben werden, als sich herausstellte, daß das Leder von einem Meßgewand herrührte. Meßgewänder aus Leder sind erst in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg aufgekommen. Es konnte sich nur um ein Priestergrab späterer Zeit handeln.

Mag es uns aus begreiflichen Gründen auch schwer fallen, wir werden nicht umhin können, das „Kloster" Visbek aus den Darstellungen der Heimatgeschichte zu streichen.

+

Als neueste Bearbeitung dieses ganzen Fragenkreis ist zu vergleichen: A. K. Hömberg, Studien zur Entstehung der mittelalterlichen Kirchenorganisation in Westfalen (Westfälische Forschungen Bd. VI, Münster, 1953).

Klaus Gruna

Landesbibliothek Oldenburg

Rechte der münsterländischen Städte

im Mittelalter

Vier Städte hat es seit alters im Raum des Oldenburger Münsterlandes gegeben: Cloppenburg, Friesoythe, Vechta und Wildeshausen. An die Stelle Wildeshausens, das seit dem Übergang von Schweden an Kurhannover im Jahre 1700 bzw. 1719 langsam das Zusammengehörigkeitsbewußtsein mit den münsterschen Gebieten verloren hatte, trat 1907 die aufstrebende Industriestadt Lohne.

Die Ursprünge der vier alten Städte sind bis heute wenig enthüllt worden. Einzig bei Cloppenburg liegen die Anfänge klar zutage. Die im Stadtarchiv aufbewahrte Urkunde der Erhebung zur Stadt nennt das Datum des 5. Januar 1435. Die Stadtwerdung der drei anderen Orte verliert sich weiter zurück ins Mittelalter.

Friesoythe verdankt seine Gründung den Grafen von Tecklenburg; es war also schon vor 1394 — vor der Eroberung durch münsterische und Osnabrücker Truppen — Stadt. Und wirklich zeigt 1366 eine Urkunde die städtischen Freiheiten an, die aber wahrscheinlich schon 1308 im Besitz der Burg- und Marktsiedlung gewesen sind.

In Vechta finden sich Teile städtischer Organisation bereits 1269. Jahrmärkte sind seit 1289 nachzuweisen. 1372 bestätigte der münsterische Bischof Florenz von Wevelinghofen die Stadtrechte Vechtas.

Das Stift Wildeshausen besaß zwar schon 980 ein Zollprivileg; jedoch sind Markt und Stift bis ins 13. Jahrhundert so eng miteinander verbunden gewesen, daß wir von städtischen Freiheiten wohl nicht sprechen dürfen. 1249 wurde Wildeshausen zum ersten Mal „civitas" Stadt, genannt. 1270 erteilte der Bremer Erzbischof, in dessen Besitz Wildeshausen gekommen war, der bürgerlichen Ansiedlung formell das Bremer Stadtrecht.

+

Mit Stadtwesen und Stadtrecht des Mittelalters hat sich die Forschung in der letzten Zeit stark beschäftigt. Auch die Städte des Oldenburger Münsterlandes wurden in den Kreis der Untersuchungen einbezogen. Die Ergebnisse zeigen ein überraschend vielschichtiges Bild. Um dieses Bild verstehen und erklären zu können, muß zuvor gefragt werden: Was bedeuten dem Mittelalter städtische Rechte und städtische Freiheiten? Wie sind die Städte entstanden?

Der Ursprung vor allem der norddeutschen Städte geht ins frühe Mittelalter zurück, zu den Stapel- und Marktplätzen der Kaufleute. Diese „Wike", die sich stets an eine Burg oder eine bischöfliche Residenz anlehnten, nahm der König selbst unter seinen besonderen Schutz und Frieden; ihre Sicherung übertrug er seinen weltlichen und geistlichen Beamten. So wurde aus der königlichen „Muntschaft" über die Kaufleute ein Sonderrecht, das sich durch immer neue Privilegierungen immer weiter vom bestehenden Landrecht entfernte. Dieses reine Kaufmannsrecht wandelte sich seit der Zeit Heinrichs IV (1056—1106) zum Stadtrecht um. In den Wiken der Kaufleute hatten sich zahlreiche Handwerker angesiedelt, die ebenfalls die Gerechtsame der Kaufleute für sich in Anspruch nahmen. Daher kam es, daß sich das persönliche Recht des Kaufmanns verdinglichte, d. h. auf den Ort der Siedlung überging. Es entstand das „Wikbild", Weichbild (Wik = Kaufmannssiedlung, bild vermutlich = „Recht"; vergl. engl. bill). Im 12. Jahrhundert wuchsen Wik und Burg (oder Bischofssitz) durch gemeinsame Befestigung zur Stadt zusammen; denn vorher waren nur die Burg bzw. die Domfreiheit befestigt, das Wik war lediglich durch Graben und Palisadenzaun gesichert. Die Oberherrschaft des Königs verblaßte vor der der weltlichen Herren und Bischöfe, die von nun an die Beschützerrolle des Königs allein übernahmen, sich zu Herren der Städte aufwarfen und nun deren Freiheiten schützten. Sie gründeten von sich aus neue oder erhoben bereits bestehende Siedlungen zu Städten, indem sie ihnen die Freiheiten der alten Städte zusicherten.

Diese Freiheiten lassen sich auf drei Grundrechte zurückführen, die jeder Gründung gleichsam als Geburtstagsgeschenk in die Wiege gelegt wurden: das Marktrecht, die Selbstverwaltung, die Gerichtsbarkeit. Die Form der Rechte war verschieden stark ausgeprägt. Weil jedes der drei einen so großen Fragenkreis umfaßte, viele Auslegungen ermöglichte und von den jeweiligen alten Landgerichten beeinflußt wurde, hatten sich die ersten Gründungen sehr von einander abweichende Rechte erarbeitet.

Wurde eine Stadt gegründet, dann bestimmte der Stadtherr eine ältere als „Ober-

Landesbibliothek Oldenburg

hof". Die Neugründung hatte das Recht der „Mutterstadt" zu übernehmen und im Zweifelsfall von dort „Rechtsbelehrung" einzuholen. Erhielt eine alte Stadt mehrere Tochterstädte, so bildeten alle zusammen eine „Stadtrechtsfamilie". Wenn die Tochterstädte selbst zu Mutterstädten neuer Gründungen wurden, dann pflanzte sich das Recht immer weiter fort. Bekannt ist der „Rechtszug" Köln — Soest (Mutterstadt zahlreicher süd- und ostwestfälischer Städte) — Lübeck (Mutterstadt fast aller Hansegründungen im deutschen und außerdeutschen Ostseeraum).

Nach dieser Entwicklung, die schon seit Jahrzehnten bekannt ist, wurden die münsterländischen Städte auf Grund der Urkunden, Stadtrechtsaufzeichnungen, Rechtsbelehrungen und Selbstzeugnisse in die bekannten Stadtrechtsgruppen eingereiht. Darüber hat Dietrich Kohl seine Abhandlung „Das ältere Verfassungsrecht der südoldenburgischen Städte" geschrieben (vergl. die Literatur am Ende dieses Aufsatzes).

Wenn wir die neuesten Ergebnisse der Stadtrechtsforschung, besonders Carl Haases Arbeiten überblicken, dann wird das reiche Bild, das Kohl gezeichnet hat, noch bunter und mannigfaltiger.

+

Das innere Gefüge des Cloppenburger Stadtrechts in seinen Beziehungen zu den Rechtsfamilien Nordwestdeutschlands ist noch nicht genügend untersucht worden. Daran mag die spärliche Überlieferung der alten Rechtssätze schuld sein. Jedoch sind hier keine größeren Überraschungen zu erwarten, da Cloppenburg erst Stadt wurde, als die politische Entwicklung des Münsterlandes abgeschlossen war. Die Landesherren, besonders die Bischöfe, gaben den neuen Städten mit Vorliebe das Recht ihrer eigenen Hauptstädte, um mehr Einfluß auf die Stadtregierung nehmen zu können und die Verwaltung des ganzen Landes dadurch zu vereinfachen. Im Jahre 1400 wurden die Grafen von Tecklenburg zur Abtretung ihrer Gebiete um Cloppenburg und Friesoythe an den Bischof von Münster gezwungen. Erst 35 Jahre später erhob der Bischof die Burgsiedlung Cloppenburg zur Stadt und gab ihr das Recht der münsterischen Stadt Haselünne. Die Cloppenburger Ratsverfassung und alles, was wir sonst kennen, entspricht ganz dem Recht der übrigen stiftsmünsterischen Städte. Doch müssen im Haselünner Recht von der Gründungszeit her andere, wahrscheinlich Osnabrücker Einflüsse vorhanden sein. Wieweit diese auch nach Cloppenburg übertragen sind, bedarf noch der Aufhellung. Die Untersuchungen von Bernhard Riesenbeck und Dietrich Kohl zum 500jährigen Stadtjubiläum 1935 galten in erster Linie dem Beweis, daß Cloppenburg überhaupt Stadt gewesen ist. Damals war die Originalurkunde der Stadterhebung noch verschollen. Die vorhandenen Abschriften aus späterer Zeit fanden heftigste Kritik. Erst als 1937 auf dem Boden des Cloppenburger Rathauses eine Pergamenturkunde entdeckt wurde, deren Text mit den Abschriften übereinstimmte, und als dieses Pergament von namhaften Urkundenkritikern für unbezweifelbar echt erklärt wurde, da fanden die geschichtliche Überlieferung und die Beweisführung Riesenbecks und Kohls eine glänzende Rechtfertigung: Cloppenburg war 1435 Stadt geworden.

+

Welches Recht aber hatte Friesoythe? Die Stadt war unter den Grafen von Tecklenburg gegründet worden; sie hatte sich zu einem geachteten Markt- und Umschlagplatz entwickelt. Die vielen von 1308 an erhaltenen Geleitbriefe Friesoythes und der Grafen von Tecklenburg als Stadtherren im Osnabrücker Stadtarchiv brauchen nicht als Beweis stadtrechtlicher Abhängigkeit angesehen zu werden; denn ihre Überlieferung an diesem Ort kann zufällig sein. Da aber die beiden anderen Stadtgründungen der Tecklenburger Grafen, Tecklenburg selbst und Lingen, nachweislich mit Osnabrücker Recht begabt worden sind, liegt die Unterstellung Friesoythes unter diesen Oberhof am nächsten.

Aus einer Bestätigung der Freiheiten Friesoythes durch Bischof Franz von Waldeck im Jahre 1535 lassen sich zwei Privilegien der Bischöfe Otto von Hoya (1392 bis 1424) und Heinrich von Mörs (1424—1450) erschließen. Bischof Franz bestätigt in dieser Urkunde der Stadt Friesoythe den Gebrauch der Freiheiten und Rechte, die von den Grafen von Tecklenburg und von den münsterischen Bischöfen Otto und Heinrich überkommen seien. Über den Inhalt der Rechte verlautet zwar nichts, aber es ist doch wichtig, daß zu den alten Rechten der Tecklenburger Zeit neue hinzugekommen sind.

Haben wir oben auf Osnabrücker Einfluß geschlossen, so läßt sich bei der zweiten Welle der Privilegierungen unter den münsterischen Bischöfen münsterische Rechtseinwirkung annehmen.

Landesbibliothek Oldenburg

Es ließe sich die Frage stellen, warum wir nicht aus dem Recht selbst, das die Stadt Friesoythe gebrauchte, feststellen können, welche Teile von Osnabrück, welche aus Münster übernommen worden seien. Die Antwort ist nicht so leicht zu geben; denn das geltende Recht einer Stadt bestand aus zwei Teilen. Den Hauptteil bildete das vom Stadtherrn angewiesene Recht — hier Osnabrücker und münsterisches Recht — der zweite Teil war aus der eigenen Verordnungsbefugnis des Rates entstanden, die aus den Notwendigkeiten und der besonderen Lage jener Stadt erwuchs. Es waren dies die „Willküren" des Rates.

Zudem darf man nicht glauben, daß jede Stadt ein geschriebenes Stadtrecht gehabt hätte. Viele Rechtssätze lebten nur in der praktischen Rechtssprechung und in der mündlichen Überlieferung fort; andere wurden im Stadtarchiv aufbewahrt in Form von Rechtsbelehrungen der Mutterstadt. Kriege und Brände taten ein übriges zur Umwandlung vieler Rechtsgewohnheiten.

+

Vechta feierte im Jahre 1954 zusammen mit dem Gedenken an den Abzug der Schweden vor 300 Jahren sein 700jähriges Stadtjubiläum. Eine Entstehungsurkunde ist nicht überliefert. Mit Sicherheit aber können wir sagen, daß Vechta schon länger als 700 Jahre Stadt ist. Im 15. Jahrhundert haben sich die Stadtväter dreimal um Rechtsbelehrung an Osnabrück gewandt; sie erkannten also diesen Ort als Mutterstadt an. Bei der bekannten Politik der münsterischen Bischöfe ist es aber ganz undenkbar, daß sie selbst Vechta mit dem Stadtrecht von Osnabrück begabt hätten. Als Vechta 1252 aus dem Besitz der Grafen von Calvelage-Ravensberg an Münster überging, muß es bereits Stadt gewesen sein. Mit gutem Recht darf man mit Otto Terheyden die Erhebung Vechtas zur Stadt in die letzten Lebensjahre des Grafen Hermann von Calvelage-Ravensberg (1170 bis 1220) setzen. Dieser bedeutendste der Ravensberger Grafen hat in seinem weiten Gebiet außer Vechta auch Emden, Haselünne, Bielefeld und Vlotho als Städte begründet. In diese Zeit muß das bürgerliche Recht (materielle Recht) Vechtas zurückgehen, das Osnabrücker Ursprungs ist, und während des ganzen Mittelalters bis 1633 galt. Die Freiheiten und Gerechtsame Vechtas, die vom Willen des späteren bischöflichen Landesherrn abhingen, entsprangen dem münsterischen Rechtskreis. Die Verfassung Vechtas, genauer gesagt die Ratsverfassung, zeigt sich von Bremer Anschauungen beeinflußt, die wohl auf dem Wege über Wildeshausen dorthin gelangt sind. Kennen wir in den übrigen Städten des Münsterlandes einen doppelschichtig-regierenden Rat, so hat Vechta eine dreischichtige Stadtverfassung, die dem Bremer Recht eigentümlich ist. Davon erfahren wir erst kurz nach 1400.

Diese dreifache Gliederung in Vechta (bürgerliches Recht, Freiheiten und Gerechtsame, Verfassung) hat sich also nicht wahllos und bunt gewürfelt ergeben; es sind hier, wenn man so sagen will, drei geschlossene „Rechtsblöcke" (Osnabrück, Münster, Bremen) zusammengekommen, die insgesamt das Vechtaer Stadtrecht ausmachen.

+

Nach dem bisher Gesagten wäre es leicht, die Zusammensetzung des Wildeshauser Stadtrechts aus dem Lauf der politischen Geschichte abzulesen. Aus dem uralten Markt des Alexanderstifts entwickelten sich im 13. Jahrhundert, vermutlich unter Osnabrücker Rechtseinfluß, die ersten städtischen Freiheiten. Als Wildeshausen 1270 an den Erzbischof von Bremen kam, wurde gleichzeitig das stadtbremische Recht Grundlage der weiteren Entwicklung. 1398 war die Codifizierung des Rechts in Bremen selbst abgeschlossen; darauf legte sich auch Wildeshausen ein geschriebenes Recht zu, in dem die Abhängigkeit von Bremen mitverkündet wurde. Das hervorstechendste Merkmal ist die dreischichtige Ratsverfassung, die bis 1529 beibehalten wurde, während sie Bremen selbst schon 1398 zugunsten einer umschichtigen Regierung aufgab. 24 Personen bildeten in Wildeshausen — ebenso wie in Vechta — den Rat. Acht Ratsmänner führten die Regierung für ein Jahr, während die übrigen 16 nur bei besonderen Anlässen zusammentraten; sie bildeten die „Witheit".

Als mit der Einverleibung der Tecklenburger Herrschaft um Cloppenburg und Friesoythe im Jahre 1400 das „Niederstift Münster" zu einem mächtigen Territorium zusammenwuchs, wurde der münsterische Druck auf die westfälisch-bremische Nahtstelle Wildeshausen immer stärker. 1429 verpfändete der Bremer Erzbischof diese Stadt an das Bistum Münster. Dadurch gewann das westfälische Stadtrecht seinen Einfluß auf die 1270 verlorene Bastion zurück.

Landesbibliothek Oldenburg

Die völlige Zertrümmerung des Bremer Rechts in Wildeshausen geschah unter tragischen Umständen. 1529 waren hier unter Beteiligung eines Bürgermeisters münsterische Untertanen überfallen, ein Geistlicher sogar getötet worden. Die vom Reich verhängte Acht hatte der Bischof von Münster zu vollstrecken. Er stürmte die Stadt, zerstörte die Befestigungen, verbot den Gebrauch des Bremer Stadtrechts und unterstellte Wildeshausen als Wigbold dem münsterischen Landgericht auf dem Desum. Später durfte die ehemals freie Stadt wieder einige Schritte zur Selbständigkeit tun; aber weil die große Zeit der Städte, das Mittelalter, vorüber war, hatte das keine Bedeutung mehr.

+

Wenn wir das Oldenburger Münsterland während des Mittelalters überblicken, können wir folgendes als Ergebnis festhalten:

Im alten Osnabrücker Nordland haben wir ein geschlossenes Einzugsgebiet des Rechts der Diözesanhautpstadt. In Vechta ist es urkundlich belegt, in den anderen Städten läßt es sich mehr oder weniger deutlich erschließen. In Cloppenburg sind die Spuren am geringsten. Später wurde dieses Gebiet mehrfach durch vordringende andere Rechte überdeckt. Bremen und Münster standen sich zeitweise scharf gegenüber. Wildeshausen blieb 150 Jahre fest im Bremer Rechtsverband, öffnete sich dann aber mehr und mehr westfälischen Einflüssen. Bereits während der münsterischen Territorialherrschaft brach ein Bremer Pfeil bis nach Vechta vor, vermochte die Stadt aber nicht an seinen Oberhof zu ketten. Am Ende des Mittelalters war münsterisches Stadtrecht — im Gefolge des Landesherrn gekommen — fest und unangefochten in allen Orten städtischer Freiheit zu finden. Es störte zwar nicht alte Beziehungen — es ließ den Vechtaern ihren dreischichtigen Rat, ebenfalls ihren Rechtszug nach Osnabrück — aber wo es nottat, stand es zum Eingreifen bereit.

Die münsterländischen Stadtrechte bieten also das gleiche reichverzahnte und bunte Bild, das wir bereits aus der mittelalterlichen Kunst und Möbelkultur des Landes kennen; hier haben wir neben breiten Strömen aus Westfalen, solche aus Norddeutschland, aus Holland und aus dem südlichen Niedersachsen (wie die neuesten Erkenntnisse der Malereien aus der Alexanderkirche in Wildeshausen beweisen). Vielleicht läßt sich sagen, die Rechtsentwicklung sei der kunstgeschichtlichen Entwicklung weiter voraus gewesen; denn die Kunstgeschichte zeigt ein reines Übernehmen, die Stadtrechte aber ein selbständiges Verarbeiten. Im 17. und 18. Jahrhundert tritt die Bauernkultur in ähnlicher Vielfalt und Reife auf; Anregungen aus dem Artland, dem Ammerland, aus Ost- und Westfriesland wurden aufgenommen und in stark betonter Eigenständigkeit verarbeitet.

Es scheint, als ob zu allen Zeiten das Oldenburger Münsterland voller Unruhe und Schaffenskraft gewesen sei. Daß sich die Entdeckung dieser großartigen Kulturlandschaft erst in jüngster Zeit, noch vor unsern Augen ereignet hat, ist die größte Überraschung und das größte Rätsel zugleich.

+

Literatur

Engelke, Ein Beitrag zur älteren Verfassung der Stadt Vechta i. Oldb., Jahrb. 19 (1911).

Carl Haase, Gegenwärtiger Stand und neue Probleme der Stadtrechtsforschung, in: Westfälische Forschungen, Bd. 6, Münster 1953.

Carl Haase, Untersuchungen zur Geschichte des Bremer Stadtrechts im Mittelalter. Heft 21 der Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien u. Hansestadt Bremen, Bremen 1953.

Dietrich Kohl, Das ältere Verfassungsrecht der südoldenburgischen Städte, in: Niedersächs. Jahrb. f. Landesgeschichte Bd. 9 (1932).

Dietrich Kohl, Die stadtrechtlichen Anfänge Cloppenburgs, ferner: Über das Cloppenburger Stadtrecht, beides in Festschrift 500 Jahre Stadt Cloppenburg, 2. Aufl., Cloppenburg 1936.

Bernhard Riesenbeck, Die Cloppenburger Stadtrechtsurkunde vom 5. Jan. 1435, in: Volkst. u. Ldsch., Htbl. d. Mstld. Tageszeitung 1937, S. 18.

Bernhard Riesenbeck, Über das Stadtrecht von Cloppenburg, in: Festschrift Cloppenburg, 2. Aufl. Cl. 1936.

Otto Terheyden, Geschichte der Stadt Vechta im Mittelalter, in: Festschrift zur Heimatwoche des Landkreises Vechta, Vechta 1954.

Luise von Winterfeld, Die stadtrechtlichen Verflechtungen in Westfalen, demnächst in: Der Raum Westfalen Bd. II 1, 2 (Bereits verschiedentlich in der Literatur zitiert).

Oldb. Urk.-Buch her. v. Rüthning Bd. V. (1930) Bd. VIII (1935).

Klaus Gruna

Landesbibliothek Oldenburg

Ein Hexenprozeß aus dem Amt Vechta im Jahre 1596

Die Vorstellung und der Glaube, daß der Mensch im Bunde mit dem Teufel Zauberkünste und andere übersinnliche Dinge bewirken könne, waren im Ausgang des Mittelalters allgemein verbreitet. Das zeigt nicht nur eine noch heute angewandte Redensart: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu", sondern auch der uralte Volksmythus von Dr. Faust, der sich mit seiner Seele dem Teufel verschreibt, um auf diese Weise zu höchsten wissenschaftlichen Erkenntnissen zu gelangen, die zu erreichen ihm mit den gewöhnlichen und dem Menschen zur Verfügung stehenden Geisteskräften versagt blieb. Traten Notstände ein, wie schwere Gewitter, Hagelschlag, Feuersbrunst, Erkrankungen und plötzliches Sterben von Menschen und Vieh, in allen diesen Erscheinungsformen glaubte man das schädigende Wirken von Hexen zu sehen, die mit dem Teufel durch Buhlschaft, Hexenflug und -tanz in engster Verbindung standen. So entstanden im Ausgang des 16. und besonders in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die zahllosen Hexenprozesse und Hexenverfolgungen, denen besonders auch in Deutschland unzählige unschuldige Menschen zum Opfer gefallen sind; vorsichtige Schätzungen glauben, eine Zahl von 3 bis 4 Millionen annehmen zu müssen. — Natürlich ist auch Westfalen und insbesondere das Fürstbistum Münster, in dem die Spökenkieker und Leute mit dem „zweiten Gesicht" wohnten, nicht von dem Hexenwahn verschont geblieben. Soweit sich aus dem vorhandenen urkundlichen Material feststellen läßt, fand der erste Hexenprozeß in der Stadt Münster 1552, im Oberstift in der Gemeinde Liesborn (Krs. Beckum) 1565, im Niederstift in Vechta 1596 statt. Über letzteren soll im folgenden berichtet werden; die darauf bezüglichen Akten sind veröffentlicht in einer Schrift des Univ.-Prof. Dr. Bernhard Niehues: Zur Geschichte des Hexenglaubens und der Hexenprozesse im ehemaligen Fürstbistum Münster, 1875.

Das erste Schreiben, das auf den nachfolgenden Prozeß Bezug nimmt, ist ein Bericht des damaligen Vechtaer Drosten Otto Schade von seinem Wohnort Ihorst an die „Weltlichen Räte", d. h. an die damalige Regierung in Münster vom 15. Febr. 1596. Es wird darin gesagt, daß im Amtsbezirk Vechta ein gewisser Hermann Schwechmann, ein „verdorbener Schneider", sich seit längerer Zeit mit der Hexenkunst und Wahrsagerei beschäftigt und davon ernährt habe. Unter seinem Vorgänger, dem Drosten Johann von Dinklage (bis 1586), sei er wegen Schlägereien schon ins Gefängnis gekommen und bestraft worden. In seiner, des jetzigen Drosten, ersten Amtszeit sei er wegen Ausübung der Hexenkünste bei ihm beschuldigt worden; so habe er dem Meinerdingk in Bakum, bei dessen Kühen die Molken ausgeblieben waren, diese wiederhergestellt und dabei die Schuld an dem Ausbleiben der Molken manchem von Meinerdingks naher Freundschaft in die Schuhe geschoben. Als es daraufhin zu einer Schlägerei gekommen wäre, habe er dabei auch mitgemacht, sei aber verhaftet worden, worauf er sich den Stricken und Händen der Schloßknechte so geschickt entzogen habe, daß diese nicht wußten, wo er geblieben war. Wenn er auch damals auf diese Weise ungestraft geblieben wäre, so hätten die Schloßknechte seine Wahrsagebücher, Krystalle und weitere Hilfsmittel seiner Hexenkünste an sich genommen und auf das Haus in Vechta gebracht. Schwechmann habe sich seitdem zwar versteckt gehalten, aber den Leuten weiterhin Briefe für Zauberei und sonstige Dinge gegeben, wofür er sich von ihnen habe bezahlen lassen. Neuerdings habe er den Müller Hermann Dunker in Mühlen in einem Streit wegen Vermahlens von Roggen angegriffen und schwer verwundet und den Windmüller des Herbert von Hagen wegen der gleichen Ursache angefallen und geschlagen. Daraufhin habe er, der Droste, ihn verhaften und in die Veste zur Vechta bringen lassen; bei dieser Gelegenheit hätten die Schloßknechte auch die Krystalle, die er zu seinen Künsten gebrauche, in seinem Beutel gefunden. Der Droste stellt es den Herren der vorgesetzten Behörde anheim, ob nicht „gegen den gemeldeten Buben" dermaßen zu verfahren sei, daß er sich dieser Dinge künftig enthalte und auch andere sich an seiner Bestrafung ein Beispiel nehmen möchten, **da dieser Handel hier im Amte viel im Schwange sei.** — Durch diese Anzeige des Amtsdrosten war die Entscheidung über die weitere Verfolgung der Sache des Angeklagten Schwechmann in die Hände der Oberbehörde in Münster gelegt. Weltlicher Landesherr über Vechta und das Bistum Mün-

Landesbibliothek Oldenburg

ster war damals seit 1585 Ernst von Bayern, der zugleich auch Kurfürst von Köln war und sich meist auf seinem Schloß in Arnsberg aufhielt; er war zugleich Bischof von Lüttich, Hildesheim und Freising. Er konnte sich bei der Vielzahl der Territorien, die ihm unterstanden, nicht um die Einzelheiten, die darin vorkamen, kümmern; infolgedessen verfuhren die von ihm eingesetzten Behörden selbstherrlich in ihren Entscheidungen. Von einer Befragung oder Mitwirkung kirchlicher Stellen in dieser Angelegenheit ist nichts bekannt; zudem war die kirchliche Oberbehörde für Vechta damals beim Bischof von Osnabrück. — Die „Weltlichen Räte" in Münster antworteten auf das Schreiben des Vechtaer Drosten postwendend am 28. Februar. Sie fordern diesen darin auf „den Krystall und die andern Instrumente bei solchem verbotenen Handel" einzuschicken und sich des weiteren darüber auszulassen, wie der Angeschuldigte damit umgegangen sei, welche Briefe er den Leuten gegeben und sie dadurch beredet habe, von Gottes Wort abzufallen; zudem soll der Droste unparteiische Erkundigungen über den Verhafteten einziehen.

Es ist bemerkenswert, daß sich unter der damaligen Bevölkerung des Amtes Vechta niemand bereit fand, gegen den verhafteten Schwechmann als Ankläger aufzutreten, wo dieser doch nach dem Bericht des Drosten wegen seiner vielfachen Gewalttätigkeiten sicherlich eine Menge Feinde hatte. Im Gegenteil, der Gutsherr des Verhafteten, ein gewisser Rudolf Münnich, richtete ein Gnadengesuch für seinen Eigenbehörigen an die Vechtaer Beamten und versprach, jenen zu veranlassen, daß er in Zukunft mit diesen Händeln aufhöre. Inzwischen war das Antwortschreiben der münsterischen Räte in Vechta eingetroffen, worauf der Droste und der Rentmeister Johann Bisping durch Schreiben vom 14. März antworteten. Sie übersenden zugleich damit die Bücher, die der Verhaftete zum Teil mit eigenen Händen geschrieben habe, ferner 3 Krystalle und einen Brief für Zauberei, den er an einen Ludmar zu Ondorp im Kirchspiel Steinfeld geschrieben habe, mit der Weisung, sich darauf allein zu verlassen. Weitere Briefe, die der Verhaftete an Leute geschrieben habe, hätten nicht herbeigeschafft werden können, weil diese sich zurückhielten, seitdem sie erfahren hätten, daß man sich deswegen erkundigt habe; Schwechmann bekenne aber selbst, daß er den Leuten guten Rat für Zauberei gegeben habe; wie er die Krystalle verwendet habe, könne man aus seinen Büchern ersehen und werde man aus seinem eigenen Bekenntnis erfahren, „wenn er mit der scharfen Frage vernommen werde". — Vielleicht hatte der Gutsherr des Schwechmann Rudolf Münnich aus dem Antwortschreiben der Vechtaer Beamten auf sein an sie gerichtetes Gnadengesuch, das sich nicht bei den Akten befindet, erfahren, daß die Entscheidung über das Verfahren gegen seinen Eigenbehörigen von der Oberbehörde in Münster abhing. Er machte deswegen am 23. März von seinem Wohnort „Eickhöfen" (?) aus eine zweite schriftliche Eingabe, diesmal an die Räte bei der Regierung in Münster. Der Droste in Vechta habe seinen Leibeigenhörigen Schwechmann verhaften lassen unter dem Vorwand, daß dieser den Leuten durch Exorzismen Mittel gegen Zauberei gegeben und dadurch Hader und Zank angerichtet habe. Es möge wohl wahr sein, daß er sich einbilde, damit den Leuten helfen zu können, und daß viele sich dafür bei ihm bedankten; solche Exorzismen seien bisher nicht von der Obrigkeit verboten worden. Er wisse sicher, daß der Gefangene „nicht aus Bosheit, sondern vielmehr aus Armut und treuherziger Wohlmeinung sich den Dingen ergeben habe"; deswegen bittet er „zum Behuf seines armen Weibes und seiner 6 kleinen Kinder" durch Gott um Gnade; sonst müßten diese des Hungers sterben, „weil sie nichts mehr als das Leben von Gott haben." Die Exorzismen möge man ihm verbieten, und für seine früheren Verfehlungen habe er schon genug büßen müssen. —

Schon bevor dieses Gnadengesuch in Münster eintraf — nach dem Vermerk geschah dies am 1. April — hatten die „Weltlichen Räte" durch Schreiben vom 28. März entsprechend dem Vorschlag des Vechtaer Drosten verfügt, daß der Verhaftete durch die Folter peinlich verhört werden solle. Man wollte auf diese Weise ausfindig machen, welche Leute sich mit diesen Exorzismen betätigten und in welcher Form das geschehe. Die Beamten in Vechta sollten einen Bericht über seine Aussagen einschicken, oder was sie sonst durch Erkundigungen über ihn in Erfahrung gebracht hätten. Als Grund für diese Maßnahme führen sie an, daß aus dem übersandten Buch und den darin verfaßten Beschwörungen genügend hervorgehe, wie dieser „Verstrickte mit teuflischen und anderen verbotenen Künsten" umgegangen sei. — Auf das Gnadengesuch des Rudolf Münnich konnten die „Weltlichen Räte" in Münster nicht mehr eingehen, und es mußte da-

Landesbibliothek Oldenburg

her wirkungslos bleiben, weil sie inzwischen an die Beamten in Vechta die Aufforderung zu der „peinlichen Befragung" hatten ergehen lassen. Am gleichen Tag, als das Bittgesuch ihnen vorgelegt wurde — 1. April — erfolgte die abschlägige Antwort an den Rudolf Münnich mit der Bemerkung, daß auf Grund der Bücher des verhafteten Schwechmann sowie der von ihm für Zauberkünste benutzten Instrumente die Beamten in Vechta die Sache hätten unbedingt verfolgen und gegen den Angeklagten vorgehen müssen.

Durch die Anweisung an die Beamten in Vechta war nun das unglückliche Schicksal des armen Schwechmann von vornherein entschieden. Aber noch war eine kleine Hoffnung, daß dieses abgewendet werden könne. Denn bis jetzt hatte die ganze Voruntersuchung in den Händen der Regierungsbeamten in Vechta und Münster gelegen. Die weitere Verfolgung der Strafsache und damit die peinliche Befragung konnte nur durch das dafür zuständige Gericht geschehen, und das war in diesem Fall das Stadtgericht in Vechta. Bevor sich dieses mit der Sache befaßte, verging also noch eine geraume Zeit. Diese nutzte der Bittsteller des Angeklagten, Rudolf Münnich, zu einem weiteren Gnadengesuch, das er am „stillen Freitag" 1596, bevor noch die peinliche Befragung vollzogen war, an die Regierungsbeamten in Münster richtete und das dort nach dem Eingangsvermerk am 26. April vorgelegt wurde. Diese Eingabe, die dem Bittsteller alle Ehre macht und von dessen Sinn für Gerechtigkeit und persönlichem Mut Zeugnis ablegt, verdient größtes Interesse, weil es die kulturellen und politischen Verhältnisse der damaligen Zeit in unserer Gegend beleuchtet. Unter der Landesherrschaft des Fürstbischofs Ernst von Bayern setzten nämlich die ersten gegenreformatorischen Bestrebungen ein, die dann allerdings erst unter seinem Nachfolger und Neffen Ferdinand von Bayern seit 1613 mit besonderem Nachdruck und größerer Wirksamkeit vorangetrieben wurden. Rudolf Münnich bemerkt eingangs in seinem Schreiben, er habe leider „mit beschwertem Gemüt" vernommen, daß etliche Ankläger seinem Eigenhörigen nach dem Leben trachteten, indem sie ihm fälschlicherweise zum Vorwurf machten, er sei von **der katholischen Religion abgefallen;** in dieser seien aber doch die Exorzismen bis jetzt nicht verboten, sondern vielmehr angenommen und in gewissen Fällen sogar befohlen. Er bitte wegen des armen Weibes und der Kinder des Gefangenen die gestrengen Herren der Regierung „zur Nachfolge des Kanaanäischen Weibes" demütigst um Gnade. Er mache sich die ungezweifelte Hoffnung, daß sein Eigenhöriger, wenn er auf die eine oder andere Weise verhört würde, als ein frommer und christlicher Mensch befunden werde, da er „nichts als Gottes Wort und unschädliche geweihte Kräuter" gegen Verwünschungen zu gebrauchen pflege und hiermit nach Gottes Willen auch schon vielen geholfen habe. Er sei zwar dadurch mit etlichen berüchtigten Leuten, die selbst ein schlechtes Gewissen hätten, in Unfrieden geraten, aber es könne ihm niemand nachweisen, daß er je einen unschuldigen Menschen verraten habe. Wenn man seitens der gestrengen Obrigkeit die Handlungen des Verhafteten als nicht christlich erachte, so möge man sie dem armen Menschen bei höchster Strafe verbieten. Da **dieses Werk von vielen Personen geistlichen und weltlichen Standes in diesem Stift fortgeübt** und gebraucht werde, so wolle er zu Gott nicht hoffen, daß zuerst mit seinem Mann „das Recht solle gestärkt werden". Zudem werde sich aus seinen Büchern ergeben, daß er seine Kunst **niemals zum Schaden eines andern** gebraucht habe. Von glaubwürdiger Seite sei ihm berichtet und er habe es auch von verschiedenen Exorzisten erlebt, daß keiner von diesen, so geschickt er seine Kunst verstehe, darin etwas vermöge, wenn er in schwere Sünden, Totschlag und Ehebruch gefallen sei, und das müsse doch jeden zum Nachdenken veranlassen. Er sei zwar Unkundiger darin und könne nicht beurteilen, ob diese Kunst gefährde oder nicht, und bitte um Gnade und Barmherzigkeit für den Beschuldigten.

Man hätte glauben sollen, daß dieses wohlbegründete und von edler und redlicher Gesinnung und Mitleid zeugende Gesuch eines rechtlich denkenden Menschen auf die verantwortlichen Männer der staatlichen Obrigkeit damals hätte Eindruck machen müssen, wo es um Leben und Tod eines Menschen ging, dem auch die Beamten in Vechta keine direkt schädigenden Einwirkungen durch seine „Kunst" hatten nachweisen können und die ja bis dahin, worauf der Bittsteller in allen seinen Eingaben immer wieder hinweist, weder durch kirchliche Anordnung noch weltliches Gesetz verboten war. Das, was zur Vernichtung des Beschuldigten fehlte, nämlich dessen Geständnis, daß er diese Beschwörungen in Verbindung mit dem Teufel ausgeübt habe, mußte noch durch die Anwendung der Folter

Landesbibliothek Oldenburg

erzwungen werden. Das war, wie schon gesagt, Sache des Richters, der diese nun vollziehen ließ, und es geschah am 2. Mai, wie die darüber durch den Gerichtsschreiber Heinrich Morrer ausgefertigte ausführliche Niederschrift besagt; die peinliche Befragung geschah demnach eine Woche später, als das letzte Bittgesuch für den Angeklagten in Münster eingetroffen war. Nebenbei bemerkt, hören wir in dieser Prozeßsache nichts von der Mitwirkung eines Verteidigers; besser als der Gutsherr Rudolf Münnich hätte allerdings wohl niemand für ihn eintreten können.

Bei der Anwendung der Folter unterschied man damals 5 Grade. Deren erster bestand darin, daß man den Angeklagten in die Folterkammer führte und ihm durch den Scharfrichter die dazu bestimmten Werkzeuge vorführte; man forderte ihn dabei zu einem Geständnis auf. Falls das Opfer vielleicht in Bewußtsein der Unschuld dieses verweigerte, wurde es sofort entblößt, angebunden, und man legte ihm die Daumenschrauben an, die er eine Stunde tragen mußte. Brachte dies noch kein Geständnis zuwege, wozu ihn der Richter immer wieder aufforderte, dann legte der Scharfrichter die sogenannten „spanischen Stiefel" an, wodurch die Füße und die Schienbeine aufs äußerste zusammengepreßt wurden, so daß manchmal die Knochen infolge des immer mehr verstärkten Zuschraubens splitterten. Diese Prozedur dauerte gleichfalls eine Stunde, konnte aber nach dem Ermessen des Richters verlängert werden. Im vierten Grad, wenn dieser noch zur Anwendung kam, ließ man den Angeklagten, nachdem man ihm die Hände zusammengebunden hatte, zwischen Himmel und Erde schweben, wobei man seine Füße noch mit Gewichten beschwerte oder die spanischen Stiefel wieder ansetzte. Im fünften Grad brach man dem Angeklagten Arme und Schulterknochen aus den Gelenken, band diese dann zusammen am Hinterkopf und ließ ihn so, wie beim 4. Grad, zwischen Himmel und Erde schweben; dazu gab es noch vielfach Schläge mit Lederriemen, an denen vorne spitze Eisenhaken angebracht waren; zudem konnten noch dazu die Daumenschrauben und spanischen Stiefel wieder angelegt werden. Es schien geradezu unmöglich, daß ein Mensch solche Qualen überstehen konnte.

Die erste Gerichtsverhandlung wider den Angeklagten Schwechmann fand am Tage vor Ostern, 19. April, in Vechta statt. Der Gerichtshof setzte sich zusammen aus dem Richter Hermann Westmeier, den beiden Vechtaer Bürgermeistern Dietrich Eikholt und Heinrich Bothe; ferner waren als Gerichtsschöffen hinzugezogen die Ratsherren Franz von Waldeck, Bernd Düwel und Heinrich Westermann. Ankläger war die obrigkeitliche Behörde, deren Vertreter dem Beschuldigten vorwarf, „wider Gottes Befehl und Verbot mit Wickerei, Krystalle, Kaichen (= Kerzen?) Nachweisungen und andere teuflischen Conjurationibus (= Beschwörungen) umgegangen zu sein", wodurch er Zank und Hader unter den Leuten erweckt habe; außerdem seien bei ihm „solche teuflische Bücher und Krystalle" gefunden worden. Der § 44 der peinlichen Halsgerichtsordnung gebe somit genügend Anlaß zur peinlichen Frage[1]), die er an dem Verstrickten zu vollziehen bitte. Der Gerichtshof gibt dem Antrag des Anklägers statt, damit auch die anderen Untaten des Schwechmann an den Tag kämen und keiner mit Unrecht damit bezichtigt werde.

Die Niederschrift besagt nun weiter, daß Hermann Schwechmann am 2. Mai peinlich verhört wurde; bis zu welchem Grad die Folter bei ihm angewandt wurde, ist in ihr nicht erwähnt.

Schwechmann bekennt, daß er vor 15 Jahren gefänglich gesessen habe, weil er an Eveßlagen sollte Gewalt angewendet haben, als er seines Vaters Kindesteil von diesem gefordert habe; es sei jedoch nicht zur Gewaltanwendung gekommen, wofür er sich auf den gewesenen Vogt von Dinklage, Hermann Kreyenborgh, berufen könne. Mit dem Schulten zu Langwede habe er später eine Aussprache gehabt wegen einer Wiese und weil dieser seinem Vater Geld schuldig gewesen sei; dessen Fußknecht Johann Niberding habe ihn dabei mit einer Kornrepe (= Strick) am Stuhl festgebunden, er aber habe den Knoten selbst gelöst und sei weggelaufen, weil er das Gefängnis gefürchtet habe. Auf die Frage, wer ihn solche Künste gelehrt habe, nennt er den Johann Morrer, der in Holte im Gericht Haselünne wohne; dieser habe ihm auch die Bücher gegeben. Der Johann Morrer gebrauche diese Bücher wohl

[1]) Die peinl. Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V., verabschiedet auf dem Reichstag zu Regensburg 1532, besagte im § 44, daß Lehren von Zauberei, Bedrohung mit Zauberei, Anwendung der Zauberei, Gemeinschaft mit Zauberern (männl. od. weibl.) oder Umgang mit solchen verdächtigen Dingen, Gebärden, Worten und Weisen, die Zauberei auf sich tragen . . . genügsam Ursache zu peinlicher Frage geben.

Landesbibliothek Oldenburg

seit 20 Jahren. Klinkhamer[2]) habe gesagt, „die Bücher wären nicht recht geschrieben"; denn „alle Wörter, so in den Büchern ständen, müßten in aller Teufel Namen geschrieben sein", was bei seinen Büchern nicht der Fall wäre. Wenn der Teufel Schaden tun wolle, könne er ihn mit Gottes Wort zwingen, daß er dann weichen müsse. So habe ihn Johann Hagestede um Rat gebeten, als diesem 3 Pferde krank gewesen seien. Dem habe er geantwortet, daß er natürliche Kräuter besitze, über die er Gottes Wort lesen wolle und die er dann den Pferden eingeben solle. Wenn es besser werde, solle er ihm einen Reichstaler und ein Brot dafür geben, wenn das nicht der Fall wäre, sei er mit einem Ortstaler (= ¼ Reichstaler) und einem Brot zufrieden. Mit den Pferden sei es dann besser geworden. Mit solchen Mitteln habe er auch dem Haverkamp Buschelmann, dem Meier zu Molen (= Mühlen?), dem Schulten Johann zum Ossendorp geholfen, nämlich ihren Tieren; über die Kräuter (Rhabarber und Hohlwurzeln) habe er die Worte gesprochen: Exufilus (?) te deus pater, exufilus te deus filius, exufilus te deus spiritus sanctus; benedicat te deus, qui coelum creavit. Ipse vos benedicat in nomine patris et filii et spiritus sancti. Amen. Übersetzung: Es vertreibe dich Gott Vater, es vertreibe dich Gott Sohn, es vertreibe dich Gott der Hl. Geist; es segne dich Gott, der den Himmel erschaffen hat. Er selbst segne euch im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes. Amen. Das Wissen um die Bücher, aus denen man dies ersehen könne, und die Kräuter habe er sich angeeignet, als einmal seine Frau von einem Tag um 1 Uhr mittags bis zum andern Tag stockblind gewesen und auch sein Sohn wohl ein halbes Jahr krank gewesen sei; sie hätten keine Ruhe finden können, als wenn sie sich kreuzweise unter dem Balkenholl ausgestreckt hätten. Da habe er bei Meister Morrer um Rat gefragt, der es ihm erst nicht habe sagen wollen, aber schließlich doch geholfen habe. Sein Meister habe ihm aber auch gesagt, daß der Teufel bei Gott und seinen 5 Wunden abzuweichen beschworen werde, wie er es auch selbst erfahren habe. Ihm komme der **Teufel in Gestalt einer Drossel;** er komme aber auch in jeder anderen Gestalt, wie ihm befohlen würde; auch könne der Teufel sprechen. Alle, denen der Teufel auf Erden zu dienen gelobt habe, müßten ihm nach ihrem Tode mit den Seelen dienen; das habe er auch gelobt. Schwechmann gibt dann als Leute, die diese Kunst gebrauchten an: der Pastor zu Vestrup, Gert Beuter zu Wreste (Vrees?) auf dem Hümmling, Bernd Buhnen zu Haselünne; auch der Pastor zu Lutten habe 2 Krystalle und ein Buch, das er von dem alten Pastor zu Südholte bekommen habe; ferner gebrauchten Huckelmanns Johann zu Menslage und der Pastor zu Uffelten diese Kunst; Beckmanns Dutter (?) habe auch einen Krystall, den er im Beutel trage; er wisse aber nicht, ob er diesen gebrauche; der alte Pastor zu Cappeln solle gesagt haben, er besitze auch einen Krystall fingerslang; diesen habe er seiner Magd gezeigt mit den Worten: Darin ist ein Gast (Geist?), der solls mir wohl bald sagen. Der verstorbene Rudolf von Schagen solle einen kupfernen Nagel und einen Hammer im blauen Tuchlappen, ferner einen Krystall und ein Buch gehabt haben; Liseken Holthausen habe diese Sachen dann in ihrem Besitz gehabt, weil ihr Sohn Hermann es daraus lernen sollte; der sei aber nicht dazu gekommen, und so habe die Liseken ihm diese Instrumente für 2 Taler angeboten; das Buch habe Klinkhamer, jetzt Küster in Vörden, umgeschrieben. Dietrich Engeler zu Drantum habe auch solche Bücher und Krystalle und könne auch lesen; er solle aber gesagt haben, er habe die Bücher und Krystalle nicht mehr, sondern diese nach Wildeshausen zum Sohn der Annen von Würten geschickt. Annen von Würtens Tochter habe einen Vorsohn, der einen roten Hut zu tragen pflege, zu Zeiten landauf laufe, Fußböden lege und **Planeten lese.** Der Frau in Brinkmanns Haus zu Schwichteler habe dieser die Planeten gelesen und ihr gesagt, daß sie in Kürze bestohlen werde, was auch geschehen sei; als die Brinkmannsche zu ihm um Rat gekommen sei, habe er ihr nicht hel-

[2]) Es handelt sich hier um den bekannten Chronisten Johann Christian Klinghamer, der in den 80er Jahren und Anfang der 90er Jahre des ausgehenden 16. Jahrhunderts in Dinklage als Berater der Herren von Dinklage lebte, dort auch unterrichtete (scholmester wird er genannt) und dann nach Vörden übersiedelte. Er schrieb mehrere Werke, so sein bedeutendstes: Münsterschen Stiftes Chronica und Beschreibung desselben, aller gewesenen Bischöfe, das in mehreren Handschriften erhalten ist; eine davon im Gymnasialarchiv in Vechta; auch schrieb er die Lebensbeschreibung des Bischofs Benno von Osnabrück ab (Vita Bennonis), des Gründers des Klosters Iburg. Klinghamer, der höhere Studien gemacht hatte und vielleicht auch Geistlicher war, glaubte selbst an das leibhaftige Umgehen des Teufels; so schrieb er zum Jahre 1582, daß in Cloppenburg der Teufel ein zanksüchtiges Weib habe in den Mühlenkolk werfen wollen; als es in der Not habe zu beten angefangen, hätte er es auf der Brücke liegen lassen und wäre verschwunden. Vergl. Willoh im Oldenb. Jahrb. IX (1900) S. 61 ff.

Landesbibliothek Oldenburg

fen können, sondern sie an den Wickerer in Wreste gewiesen. — Auf die Frage des Richters, wenn der Teufel ihnen den Verbleib der gestohlenen Sachen nachweise, ob sie dann auch von dem Erwerb und Gewinn daraus ihm etwas überlassen müßten, antwortete der Verhörte, daß Letzteres nicht der Fall sei, sondern daß sie erst nach dem Absterben ihm mit der Seele wieder dienen müßten. Der Teufel könne in den Krystallen in Gestalt eines Menschen oder jeder andern geladen werden und gebe, wenn diese recht zugerichtet wären, Rede und Antwort, so wie der aussähe, der etwas gestohlen habe und wohin es dieser versteckt habe; wenn man ihn so lade, werde er beschworen, daß er keine Lügen vorbringen solle.

Man merkt förmlich aus den Erklärungen dieses armen Unglücklichen, wie mit zunehmendem Schmerz der Folterqualen die Aussagen immer phantastischer werden, und man braucht sich dann nicht zu wundern, wenn er zum Schluß seines Verhörs nochmals beteuert, daß er mit dem Teufel einen „sothanen Vertrag, wie obgemeldet, geschlossen" habe und alles, was er bekannt, wahr sei.

Wenn auch an keiner Stelle in dem „Bekenntnis" zutage tritt, daß der Angeklagte und die von ihm bezichtigten Personen ihre Tätigkeit in schädlichem Sinne, sondern eigentlich nur, um den Menschen in Fällen von Diebstahl und bei Erkrankungen von Menschen und Vieh zu helfen ausgeübt haben, so genügte doch nach der Auffassung der Menschen in damaliger Zeit die vertragliche Verbindung mit dem Teufel zur Vollziehung der Todesstrafe. Die Genehmigung dazu mußte von der oberen Verwaltungsbehörde in Münster eingeholt werden, und so wurde die Niederschrift des Bekenntnisses am 8. Mai an diese eingeschickt mit dem ergänzenden Zusatz, daß man es dem Beklagten noch zweimal außerhalb der Pein wieder vorgelesen habe; es war dies am 7. Mai geschehen, nachdem das Opfer sich einige Tage von den Qualen der Tortur hatte erholen können. Der Droste Schade und der Rentmeister Bispink fragen dieserhalb an, was mit letzterem geschehen solle. —

Der Gutsherr des Angeklagten, Rudolf Münnich, hatte auf seine letzte Eingabe von Münster noch keine Antwort erhalten; als er aber doch erfuhr, daß sein Eigenhöriger peinlich befragt werden sollte, versuchte er noch ein letztes Mal, die große Gefahr, in der sein Schützling schwebte, von diesem abzuwenden, indem er am 20. April noch eine schriftliche Eingabe für diesen nach Münster richtete. Er ruft die Gnade und Barmherzigkeit der „Ehrwürdigen, Edlen, Gestrengen, Ehrenfesten, Hochgelehrten, Gnädigen und Großgebietenden Herren" an — es klingt wie ein Hohn, wenn man diese Anrede liest — und bittet demütigst, „das anbefohlene peinliche Verhör gnädiglich lindern und fallen zu lassen, damit der arme Mann sein Weib und seine kleinen Kinder ernähren könne"; er versichert ihnen nochmals, daß der Beklagte „nicht aus bösem Vorsatz, sondern aus Armut und Simpelheit, um zu Zeiten ein Stück Brot damit zu verdienen, hierzu gekommen sei." Dieses Schreiben traf dort, wie der Eingangsvermerk beweist, am 23. April ein; es hätte das peinliche Verhör demnach abgewendet werden können; aber wie alle bisherigen Eingaben des Münnich blieb auch diese letzte ohne Wirkung. — Am 10. Mai traf in Münster die Niederschrift über das peinliche Verhör des Schwechmann ein, und sofort am folgenden Tage wurde der Befehl an die Beamten in Vechta ausgefertigt, den Schwechmann wegen seiner „bekannten strafbaren teuflischen Handlungen vor peinlich Recht zu stellen und, was erkannt, an ihm einem andern zum abscheulichen Exempel wirklich ergehen zu lassen." In einem anliegenden Schreiben an den Scharfrichter in Vechta erhielt dieser die Anweisung, das Todesurteil sofort zu vollstrecken. Ob man dabei die Praxis, die in der Stadt Münster geübt wurde, auch befolgt hat, daß man das Opfer vor der Verbrennung erdrosselte, wissen wir nicht. Aber annehmen muß man leider, daß auch die Leute, welche der Angeklagte in der peinlichen Befragung bezichtigt hatte, zur Verantwortung gezogen wurden, wenn man ihrer habhaft geworden ist; vielleicht sind sogar die Kinder als „Teufelsbrut" mit in das Verderben des Vaters hineinbezogen worden. Die Bücher und Krystalle, welche der Angeklagte benutzt hatte, finden sich bei den fast vollständigen Akten des Prozesses nicht; sie sind wahrscheinlich mit verbrannt worden.

In den folgenden Jahrzehnten sind im Fürstbistum Münster, in den Städten wie auf dem Lande, viele Verurteilungen von Hexen, Männern und vielfach auch Frauen, erfolgt. Besonders schlimm wirkten sich die Hexenverfolgungen im benachbarten Hochstift Osnabrück aus; so sind zwei Osnabrücker Bürgermeister als Hexenverfolger bekannt; Rudolf Hammacher ließ dort im Jahre 1583 allein 121 Menschen Opfer dieses Wahns werden, und nicht minder berüchtigt war der

Landesbibliothek Oldenburg

von 1636—1639 amtierende Bürgermeister Pelzer, indem er besonders die Frauen besserer Kreise als Hexen verfolgen ließ, so die 80jährige Mutter seines Amtsvorgängers, den er von seiner Stelle verdrängt hatte. Es erscheint uns heute unfaßbar, wie die Männer in staatlichen Stellen in dem Vechtaer Prozeß einen so offensichtlichen Justizmord an dem doch harmlosen Schwechmann mit seinen Exorzismen und Wunderkuren verantworten konnten; man muß annehmen, daß dieser Wahn von dem schädigenden Wirken des Teufels durch Hexen alle Geister der damaligen Zeit, hoch und niedrig, verwirrt hat. Erst als der bekannte Vorkämpfer gegen den Hexenwahn, der Jesuit Friedrich von Spee in Rinteln 1631 ohne Verfassersnamen seine Schrift Cautio criminalis (= Vorsicht in Prozessen um Leib und Leben) veröffentlichte und die Hexenbrände und die Anwendung der Folter dabei eine Schande für den deutschen Namen nannte, wurden die Hexenverfolgungen weniger; im Fürstbistum Münster besonders auch unter dem Bischof Bernard von Galen, bis sie dann im folgenden Jahrhundert ganz aufhörten. Ganz ausgestorben ist der Wahn allerdings nie, und er tritt sogar noch in unserer Zeit in Erscheinung; es ist nämlich zu erwähnen, daß es heute in Hamburg eine Dienststelle zur Erforschung des neuzeitlichen Hexenwahns gibt, deren Leiter die Mitteilung an die Presse (Vergl. Bremer Nachrichten vom 28. Juli 1954) ergehen ließ, daß in der Bundesrepublik im Jahre 1952 65 „weise Frauen" und „Hexenbanner" vor Gericht gestanden hätten.

+

Benutzte Literatur: Außer den schon genannten Schrift des Prof. Bernhard Niehues sind benutzt: L. Humborg, Die Hexenprozesse in der Stadt Münster, Münster. Beiträge, Heft 43. Münster 1914.

Herm. Rothert, Westfälische Geschichte, Bd. II. S. 285 ff. Gütersloh.

Otto Terheyden

Husmittel

Disse Geschichte wett ut'n vör'gen Jaohrhunnert vertellt:

Opa kann nich good. De Dokter sütt woll, dat de Saoke nich slimm is. Wenn he uck sicher glöwt, dat Opa van sülben wedder gesund wett, so mag't doch woll bäter utseihn, wenn he wat verschriewen deit. He segg: Packt ne örnlike Portion Suerkohl in'n Hanndook, un dat legget Opa up'n Kopp! — De Dokter geiht hendaol. He hett noch kien hunnert Träe maokt, do kummt dr so'n lüttke Deern achteran klabastern: „Dokter, Dokter!" — „Na, wat hes denn to lopen?" — „Us Mamm'm fraogt, up den Suerkohl, off dor uck 'n Wust baowenup mößd." — „Jao, dat doot man driester. Schaoden deit dat ganz sicher nich." De Doktor hett rech bollen. De Suerkohl mit de Wust hett würklik kien Schaoden anricht't. In dree Daoge was Opa gesund.

Franz Morthorst

Großfeuer in Essen (Oldb)

am 28. Mai 1811

Am 13. Dezember 1810 erschien eine Bekanntmachung Napoleons, in der Holland und alle Nordseestaaten zu Bestandteilen des französischen Reiches erklärt und als solche im Februar 1811 von ihm in Besitz genommen wurden.

Die Ämter Vechta, Cloppenburg und Wildeshausen bildeten von dem Zeitpunkt an Teile des Arrondissements Quakenbrück im Departement Oberems. Die Verwaltung lag in den Händen eines Unterpräfekten, dem die Mairien unterstellt waren. In Essen bekleidete der Obervogt Crone dieses Amt.

Während der französischen Zeit wurde der Ort Essen von einem furchtbaren Brandunglück heimgesucht, worüber eine Urkunde folgendes berichtet:

„Es war im Jahre des Herrn, am 28. Mai 1811, als der friedliche Ort Essen durch Brand- und Alarmrufe plötzlich in höchste Aufregung versetzt wurde. Es brannte in einem kleinen Hause gegenüber der Kirche, zwischen dem Kaspar Meier'schen (Perk) und Böckmann'schen Haus. (Durch einen irrsinnigen Knaben, der einen Haufen Flachs anzündete mit dem Bemerken, er wolle Essen reich machen, soll der Brand entstanden sein.) Leider gelang es den Bewohnern des Ortes nicht, des Feuers Herr zu werden. Es griff mit riesiger Schnelligkeit um sich und

Landesbibliothek Oldenburg

Essen (Oldb), Langestraße M. Glückstad & Müuden, Hamburg

zerstörte in kurzer Zeit eine Anzahl Häuser um das Gotteshaus. Plötzlich sprang der Wind um, und das Feuer suchte jetzt Nahrung an den alten Wohnungen und Scheunen am Markt, und wirklich vernichtete der Brand alle Häuser der Langenstraße bis zum Richthof, der wegen seiner Lage, abseits vom Wege, verschont blieb. Nun wurde man Herr des Elements, das soviel Elend über den Ort gebracht hatte.

Schaurig war der Anblick der glühenden Häuser und Balken im Abenddunkel, herzzerreißend das Klagen der armen Abgebrannten, die in Scharen um die brennenden Trümmerhaufen standen. Weinende Greise, Eltern und Kinder, denen der Brand Hab und Gut und Heimat genommen hatte, erfüllten mit ihrem Jammer die Luft. Das Vieh versuchte immer von neuem, in die Flammen zu laufen auf der Suche nach dem Stalle. Hier und dort offenbarte sich schon die Nächstenliebe, indem die vom Brande verschonten Einwohner Essens den Obdachlosen Wohnung und Kleidung, Speise und Trank verschafften.

Es war eine furchtbare Nacht, die Nacht nach dem schweren Schicksalsschlage. Als aber am andern Morgen die Glocke zur Messe rief, siehe da! es fehlte niemand von den so schwer Heimgesuchten, dem Herrn der Schöpfung seine Not zu klagen und von ihm Hilfe und Trost zu erbitten. Voll Gottvertrauen gingen sie zu ihren abgebrannten Wohnstätten zurück. Wagenremisen und Schuppen, die vielleicht schon außer Dienst gesetzt waren, wurden in menschliche Wohnungen umgewandelt. Mochte auch das Dach abgebrannt oder manche Fensterscheibe zersprungen sein, hilfreiche Nachbarn halfen mit Freuden, die Schäden auszubessern, so gut es ging, und schon nach wenigen Tagen konnten die Obdachlosen ihr Lager, das bis jetzt für die Mehrzahl aus Heu und Stroh bestanden hatte, mit Betten vertauschen.

Auch die Nachbargemeinden wie Lastrup, Lindern, Löningen, Dinklage und Quakenbrück wetteiferten um die Unterstützung der Abgebrannten. Bald herrschte auf den Brandstätten reges Leben. Der Schutt wurde weggeräumt und Platz für die neuen Häuser geschaffen". Soweit die Urkunde.

Durch Erlasse und Richtlinien über den Aufbau der abgebrannten Häuser, durch die Begradigung und Verbreiterung der Hauptstraße des Ortes, sowie durch die Freilegung des Marktplatzes erhielt die Gesamtansicht des Dorfes ein besseres Aussehen. Dafür aber mußten manche von den Betroffenen ihren Bauplänen entsagen und sich außerhalb des engeren Ortes wieder anbauen. So entstand die Neustadt. Sie suchten aber mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln,

Landesbibliothek Oldenburg

mit List und Klugheit, die französischen Gesetze zu umgehen.

Die Balken zum Bau der neuen Häuser wurden mühsam mit der Hand in Sägekuhlen geschnitten. Eine solche befand sich auf dem sog. Gosekamp in Essen (jetzt alter Kirchhof). Dort ließ auch Gastwirt Diekhaus das gesamte Bauholz schneiden und vollständig herrichten. Dann soll er es nach Aussage alter Leute über Nacht auf seinem alten Standort wieder aufgebaut haben, obschon die Regierung geplant hatte, den ganzen Komplex (Diekhaus, Witte, Brand) zum Marktplatz zu schlagen.

Auffallend ist es, daß alle damals aufgebauten Häuser, vom Richthof bis Bäcker Wilke, mit dem Giebel der Straße zu gekehrt errichtet wurden. Die Balken über dem großen Einfahrtstor trugen sinnvolle Sprüche und sind teils noch zu lesen. Im Laufe der Jahre sind die abgebrannten Häuser entweder modernisiert oder ganz abgebrochen worden. (Marcks, jetzt Landessparkasse, Rump, jetzt Apotheke, Freudenthal, früher Schade, jetzt Durchgangsstraße, Blocksmühlen bzw. Crone, jetzt Garten der Geschw. Meier).

Im Hause des Kaufmanns Döen genannt Fresenborg lagerte z. Zt. des Brandes eine große Menge Roggen, der vernichtet wurde. Auch das Wieksarchiv mit seinen alten Urkunden und Akten, das sich in der Wohnung des Bürgers und Eigners Friedrich Kösters befand, fiel dem furchtbaren Brande zum Opfer. Es enthielt neben anderen Dokumenten verschiedene über die Berechtigung zur Hebung des Wege- und Brückenzolles, über die Verwendung des Geldes zum Unterhalt der Brücken und Straßen.

47 Häuser wurden am 28. 5. 1811 ein Raub der Flammen. Der Gesamtschaden belief sich nach damaligem Geldwert auf 57 831 Mark.

Folgende Inschriften in den Balken der damals neu errichteten Häuser erinnern an das schreckliche Brandunglück.

Du Mißgönner, ich sage dir,
Was Gott mir gibt, das gönne mir,
Denn durch Gottes Hilfe und Menschen Hand
Ist dieses Haus gebracht zustand. 22. 8. 1811

Joseph Steverding und
Maria Adelheid Diekmann

Ach Gott, wir denken noch daran,
Was Du am 28. Mai 1811 hast an uns getan,
Uns bestraft mit so schrecklichem Brand-
[gericht,
Das uns noch immer im Gedächtnis liegt.

Gerhard Henrich Blocksmühlen und
Elisabeth von Bokel

O du große Feuerbrunst,
Hast mich gerissen nieder!
Nun steht durch Gottes Hilf' und Menschen-
[hand
Dies neue Bauwerk wieder.
1811 am 28. Mai riß mich Glut und Flamme nieder,
und am 30. August setzten wir dies Haus schon wieder.

Gerdt Diekmann und
Maria Adelheid Witte

Anno 1811 M. G. H., den 22. August. Nipper
Lambertus Dönn und
Anna Katharina Diekmann

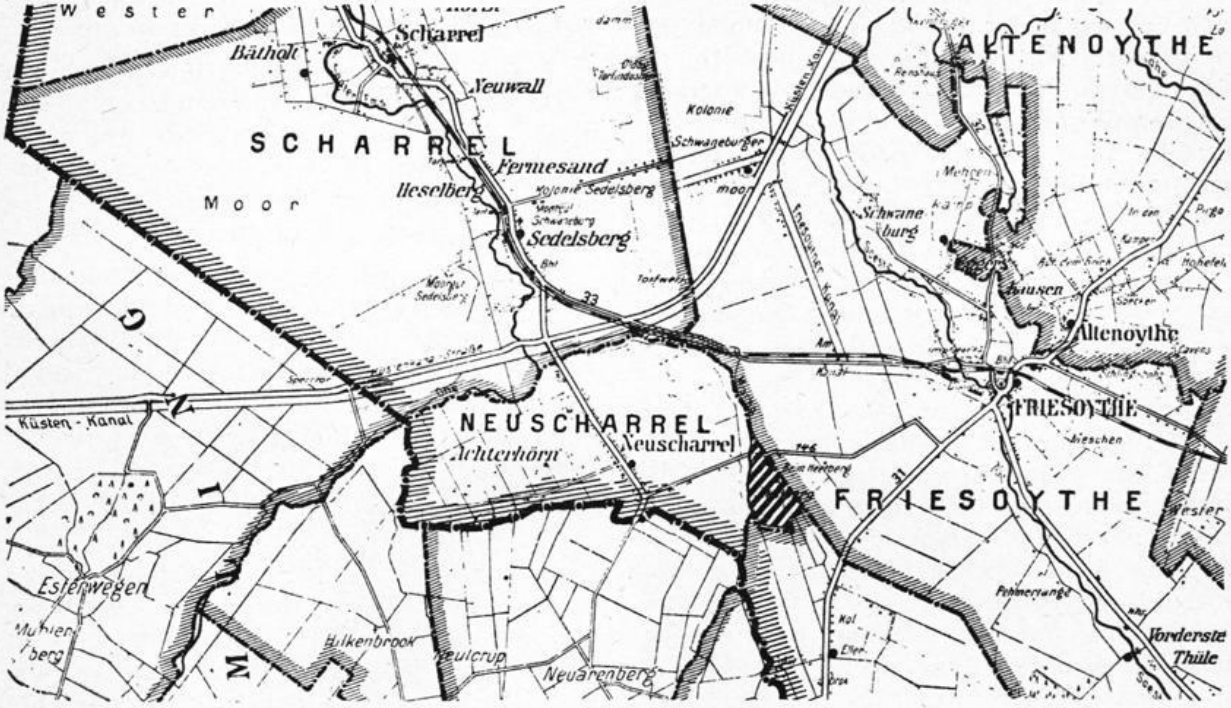
Johanna Kröger

Die Gemeinde Neuscharrel

Eine umfassende Beschreibung von Land, Leben und Leuten des Saterlandes hat Dr. Julius Bröring in Wort und Bild in Band XV der „Schriften des Oldenburger Landesvereins für Altertumskunde und Landesgeschichte" 1897 veröffentlicht. Seine Darstellung behandelt auch die Gemeinde Neuscharrel; sie sei im folgenden in bezug auf die Entstehung und Entwicklung der einstigen Moorkolonie zur heutigen politischen Gemeinde noch erweitert.

Als im Anfang des vorigen Jahrhunderts nach dem Übergang der münsterschen Kreise Vechta und Cloppenburg an das Herzogtum Oldenburg die Teilung der Marken und Gemeinheiten einsetzte, fielen dem Staat erhebliche Ödland- und Moorflächen als markenrichterliche Abfindung (tertia marcalis) zu. Diese Flächen wurden zum Teil den Staatsforsten zugelegt, in großem Umfange aber zur Kultur und zum Anbau an Siedler ausgegeben. Durch staatliche Förderung der Landeskultur bildeten sie die Grundlage für das Entstehen zahlreicher Kolonien. Zu diesen gehörte auch die Kolonie Neuscharrel; allerdings stellt sie insofern einen Sonderfall dar, als ihre Fläche zwar aus der Marken-

Landesbibliothek Oldenburg



teilung hervorgegangen ist, ihre Gründung jedoch zunächst eine andere Ursache hatte.

Die Scharreler Mark war mit einer Fläche von rund 2000 ha die größte Mark im alten Amt Friesoythe. Sie grenzte oldenburgischerseits an die Hollener Mark, an die Hochmoore und an die Scharreler Privatgründe. Die Grenze gegen die Loruper Mark war als Hoheitsgrenze durch Vergleich vom 2. Oktober 1557 festgelegt und 1558 landesherrlich bestätigt worden. Sie wurde 1818 bei einer provisorischen Grenzregulierung beiderseits als richtig anerkannt. Außerdem grenzte die Scharreler Mark an die im Amte Meppen belegene Mark des Dorfes Vrees.

Den Anlaß zur Teilung der Scharreler Mark gab eine große Zahl von Gesuchen, die 1816 beim Amt Friesoythe gestellt wurden um Einweisung von Markengrund. Die Markgenossen hielten diese Einzeleinweisungen für unzweckmäßig und baten darum, die Entscheidung bis zur allgemeinen Teilung der Mark zurückzustellen. Mit der dann von den Markgenossen beschlossenen und von der Kammer genehmigten Teilung wurde 1819 der Gemeinheitskommissar Niebour beauftragt. Nach seinem vorläufigen Urteil konnte die Teilung der Mark kein befriedigendes Ergebnis haben, weil die Mark in der Nähe des Dorfes von schlechter Bonität war und zum Teil aus Flugsand bestand, der bessere Boden dagegen mehrere Stunden vom Dorfe entfernt lag.

Der große Brand in Scharrel

Unter diesen Umständen hielt Niebour die Teilung der Mark nur dann für zweckmäßig, wenn sich die Interessenten dazu entschließen würden, ihre Häuser in Scharrel abzubrechen und dort, wo sie ihre Abfindung aus der Mark erhielten, wieder aufzubauen. Sein Vorschlag fand eine überraschende Unterstützung durch den Brand am 26. August 1821, durch den ein Teil des Dorfes Scharrel mit 29 Gebäuden ein Raub der Flammen wurde. Der Wiederaufbau der abgebrannten Häuser erfolgte nicht in dem eng bebauten Dorf, in dem oft mehrere Anwesen nur einen gemeinsamen Hofraum hatten, sondern im Süden der Scharreler Mark zwischen der Ohe und der Marka, die sich hier zur Sagter Ems vereinigen. Aus diesen Anfängen heraus hat sich dann die heutige Gemeinde Neuscharrel entwickelt.

Durch Verkauf von Markengrund wurde ein Teil der Mittel für den Schulbau aufgebracht, die durch ein Geschenk des Landesherrn in Höhe von 200 Reichstalern vermehrt wurde. Die Kosten des Schulbaus, der 1826 vergeben und fertiggestellt wurde, beliefen sich im einzelnen auf

528 Reichstaler für den Neubau,
25 Reichstaler für einen eisernen Ofen,
50 Reichstaler für Schulbänke,

insgesamt auf 603 Reichstaler.

Landesbibliothek Oldenburg

Die mit gutem Erfolg begonnene Ansiedlung der durch den Brand von 1821 obdachlos gewordenen Einwohner von Scharrel in Neuscharrel verstärkte bei den Markgenossen den Wunsch auf baldige Durchführung der beschlossenen Teilung. In einem hierauf gerichteten Gesuch der Gemeinde Scharrel von 1827 wird die Teilung u. a. damit begründet: „ . . . weil die Vorarbeiten alle geschehen sind und weil jetzt gerade der dürftige, aber größte Teil der Interessenten vielleicht gern an der Kultur ihrer Placken arbeitete, weil das Fahren mit Bööten, wodurch sie sich bisher kärglich ernährten, jetzt gar wenig einbringt. Landarbeit veredelt den Boden, gibt Nahrung und Holz zum Obdach, woran es in der Gemeinde fast durchaus fehlt, ändert die Lebensart der Menschen und mit dieser ihre Sitten. Wenn dieses letzte, wenn das genügsame stille, sittsame Leben des guten, frommen Landmannes durch die Markenteilung sich allgemein verbreitete, welcher Vorteil für die Gemeine! Und dieses läßt sich hoffen, weil viele das Bootfahren aufgeben werden, weil dieses in der rauhesten Lebensart unter oft schwerer Arbeit, Hitze und Kälte kaum das tägliche Brod gewährt. Gelegenheit und Not sind starke Feindinnen der guten Sitten!"

Finanzielle Hilfe durch den Großherzog

Die Teilungskommission verfolgte nach wie vor das Ziel, das Dorf Scharrel aufzulockern und die wirtschaftliche Lage des verarmten Dorfes durch erweiterten Ackerbau zu heben. Andererseits waren die Scharreler, die bisher hauptsächlich als „Bootjer" von der Schiffahrt lebten, nun aber, nachdem dieser Erwerbszweig fast ganz zum Erliegen gekommen war, nicht in der Lage, die Mittel aufzubringen, die für den Abbruch der Häuser und deren Wiederaufbau in der Mark erforderlich waren. In der Überzeugung, daß nur eine finanzielle Hilfe ihre Pläne zur Durchführung bringen konnte, wandte sich die Teilungskommission nunmehr mit Vorschlägen an die Kammer in Oldenburg. Diese holte die Entscheidung des Großherzogs ein, die darauf ergangene „Resolution" lautete:

„Unsere Kammer wird auf Ihren Bericht vom 4. d. Mts. in betreff der Teilung der Scharreler Mark, hierdurch eröffnet, daß der gemachte Vorschlag, von der tertia marcalis etwa 200 Jück zu veräußern und aus dem Erlöse denjenigen Eingesessenen des Dorfs Scharrel, welche ausbauen wollen, dazu eine Unterstützung zu fließen zu lassen — allen Beifall verdiene, auch dessen Ausführung sehr wünschenswert sei und in dieser Beziehung Nachstehendes bemerkt werde:

1. Die Stellen, wohin die Häuser aus dem Dorfe versetzt werden sollen, dürften zuvörderst auszusuchen und daselbst den Ausbauern bestimmte Bauplätze anzuweisen, ihnen aber nicht zu gestatten sein, sich auf dem Lande zerstreut anzubauen.

2. Die aus dem Verkauf eines Teiles der tertia marcalis erfolgenden Unterstützungsgelder werden um die Hälfte ihres Belaufs aus der Herrschaftlichen Kasse vermehrt, damit die Ausbauenden eine etwas größere Beihilfe erhalten können und die Ausführung des Plans erleichtert werde. Die Verzinsung dieses Kostenbeitrages finden wir nicht angemessen, vielmehr ist solcher als ein Geschenk zu bewilligen.

3. Ob für die Ausbauenden eine neue Schule anzulegen sein möchte, ist mit der oberen Schulbehörde in Überlegung zu nehmen. Übrigens wird der Kirche eine Voll-Erbes-Abfindung zuzuteilen und von der Kammer im Allgemeinen auf die noch fehlende oberliche Bestimmung der Landesgrenze in der befragten Gegend Rücksicht zu nehmen und nötigenfalls mit der Grenz-Regierungskommission Rücksprache zu halten sein.

Auf dem Schlosse zu Oldenburg, 12. 3. 1827.
gez. Peter".

Zum Ausbau aus dem Dorf verpflichteten sich daraufhin 21 Einwohner. Sie erhielten ihre Anbaustellen in Größe von etwa 20 Jück in einer Fläche an Stellen zugeteilt, die der Überschwemmung nicht zu sehr ausgesetzt waren. Soweit sie nicht als Markgenossen Anspruch auf Abfindung in dieser Größe hatten, wurde das Fehlende aus der dem Staat zufallenden Abfindung bei Teilung der Mark zur Verfügung gestellt. Die Mittel für die finanzielle Unterstützung der Ausbauenden wurden durch Verkauf von 200 Jück ebenfalls aus dem staatlichen Markendrittel aufgebracht. Aus dem dadurch aufgekommenen Betrag von 2026 Reichstalern erhielt jeder nach erfolgtem Ausbau, der in den Jahren 1830 bis 1832 vollzogen wurde, 60 Reichstaler. Aus dem Verkaufserlös blieben noch rund 800 Reichstaler verfügbar. Die Verwendung des Restes erfolgte ebenfalls zum Besten der neuen Kolonie, als nach langwierigen Verhandlungen zwischen Neuscharrel und der Stadt Friesoythe eine direkte Verbindung mit Friesoythe durch Anlegung eines Weges

Landesbibliothek Oldenburg

durch das Moor geschaffen wurde. Durch diesen Weg konnte die alte Verbindung um mehr als die Hälfte verkürzt werden. Der dafür erforderliche Bau einer Brücke über die Marka wurde aus dem Rest des Verkaufserlöses finanziert.

Gründung der Bauernschaft vor 125 Jahren

Das Verfahren zur Teilung der Mark wurde mit der Einweisung der Abfindungen am 20. März 1829 abgeschlossen. Von den 143 Interessenten wurden Einsprüche gegen den Teilungsplan nicht erhoben. Nach dem Verteilungsregister erhielt ein Vollerbe 26 Jück, ein Halberbe 13 Jück. Für allgemeine Zwecke wurden 17 Wegerdeflächen, 4 Lehmplacken, 4 Ausladungsplacken ausgeschieden. Von der 4253 Jück umfassenden Mark erhielt der Staat als Markendrittel 1417 Jück. Von diesem staatlichen Anteil wurden etwa 660 Jück an die Anbauer ausgegeben. Der verfügbare Rest war ebenfalls für Anbaustellen, soweit er nicht aus Flugsandflächen bestand, für die eine Fuhrenbesamung vorgesehen war, ausgegeben oder als Torfmoor für diejenigen Kolonisten bestimmt, die auf ihren Stellen keinen Torf graben konnten.

Die Kolonie Neuscharrel galt bereits wenige Jahre nach ihrer Gründung als eine der größten und besten im Herzogtum und umfaßte 71 Stellen. Sie war entstanden durch

25 Stellen von Einwohnern aus Scharrel, die nach dem Brand ausgebaut hatten,
21 Stellen von Einwohnern aus Scharrel, die bei der Markenteilung ausgebaut hatten,
12 Stellen herrschaftlicher Anbauer,
12 Stellen von Anbauern bei der Markenteilung,
1 Stelle der Schule Neuscharrel.

Zu einer weiteren Vergrößerung der Kolonie kam es, als die vom Staat verkauften 200 Jück bebaut wurden.

Neuscharrel konnte sich auch weiterhin der Fürsorge durch die Landesherrschaft erfreuen. Für den Ankauf von Sämereien, für Fuhren, Klee und selbst für Tabak wurde Geld zur Verfügung gestellt, ebenfalls auch für den Bau der Hauptwasserzüge in dem schwierigen Entwässerungsgebiet. Als die Siedler 1830 und 1831 durch Mißernten in Not gerieten, wurde ihnen durch Darlehen geholfen.

Über die weitere Entwicklung von Neuscharrel geben uns folgende Einwohnerzahlen Auskunft:

1828: 199 — 1846: 420 — 1864: 494 — 1875: 460 — 1895: 465 — 1939: 457 — 1946: 450.

Seit 75 Jahren selbständige Gemeinde

1859 wurde die Bauerschaft Neuscharrel, die seit 1856 eine eigene Pfarrgemeinde bildete, wegen des beabsichtigten Kirchenbaus — die Kirche wurde 1866/67 erbaut — Ortsgenossenschaft. 1879 erfolgte auch die politische Trennung von der Gemeinde Scharrel durch Bildung der selbständigen Gemeinde Neuscharrel. Als solche bestand sie bis 1933. Durch Verwaltungsreform wurde sie mit den Gemeinden Scharrel und Ramsloh zu der Großgemeinde Saterland vereinigt. 1948 wurden die Gemeinden wieder getrennt, seitdem ist die alte Bauerschaft Neuscharrel wieder selbständige Gemeinde. 1954 wurde die Gemeinde Neuscharrel durch eine kleine Fläche aus der Gemeinde Markhausen (beim „Heetberg") vergrößert. (In der Karte schraffiert).

Bereits 1874 hatte sich der Ortsvorsteher Bartels zu Neuscharrel mit einem Antrag auf Bildung einer politischen Gemeinde Neuscharrel an das Staatsministerium gewandt. Dieses verhielt sich jedoch ablehnend, weil es Bedenken hatte, daß eine so kleine Gemeinde auf die Dauer ihren Verpflichtungen nachkommen könne. Die Einwohner von Neuscharrel wiederholten im nächsten Jahr den Antrag in einer Eingabe an den Landtag. Sie wiesen insbesondere darauf hin, daß die Ortschaft Neuscharrel nach Einführung der revidierten Gemeindeordnung von 1873, mit der die Bauerschaften als Realgenossenschaften aufhörten, in immer steigende Abhängigkeit von der Muttergemeinde gedrängt würde. Zudem liege sie eine Meile von Scharrel entfernt und hätte keine gemeinsamen Interessen mit der Muttergemeinde. Die Trennung von Scharrel begründeten sie ferner damit, daß das Staatsministerium gegen den Willen des Gemeinderats zu Scharrel bereits ein besonderes Standesamt für Neuscharrel errichtet hatte und daß Neuscharrel auch kirchlich bereits eine eigene Gemeinde bilde. Auch sei die Existenzfähigkeit beider Gemeinden nicht zu bezweifeln. Während die Muttergemeinde Scharrel seit Jahrzehnten, auch vor Entstehung der Kolonie Neuscharrel, habe bestehen können, gebe die Bildung einer Gemeinde Neuscharrel keinen Grund zu Befürchtungen, weil die landwirtschaftlichen Verhältnisse äußerst günstig seien. Außerdem wiesen die Neuscharreler Einwohner auf die geschichtliche Entwicklung der Kolonie hin, der es möglich war, eine eigene Schule, eine eigene Kirche und ein Pastorat, eine eigene Windmühle und eine Ziegelei zu errichten.

Landesbibliothek Oldenburg

Der Landtag beschloß, diese Eingabe der Staatsregierung zur Berücksichtigung zu empfehlen. Daraufhin legte diese dem Landtag einen entsprechenden Gesetzentwurf vor. In der Begründung dazu wurde die Grenze der aus der früheren Bauerschaft Neuscharrel gebildeten Ortsgemeinde Neuscharrel für sehr unzweckmäßig gehalten, weil diese Grenze nur diejenigen Flächen einschließt, welche den Kolonisten bei Anlegung der Kolonie Neuscharrel eingewiesen wurden. Dagegen waren die Placken, welche den Scharreler Markgenossen südlich der Ohe und Marka eingewiesen worden waren, bei Scharrel verblieben. Dieser Zustand hatte schon zu vielfachen Unzuträglichkeiten und Klagen, namentlich hinsichtlich der Abwässerung geführt. Die Siedler mußten durch die an diesen Wasserzügen belegenen größtenteils im Eigentum von Scharreler Einwohnern stehenden Wiesen abwässern. Die Scharreler hatten jedoch an der Abwässerung der Kolonie kein besonderes Interesse. Es bestand kein Zweifel darüber, daß die Ohe und Marka die den Bodenverhältnissen am besten entsprechende natürliche und zugleich in landwirtschaftlicher Beziehung vorteilhafteste Grenze bilden. Außerdem war zu dieser Zeit bereits ein Teil dieser südlich der Ohe und Marka belegenen Flächen in das Eigentum der Neuscharreler übergegangen. Aus diesen Gründen und weil auch die Grenze der Kirchengemeinde Neuscharrel bis dahin örtlich nicht feststand, jetzt aber der Grenze der politischen Gemeinde angeglichen werden konnte, beantragte die Staatsregierung, der Landtag wolle dem Gesetzentwurf seine verfassungsmäßige Zustimmung erteilen.

In seiner Sitzung am 18. Dezember 1878 gab der Landtag seine Zustimmung zu dem Entwurf, der am 8. Januar 1879 als Gesetz verkündet wurde und durch Bekanntmachung des Staatsministeriums am 1. Mai 1879 in Kraft trat.

Otto Harms

Über alte Lasten des Grundeigentums

Das oldenburgische Staatsgrundgesetz vom Jahre 1849 hatte die Forderung erhoben, daß „das bestehende Steuer- und Abgabewesen untersucht und gesetzlich neu geordnet werden solle". Vor Erlaß eines Gesetzes bedurfte es umfangreicher Untersuchungen über die Art und die Höhe der bisherigen Abgaben.

Bei diesen Erhebungen ergab sich, daß, durch die verschiedenartige Entwicklung der einzelnen Landschaften des Herzogtums bedingt, vielerlei Abgabearten bestanden, die durch eine neue Grundsteuer ersetzt werden mußten. Man bezeichnete einen Teil als „Domanialgefälle" und zählte dazu alle Abgaben und Leistungen, welche an den Staat mit alleiniger Ausnahme der eigentlichen Steuern entrichtet wurden. „Es gehörten dahin nicht nur die „Ordinärgefälle", die an den Staat als früheren Guts- und Schutzherrn zu leistenden Abgaben, die an denselben für den aufgehobenen Zehnten zu zahlende Rente, wie Dienstgelder, Weinkauf, Fruchtgelder, sondern auch alle Erbpacht-, Erbzins-, Grundheuer-, Recognitions- usw. Gelder".

Die jährlich zur Hebung kommenden Ordinärgefälle betrugen damals 93 000 Taler, von denen nur der siebente Teil zu Abgaben mit rein steuerlichem Charakter erklärt wurden.

Über den Zehnten wurde bereits im Heimatkalender 1954 durch Dr. Gruna berichtet und nachgewiesen, daß er eine uralte Abgabe und kirchlichen Ursprungs sei. Der Zehnte hatte auch Eingang in die friesischen Marschen gefunden, obwohl die Friesen infolge der großen Deichlasten von vielen Abgaben, wie sie auf der Geest üblich waren, verschont wurden. Auch waren die Friesen weder in der Freizügigkeit beschränkt, noch kannten sie den Gesindezwangsdienst oder Heimfall des Nachlasses. In dem friesisch beeinflußten Stedingen herrschte die Naturalwirtschaft vor, die in der Form der dritten Garbe erhoben wurde, jedoch nicht in Vieh und Butter; auch gab es keine hörigen Güter und keine Vielzahl der grundherrlichen Gefälle.

Während der südliche Teil des Herzogtums durch den dreißigjährigen Krieg unsagbar gelitten hatte, gelang es Anton Günther, die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst vor der Verwüstung durch fremde Truppen zu verschonen. Ihm war es auch zu verdanken, daß die Naturalabgaben allmählich in feste Geldabgaben verwandelt wurden. Man wer-

Landesbibliothek Oldenburg

tete diese Maßnahme als den ersten Schritt der Bauernbefreiung. Immerhin bedurfte es zahlreicher Verhandlungen, bis die alten Ordinärgefälle mit festen Sätzen im Jahre 1693 endgültig in die Erdbücher übernommen wurden.

Der „Weinkauf" war eine dieser Lasten. Er mußte beim Todesfall oder bei der Veräußerung des Grundbesitzes unter Lebenden von dem neuen Erwerber, dem Weinkaufsträger, an den Obereigentümer entrichtet werden. Andere Bezeichnungen für Weinkauf waren Einfahrt, Auffahrt und Erbgewinn. In Registern des 15. Jahrhunderts kommt er häufig unter der Bezeichnung „Mydde" vor. Im Osnabrückschen wurde die Gewinn- und Auffahrtssumme meistens nach dem Herkommen vereinbart. (Pagenstert). Dabei beschränkte man sich ursprünglich nicht auf den Fall, in welchem der Landes- oder Gutsherr den Weinkauf zu fordern berechtigt war, sondern „man maßete sich auch an, die Größe des Weinkaufs willkürlich zu bestimmen, ja was noch härter und drückender war, das Gut selbst einziehen und nicht auf die Erben verstammen zu lassen".

Der Weinkauf galt als Handgeld und wird von dem Brauch herrühren, daß ehemals die feierliche Übergabe des Grundbesitzes durch einen Umtrunk im Beisein mehrerer Zeugen stattfand.

Im 16. und 17. Jahrhundert betrug der Weinkauf in Butjadingen 2 Taler pro Jück (ein Jück = 56 ar) ohne Unterschied der Bonität des Bodens. Er wurde im Jahre 1693 in eine Rente verwandelt, indem man die Summe von 1⅓ Talern auf 20 Jahre verteilte, so daß auf jedes Jück jährlich 4⅘ Grote kamen. Auf der Geest und im Amte Neuenburg hatte man den Weinkaufsfall über 25 Jahre verteilt, „weil die Leute dort älter würden, als in der Marsch." In Ostfriesland wurde der Weinkauf im Jahre 1722 auf einen Taler pro Jück festgesetzt. Dabei wurden Geest- und Heideböden geringer belastet, „damit nicht andere abgeschreckt werden, noch mehrere Lande fruchtbar zu machen". Aus besonderen Gründen konnten Befreiungen gewährt werden. „Wer sieben leibliche Söhne im Leben hat und durch Beamte und Prediger bescheinigen kann, daß ihm sein Auskommen schwer fällt, ist für seine Lebenszeit von allen, also auch Ordinärgefällen befreit."

Im Jahre 1697 wurde für Stückländereien bestimmt, daß auch diese in Zukunft Weinkauf zahlen sollten, „und zwar nach Gutheit und Größe der Länder und deren darauf haftenden Lasten, auch Vermögen der Besitzer, soviel gleichwohl die Quantität solcher zum Weinkauf verfallener Landen betrifft."

Pagenstert hat die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse für die ehemals münsterschen Kreise untersucht und ausgeführt, daß dem Fürstbischof Maximilian Friedrich das Verdienst gebührt, durch den Erlaß der Eigentumsordnung im Jahre 1770 eine Erleichterung der drückenden bäuerlichen Verhältnisse herbeigeführt zu haben. Die Ämter Vechta und Cloppenburg wurden noch mit dieser Steuerverfassung im Jahre 1803 an Oldenburg abgetreten. Dabei wurde die alte Kirchspielschatzung, die nach Nieberding bis auf den Nürnberger Reichstag von 1543 zurückgeht, und deren Quote nach den Erben in den einzelnen Kirchspielen errechnet wurde, beibehalten. Daneben wurde im Jahre 1803 eine Viehsteuer, 1804 eine freie Gründe- und Personensteuer und 1805 eine besondere Steuer von Vieh, Erben usw. entrichtet. Nach dem Ende der französischen Besetzung (1810—1813) wurde dann wegen Unterhaltung des Militärs die alte Kirchspielschatzung unter dem Namen einer additionellen Schatzung um 4½ Monate erhöht, so daß seit dieser Zeit jährlich 16½ Monate bezahlt werden mußten. Weiterhin wurden alle Gebäude ohne Unterschied mit 11 Groten für 100 Taler des Brandkassentaxats herangezogen. Erst im Jahre 1841 trat eine Ermäßigung um ⅓ ein.

Obwohl Herzog Peter Friedrich Ludwig bereits unmittelbar nach der Vereinigung im Jahre 1803 bemüht war, die eingeleiteten Maßnahmen fortzusetzen, konnte erst Jahrzehnte später das Durcheinander der vielen Lasten durch das neue Grundsteuergesetz im Jahre 1855 abgelöst werden.

Fritz Diekmann

Dei Imännkes

Dei Imännkes sünd in dei Schaule kaomen. Den eies'n Dag duert dat nich so lange. Aober 'n annern Morgen, as dei Klok nägen schlög, sprüng Klaus up un ropp: „Herr Lehrer, nu dau ick't nich mehr — et is Pankaoken-Tied!" — Ropp uck sin Naober-Jungen noch tau: „Kumm, Fritz, geihst mit!"

Antonie Wilke

Landesbibliothek Oldenburg

TANTE JOSEPHINE

(Fortsetzung und Schluß aus dem Heimatkalender 1954)

Es war Maitag geworden. An den mächtigen, alten Kastanien neben dem langen Hause auf dem Quatmannshof prangten tausend Blütenkerzen. Die weißen Teller der blühenden Holundersträuche dufteten an den Scheunenecken. Im Obstgarten prunkten die Bäume mit ihrem weißen Blumenschmuck, und es summte rings von Bienen in der feierlichen Stille. Aus dem Walde klang der Finkenschlag, und auf den Kästen vor den Scheunen pfiffen Stare. Still und bedrückend einsam war es auf dem Hof geworden, seitdem Josephine, des für sie sinnlosen Betriebes müde, Knecht und Magd entlassen und alles Vieh abgeschafft hatte.

Schwager Karl näherte sich im Kutschwagen. Er drehte auf den Hof und band das Pferd an einen Baum. Die Sonne schien in die offene Dielentür hinein, und auf der Diele war es trostlos leer und öde. Sie war eine gähnende Halle, so groß und breit, daß ein bespannter Wagen auf ihr hätte wenden können. Durch das Balkenholl sah man zum ungeheuer geräumigen Boden hinauf bis zum Hahnebalken unterm Dachfirst. Links und rechts der Diele kein Leben, nur starrende Verlassenheit. In der Küche war niemand. Hier blieb er eine Zeitlang stehen, dachte wehmütig an seine Jugendtage, als dieser Raum der betriebsame Mittelpunkt des Hofes war. Jetzt blitzte das alte Zinn- und Messinggeschirr, unbenutzt als Zierrat auf der hohen Anrichte und um den Bosen herum. Sein Vaterhaus war zum Museum geworden.

Er öffnete die Tür zur Wohnstube, und da saß nun die Schwägerin wie Hieronymus im Gehäus. Vor ihr lagen auf dem länglichen Eichentisch das Buch der Botanik und ein Haufe der verschiedensten Pflanzen. „Ah, du bist's, Karl," sagte sie so ebenhin, als ob sie ihn täglich sähe, „komm, setz dich, guten Tag!" Sie stand kurz auf, und dann saßen sie einander gegenüber. „Du kommst mir gerade wie gerufen, Karl." Sie zeigte ihm ein Bild im Buch: „Hier, diese Sorte Spiräa kann ich hier herum gar nicht finden. Willst du bei der Heuernte im Bruch nicht mal danach sehen?" — Gewiß, das wollte er gern. Er war stolz darauf, daß seine Schwägerin ihr Schicksal so tapfer jetzt trug. Sie kannte nun fast die gesamte Flora des Landes.

„Aber sag' mal, Josephine," begann er dann die Unterhaltung, „bist du denn nicht bald der Einsamkeit müde? Dieser Beschäftigung kannst du doch gut auf dem Darenkamp nachgehen." — Sie versicherte ihm, daß sie es so allein ganz gut aushielte. Es käme ja auch mal Besuch, und die Minna versorge sie jeden Tag. — Mit einem Mal zog Karl seine Füße an. „Josephine, du mußt Fallen stellen!" Es liefen einige Mäuse im Zimmer umher. Josephine schaute nur so beiläufig vom Buch auf. „Och, Karl, die laß doch nur gewähren," sagte sie gelassen. „Die kleinen Dinger fressen ja nichts auf. Die solltest du mir nur gönnen." —

Karl stand auf und öffnete den Schrank. So konnte sie nicht sehen, daß er lachte.

„Josephine, hast du noch wohl eine Zigarre für mich?" — „Zigarre?" Sie flog fast in die Höhe. „Entschuldige, man vergißt allmählich auf das, was sich gehört." — Karl bekam seine Zigarre, und in seine Augenwinkel trat der Schelm.

„Sag' mal, Josephine, warum rauchst du nicht? Damit könntest du dir prachtvoll die Zeit vertreiben." Auf diese Rede lächelte sie nur nachsichtig. Sie stand auf, ging in die Küche und machte einen Imbiß zurecht. Nachher tranken sie gemütlich Kaffee, sprachen über dies und das, und die niedlichen Mäuse spielten zutraulich um ihre Füße und lasen Josephines Krümel unter dem Tische auf. Wenn jemand sich hier der dreifarbigen Katze erinnern sollte, davon wäre zu berichten, daß sie eines Tages treulos mit einem Kater von dannen gelaufen war.

Eines Sonntags im Herbst tranken die Elster ihr Bier nach dem Hochamt bei Vaske in Cappeln. Draußen regnete es, und sie sprachen darüber, daß sie beim Nachhausegehen und -fahren fast im Dreck stecken bleiben würden. Da sagte jemand: „Wenn wi Elster 'n Kapellen harrn, wat harrn wi't dann doch'n Deel bäter." — Das war ein Gedanke. Man besprach die Angelegenheit eifrig in der Elster Gegend, und der energische Lehrer Markus, der angesehenste Ratgeber im Dorfe, bestärkte die Leute in ihrem Vorhaben. Wo die Kapelle stehen müßte, war bald klar, aber woher das Geld neh-

Landesbibliothek Oldenburg

men? Oh, sie hatten ja eine gute Geldquelle im eigenen Kreis.

Einige Sonntage später traten um Mittag drei Elster Bauern in Josephines Küche. Sie hatten zuvor beobachtet, daß sie schon in ihrer Kutsche von Cappeln zurück war. Josephine im seidenen Sonntagskleid, darüber eine große Küchenschürze, hantierte am Herd. Im Topf duftete eine gebutterte Masse. Sie war nun ganz allein. Hund Cäsar war längst tot. Sie tat schnell ihre Schürze ab, rückte ihr Häubchen und die Haarschnecken zurecht und schritt den Männern entgegen. Sie tat es in aufrechter Haltung mit stiller Würde. Die drei betraten sozusagen Neuland. Sie hatten noch nie eine Verbindung mit der seltsamen Frau gehabt, und so waren sie nicht sicher, wie ihre Mission ablaufen würde. Nach der Begrüßung mit etwas langsamem Händedruck sagte der Sprecher: „Frau Quatmann, wi willt nich lastig fallen. Wenn Se Tied harrn, wullen wi mal wat mit Ehr beküren." — „Ji fallt nicht lastig — kamt in," sagte sie schlicht und führte sie in die beste Stube. Drinnen war es kühl und baumverschattet, es roch hier nach Äpfeln und Mottenpulver. Gegenüber der Tür hing groß und feierlich wie ein Altarbild die Kreuzabnahme Christi von Peter P. Rubens. Als alle auf den rotplüschenen Sesseln Platz genommen hatten, schaute Papst Leo XIII. gütig und segnend auf sie herab.

Der Sprecher begann: „Frau Quatmann, wi Elster un Warnstäer hebbet'n groten Plan." —

Die beiden anderen Bauern nickten. Josephines graue Augen blickten neugierig umher. Als die Rede stockte, fragte sie:

„Ja, wat is dat dann för'n Plan?"

„De Plan — wi hebt beslaten, wi willt hier in Elsten sone nette Kapellen bauen."

„Kapelle bauen," echote Josephine aufhorchend.

„De Weg na Cappeln is ganz to wiet un leep, ampat in'n Winter."

„För Frauen un Kinner ganz besünners," setzte Josephine hinzu.

„Dat is man so, se mott up'n richtigen Platz henkomen, midden tüschen Warnstä un Elsten."

„Ja, dat wör dann ja woll so," meinte auch Josephine. Diese vernünftige Äußerung gab den Männern Mut.

„Frau Quatmann, de Kapelle mott up Ehren Grund un Boden stahn." —

Gespannt beobachteten die Drei die Wirkung dieses Satzes. Sie versank in Nachsinnen. Sie war ein einsamer und vorsichtiger Mensch, sie überlegte und berechnete.

„Dat was dat also," sagte sie schließlich. Sie hieß den Plan gut, nur könne sie nicht sofort auf ihre Vorschläge eingehen. Sie wolle sich den von ihnen gewünschten Platz erst ansehen. Sie sollten nur bald wiederkommen. So schieden die Abgesandten hoffnungsvoll.

Nachher saß Josephine vor sich hinstarrend am Küchentisch. Sie konnte nichts essen. All ihr Leid trat wieder in ihr Bewußtsein. Das war nun ihr Dasein. Der Herrgott hatte alle ihre Zukunftsberechnungen über den Haufen geworfen und ihr alles, was sie ihr Glück genannt, zerschlagen. Gelassen hatte er ihr Reichtum und Überfluß, der ihr nichts bedeutete. Mit einem Mal kamen ihr Tränen, und sie schluchzte herzzerbrechend in ihr Taschentuch; diesmal war niemand da, der sie getröstet und zurechtgewiesen hätte. Gott, der ihr alles Liebe genommen hatte, verlangte jetzt von ihr einen Platz für seine Wohnung! Sie weinte trotzig und empört, bis sich die Spannung in ihrer leidvollen Brust löste. Und jetzt dachte sie an ihren ehrenfesten Vetter Joseph und an das, was er ihr so nachdrücklich gesagt hatte vor Jahren. Gewohnt, vieles zu besitzen und über ihr Eigentum selbst zu bestimmen, hatte sie nicht so schnell gegen den Willen dessen, der sie so hart geschlagen, fügsam sein können. Aber gegen den Willen Gottes war nicht aufzukommen, und mit einem Mal fühlte sie Furcht, sie versündige sich und ziehe sich Strafe zu, und sie ging zum ausersehenen Platz für die Kapelle.

Nach drei Tagen kamen die Bauern und holten sich ihre Zustimmung zum Bau auf ihrem Grund und Boden, sie gab die Plätze für die Kapelle und eine Kaplanei mit Garten, und mit dieser bedingungslosen Zusage wurde die Zukunft von Elsten in eine ganz neue Sicht gerückt. Josephine schenkte dann noch das Holz für den Glockenstuhl und eine Turmuhr.

Als das große Fest der Kirchweihe durch den Hochwürdigsten Herrn Bischof von Münster mit allem Läuten, mit Fahnen und Ehrenjungfern und Vorreitern vor der geschmückten Bischofskutsche vorüber war, kam der neue Herr Kaplan zu Josephine. Als sie in der besten Stube saßen und Josephine dem Hochwürden eine Zigarre an-

Landesbibliothek Oldenburg

geboten hatte, begann er: „Also, liebe Frau Quatmann, um Ihnen im Namen aller Mitglieder unserer neuen Kapellengemeinde den Dank abzustatten, bin ich gekommen."

„Herr Kaplan, was ich getan habe, ist nicht der Rede wert," fiel sie ihm ins Wort. „Ich hatte ja Land genug für den Bauplatz, ich hatte das Holz und auch das Geld und tat nichts damit. Hoffentlich ist es jetzt zu etwas nütze." —

„Und ob — Gott wird Ihnen alles tausendfach lohnen." —

„Das wird er ja wohl," sagte sie mit einem Anflug von Bitterkeit und blickte ernst vor sich hin.

„Oh, Frau Quatmann, das ist doch gewiß", sagte der Herr Kaplan verwundert.

„Wenn man nur alles, was Gott schickt, richtig bewerten könnte. — Gott kann sehr hart gegen die Menschen sein," sprach Josephine.

Ihr schmales, blasses Gesicht schien grau und spitz zu werden, und der Herr Kaplan wurde nun auch ernst.

„Frau Quatmann, so dürfen Sie nicht sprechen. Alles ist Gottes Fügung, und Seine Wege sind ja nicht unsere Wege." —

„Leider nicht, sonst sähe es hier im Hause anders aus," seufzte sie.

Der Herr Kaplan kannte Frau Quatmann noch nicht, man hatte ihm nur von ihrer großen Wohltätigkeit erzählt. Und so sagte er so aus seinem Erlernten heraus:

„Vielleicht haben Sie früher manchmal zu wenig nach Gottes Willen gefragt und zu eigenwillig gehandelt. Dann schickt der Herr Kreuz und Leid."

Mit diesen Worten hatte er ihr Innerstes getroffen. Er wußte es nicht und betrachtete die schweigende Frau mit dem energischen Gesicht mit etwas Unbehagen. Und als eben die Turmuhr schlug, sagte er ablenkend: „Schön, daß Sie hier den Stundenschlag vom Turm hören können. Durch die Kapelle hat die ganze Gegend ihren Mittelpunkt erhalten, und der Herr wohnt nun unter Euch im Sakrament . . . Liebe Frau Quatmann, Ihre Opferfreudigkeit wird Er Ihnen tausendfach lohnen," wiederholte er nachdrücklich. Josephine saß einsilbig da mit Tränen in den Augen, und der hochwürdige Herr erhob sich, und sie begleitete ihn ehrfurchtsvoll zur Tür.

Hinterher saß sie im Lehnstuhl und grübelte. Dank? — Hatte sie Dank verdient? Mußte sie sich vielmehr nicht schämen, daß es zunächst garnicht ihr Wille gewesen war, Gutes zu tun, weil sie sich trotzig gegen Gott empört hatte? Und was war es schon groß, was sie geopfert hatte? Opfer? War das opfern, wenn man vom Überfluß gab, der einen nicht freute, mit dem die Schreiber auf der Bank mehr Kopfzerbrechen hatten als sie? Und doch, jetzt kam ihr plötzlich ein Gedanke. Wenn sie nach Gottes Willen fragte und gab, dann würde Er es doch belohnen. Nun fühlte sie im Herzen eine Wärme und neu erwachende Freude. Als sie aus ihrem Sinnen erwachte, fühlte sie sich wunderbar erleichtert und frei.

Wenn nun auch die Leute der Kapellengemeinde am Sonntag einen sehr abgekürzten Kirchweg hatten, so kam es ihnen doch schon bald zum Bewußtsein, daß hiermit noch nicht alle Wünsche erfüllt seien. Für jeden Einkauf mußten sie nach wie vor nach Cappeln, und wenn sie sonntags nach dem Hochamt noch eine Zeitlang vorm Turm beisammenstanden, dann kam ihnen der Mangel eines Wirtshauses in den Sinn. Sie überlegten, wo ein solches stehen müsse. Der ausersehene Platz gehörte natürlich, weil nahe bei der Kirche gelegen, zum Quatmannshof. Und so kam die Dreier-Abordnung eines Tages wieder zu Josephine.

Als sie wieder auf den roten Plüschsesseln unter dem segnenden Leo XIII. saßen, begann der Älteste:

„Frau Quatmann, wie hebt ja nu de Kapellen . . . Dat is us ja nu gewaltig wat wert — — — Dat is't, ja . . . Man dor fählt doch noch wat . . ." Nun kam etwas Schelmerei in die drei Gesichter. „Dat is so, wor schoelt wi na de Karktied hen?" Worauf Josephine pfiffig schmunzelte: „Ja, wat was dor dann woll bi to don?" Der Sprecher sagte bei ihrem Anblick mutig gerade heraus: „Wenn wi nu ees 'n Weertshus bauen döen?" Josephine: „O ji Mannslüe, ji kriegt bi't Bäen alltied Döst." Der Sprecher: „Wi hebt uk alle Sönndage väl to beküren . . . Ja, nu is dat so: Dat Land bi de Kapellen, wor dat Warks stahn mott, dat hört ton Hoff." Josephine war im Bilde. Ohne weitere Erklärungen abzuwarten, sagte sie:

„Ik will mi alles awerleggen." — Sie besprachen noch die Stelle, die sie vorgesehen hatten, und wollten nach einigen Tagen wiederkommen.

Nachdem Josephine sich den Platz angesehen und auch ihren Schwager Karl um Rat gefragt hatte, kamen die Männer wie-

Landesbibliothek Oldenburg

der. Und sie sagte ihnen den Platz zu. Er lag schräg gegenüber der Kapelle an der gegenüberliegenden Seite des Fahrweges. Und sie setzte hinzu: „Dat schall nich bloß Wirtschaft wäsen, dor schall uk Bäckeree un Handlung in kamen. Wi willt der alle wat van hebben. Un dat Hus baue un verpachte ik." Sofern einer im Dorfe schon Profitpläne gehabt haben mochte, mußte er sie begraben. Josephine hatte dem Herrn einen Platz zu eigen gegeben, er war ja sowieso Sein Eigentum gewesen, aber fremde Leute duldete sie nicht als Eigentümer innerhalb ihres Hofes. Als eines Tages Geschäftseröffnung in Elsten war, als vor dem neuen Hause „Wirtschaft und Handlung von Marzel Beckmann" auf einem großen Schild zu lesen war. da fühlte sich Elsten alles in allem mächtig gehoben.

Das bekannte Wort vom Fluch der bösen Tat könnte man für Elsten mit Recht in sein Gegenteil verkehren. Hier war es der Segen der guten Tat, fortzeugend Gutes zu gebären. Und dazu kam es ganz von selbst, als die Leute bei jedem Wetter zwar nicht mehr so weit wie einst, aber dafür noch durch tieferen Dreck sich zur Kapelle und und Wirtschaft nebst Handlung durchzukämpfen hatten. Es war nämlich die Zeit, als der liebe Gott beschloß, einen siebenten Schöpfungstag extra fürs Münsterland nachträglich einzulegen, indem er den Kunstdünger erfinden ließ. Zu den Milchwagen kamen die Kunstdüngerfuhren, und auch sonst hoben sich um die Jahrhundertwende Handel und Wandel, und der Weg durch Elsten und das Gehölz des Quatmannshofes zermalmte zu einem einzigen Brei, wenn schlechtes Wetter war.

Josephine konnte manchmal nur mühsam den Weg überqueren, wenn sie zum Gottesdienst ging. In ihrem praktischen Sinn tauchte öfters eine Chaussee auf, doch wartete sie die Entwicklung ab. Sie war aber sehr erfreut, als sie ihre drei Besucher wieder in ihre Küche kommen sah, rückte schnell ihr Häubchen zurecht, strich die Schürze glatt und trat ihnen mit einer stillen Vornehmheit entgegen.

„Frau Quatmann, da wären wir wieder," sagte der eine schmunzelnd. Josephine ahnte, weshalb sie gekommen waren. — „Schön", sagte sie, „kommt herein!" Auf den Plüschsesseln angelangt, machten sie nunmehr nicht viel Umstände.

„Erst wollen wir uns auch mal bedanken für alles!"

„Das habt ihr schon gut gemacht," wehrte sie ab.

„Ja, dann willt wi uk man glik seggen, worüm wi kamen sünd. — Frau Quatmann wi Elster versacket in'n Dreck."

„Dat stimmt," bekräftigte Josephine, „wi moet den Weg chaussieren." Die Männer staunten stumm ob dieser prompten Entgegnung. In dieser Pause fragte Josephine, was denn so eine Chaussee wohl kosten würde. Der, welcher das Wort geführt hatte, kramte einen Papierbogen aus der Rocktasche. Das wäre nämlich der Kostenvoranschlag, den hätten sie schon mitgebracht. Indem er ihn bedächtig auf dem Knie auseinanderfaltete, dachte Josephine eifrig nach. Was Kostenvoranschlag . . . Sie wollte die Chaussee haben und möglichst bald, und zahlen konnte und wollte sie. Die Endsumme wollte sie wissen, und als sie diese nennen hörte, nannte sie eine beträchtliche Summe, die sie beisteuern würde.

„Koent ji dor all erst mit anfangen?"

Der Kostenvoranschlag klappte zu, die Drei sagten im ersten Moment nichts, sie waren innerlich ganz überrumpelt. Dann sagte der mit dem überflüssigen Papier sichtlich bewegt:

„Frau Quatmann, wi willt use Beste daun . . . Dor koent Se sick to verlaten . . . Mit dat Geld un mit dat, wat wi der to bilegt, kamt wi all'n origen End hen."

Sie unterhielten sich dann über den Bau, und Frau Josephine äußerte, sie sollten schnell voranmachen, im nächsten Winter wollte sie schon gern trockenen Fußes zur Kapelle gehen können.

Als die Chaussee fertig war, konnte Elsten, das frischgebackene, malerisch im Wald und in einem Kranz von schönen Höfen gelegene Kirchdorf, sich neben den Dörfern der Umgegend sehen lassen.

Jahre vergingen. Josephine führte nach wie vor ihr einsames Leben. Sie trug die Lebenslast in aufrechter Haltung, wenn auch die Haarschnecken schneeweiß wurden und ihr Gesicht ein Netz von Fältchen zeigte. Als der erste Weltkrieg zu Ende ging und Not und Unsicherheit überall das Land beunruhigten, sagte ihr Neffe Georg Quatmann, der Sohn ihres verstorbenen Schwagers, immer wieder, daß sie nicht mehr allein bleiben dürfe, und daß sie nach dem Darenkamp kommen müsse. Das lehnte sie ab. Sie sei furchtlos, „an meinem Leben ist nicht viel mehr gelegen," sagte sie. —

Landesbibliothek Oldenburg

Dann müsse sie ihre Heuermannsfamilie ins Haus nehmen; das lehnte sie nicht rundweg ab, aber es blieb dabei!

„Hast du's gehört, Tante Josephine," sagte Georg ein anderes Mal, „sie haben in Kneheim zwei einsame alte Junggesellen überfallen und ermordet." Josephine nickte: „Habe ich vernommen, Georg . . . Ich bleibe trotzdem, wo ich bin . . ." Sie sah plötzlich pfiffig durch alle ihre Furchen. „Ich habe mich auch schon vorgesehen." Sie trippelte zu ihrem Geldschrank und nahm ein sorgfältig verschnürtes Päckchen heraus.

„Mach das mal offen," schmunzelte sie, „das können sie meinetwegen mitnehmen." Georg wog das Päckchen in der Hand. „Geldscheine?" stellte er überrascht fest. „Lauter Hundertmarkscheine?" Sie fielen auseinander. „Aber Tante Josephine!" rief Georg erschrocken. Nur an beiden Seiten war je ein Hundertmarkschein, dazwischen waren nur Zwanziger und Zehner.

„So'n Volk, das einen ausrauben will, das muß man gehörig anschmieren —" Georg runzelte die Stirn voll Sorge, aber die alte Dame saß entschlossen da und ohne jede Furcht.

Es waren vier Tage vergangen, da rief man den Neffen Georg nach Elsten. Seine Tante sei überfallen worden, lebe aber. Georg fand die halbe Bauerschaft vor der Tür und in der Küche schreckverstört versammelt. In der Kammer stand ein Heuermannspaar an Josephines Bett, und sie selbst saß aufgestützt im Bett und trank ihren Morgenkaffee. „Sieh, Georg, da bist du ja," begrüßte sie ihn, „es ist noch alles gut abgelaufen." — „Tante, Tante!" konnte Georg nur ausstoßen. Darauf sie: „Ja, weißt du," sie wackelte etwas überlegen mit dem Kopf, „ich fühle mich nach dieser Tasse Kaffee ganz erfrischt, ich liege nur noch ein bißchen in den Morgen hinein, weißt du, wegen der Störung in der Nacht." — Minna sagte, daß sie ihre Frau am Morgen in der unordentlichen Kammer gefunden habe, als sie wie gewöhnlich zu ihrer Dienstleistung gekommen sei. Darauf sagte die Tante, daß nun alles gut sei, und sie sollten nur ruhig an ihre Arbeit gehen. Als sie mit Georg allein war, sagte sie: „Du bist nun neugierig, wie alles gewesen ist, Georg. Paß auf, ich will es dir genau erzählen." Sie trank ihre Tasse Kaffee aus, reichte sie dem Neffen zum Wegsetzen, und dann dachte sie etwas nach. „Also," begann sie, „das war so . . . Ich hatte noch nicht geschlafen, und die Standuhr schlug zwölf in der Küche, da bumsten sie mit einem Pöntel gegen das Fensterkreuz." Sie zeigte auf das Fenster. „Du mußt mal nachher den Tischler bestellen, daß er das Fenster wieder in Ordnung macht. . . . Und dann rutschte da wer in meine Kammer, und mit einem Mal standen zwei Burschen vor meinem Bett. ‚Ihr Geld her!' sagten sie unmanierlich. Du weißt ja, darauf war ich gefaßt . . . Ich gab ihnen den Geldschrankschlüssel, und sie hatten das Päckchen sofort gefunden. Weiter kramten sie meine ganzen Papiere durcheinander . . . Da habe ich nun meine Last mit . . . Sie fanden nichts weiter, und da wurden sie böse. ‚Sie müssen doch mehr Geld haben, Sie sind doch reich,' sagten sie und hielten mir einen Revolver vor . . . ‚Ja, nun hört mal, ihr, wer hat denn viel Geld im Hause, das hat man doch auf der Bank . . .' Aber sie meinten ja wohl, daß ich noch was im Strumpf unter der Matratze hätte . . . Sie schmissen mich aus dem Bett. Das heißt, ich stieg ordentlich heraus und sagte ihnen, sie sollten sich doch beruhigen, ich hätte kein Geld mehr . . . Diese Lümmel . . . sie warfen alles aus der Bettstelle . . . ‚Macht man'n bißchen voran', sagte ich, ‚ich bin alt und friere . . .' Was meinste wohl, da warfen sie mir ein Kissen zu . . . Ich überlegte grade, ob sie mich gleich aus Wut umbringen würden, da fluchten sie und wollten weggehen . . . Da sagte ich: ‚Hier soll ich die Nacht durch sitzen, macht mir mal mein Bett . . .' Ich weiß nicht, Georg, ich hatte überhaupt keine Angst mehr . . . Die Jungens waren wohl so schlecht nicht, bloß arm und hungrig. Na, nun können sie sich ja erst mal sattessen. Ja, und was ich noch sagen wollte: Sie warfen meine Matratze noch zurecht, und dann konnte ich die Kissen ja beieinandersuchen. Ich habe das Fenster zugedrückt und bis zum Morgen ganz ruhig gelegen, das heißt: schlafen konnte ich doch nicht." — Georg blickte schwer beeindruckt zu seiner tapferen Tante hinüber, aber dann sagte er, daß er es nun aber nicht mehr dulden könne, daß sie allein im Hause wohne. Josephine machte eine abweisende Handbewegung.

„Ja, ja, Georg, darüber können wir nachher reden. Aber zuerst mußt du mal eben den Schornsteinschieber da hinten in der Ecke hochziehen." Georg bückte sich und zog. Aus dem schwarzen Loch blinkte es wie Gold und Silber. „Nimm es nur heraus, jetzt," bat die Tante. Zum Vorschein kamen alle Schmuck- und Silbersachen der Familie.

Landesbibliothek Oldenburg

Josephine sagte: „Es ist wirklich alles sozusagen programmäßig abgelaufen . . . Leg' die Sachen nur wieder in den Geldschrank! Das hätte auch noch gefehlt, daß diese Lümmel mir die Familienandenken genommen hätten." — Noch am selben Tage zog eine Heuermannsfamilie zur Herrin ins Quatmannshaus.

Jahr und Jahr verging im gleichen Schritt für Josephine. Sie lebte in äußerster Bescheidenheit. Sie fand, daß ihre einst so teuren Kleider — sie hatte stets nur die besten Stoffe genommen — für ein noch so langes Leben ausreichen könnten. War die Oberseite spiegelblank und ins Grünliche schimmernd geworden, dann wurden sie gewendet, und sie prangten wieder im tiefsten Schwarz. Ihre Stube heizte sie meist nur, wenn sie Besuch erwartete, sonst war es sparsamer, in der Küche am flammenden Herdfeuer zu sitzen. Ihre Nichten vom Darenkamp baten sie immer wieder, sich doch neue Kleider anzuschaffen, sie solle doch nicht auf das Geld sehen. Aber dann antwortete sie: „Kinder, um das Geld ist mir's nicht zu tun . . . Was soll ich noch mit neuen Kleidern . . . Meine alten sind gut genug." Wenn ihr Neffe von solchen Unterredungen hörte, dann sagte er resigniert: „Laßt sie nur, es ist da nichts zu machen . . . Sie ist eben ein weiblicher Diogenes . . . Ich bin froh, daß sie wenigstens sicher und gut, so wie sie es nun mal will, aufgehoben ist."

Bis ins hohe Alter liebte und besuchte sie die Natur. Als Georg Quatmann eines Tages in den Wald des Quatmannshofes ging, um Bäume für die sehr notwendig gewordene Durchforstung anzuzeichnen, sah er im herbstlichen Blattgeriesel in einiger Entfernung eine Frau sich bücken und Holz aufsuchen. Es war Tante Josephine in Holzschuhen, im schäbigen Rock und ein Tuch um den Kopf. Ihre große, blauleinene Schürze war schon prall vom aufgesuchten Holz. „Tante Josephine," begrüßte sie der Neffe, „guten Tag . . . Was machst du doch nun?"

„Ich suche nur Holz, damit kann man den Ofen heizen und allerhand Feuerung sparen."

„Tante, du betrübst mich ja . . . Kaufe doch Kohlen, ich bitte dich . . ."

„Georg, laß du mich nur ruhig gewähren . . . Das ist doch ganz egal, woran einer sein Vergnügen hat . . . Dies gefällt mir nun mal."

Dann ging sie hinter dem Neffen her durch ihren Wald, und jedesmal, wenn sein Beilschlag einen Baum zum Tode verurteilte, wurde sie betrübt, bis sie meinte, daß es doch nun wohl bald genug sei.

In ihren letzten Lebensjahren sah man sie, kleiner und runzeliger geworden, die Haut an Gesicht und Händen lederig, wie dunkel vom Rauch des Herdes, im Lehnstuhl sitzen, im Sommer am Herd in der großen Küche, im Winter in der warmen Stube. Die Kinder des Heuermanns liefen und spielten um sie herum. Sie war es zufrieden. Vor sechzig Jahren, nach dem großen Unglück, hatte sie lange Jahrzehnte keine Kinder ohne tiefsten Aufruhr des Herzens sehen können. Jetzt aber hatte sie meistens ein Kind auf dem Schoß, als ein sichtbares Zeichen ihrer endlichen Ergebung in den Willen Gottes.

Im Alter von 91 Jahren schlummerte sie sanft ins bessere Leben hinüber. An ihrem Begräbnistag stand sie auf ihrer leeren Diele aufgebahrt, ihr zu Häupten das Kruzifix. Reicher Kerzenschmuck erhellte die dämmerige Halle und glitt über den bunten Blumenschmuck aus ihrem Garten und über die ernsten Tannenbäume ihres Waldes. Ein großes Trauergefolge geleitete sie zum Kirchhof. Nun ruht sie in Gottes heiligem Frieden hinter dem Chor der Kapelle in einem von der dankbaren Gemeinde Elsten-Warnstedt gestifteten Grabe.

Elisabeth Reinke

Wenn Lüe een'n den Spaoß verdarwt

T' is inne Maitied. Buten is't rein to kolt; De Lüe sünd bange üm ehr Viekesbohnen.

„Och", segg Möllers Vaoder, „daor fraog ick so väl nich nao. Ich maok dor an dat Bohnenstück so'n Stubbenfüer an ün laot den Rook dör de Bohnen trecken; denn verfrüß mi nicks."

In'n Harwst fraogt üm ein':

„Segg ees, Möller, wo is di't gaohn mit de Bohnen?"

„Och, daor hebb'k nich väl Pleseer an hatt."

„Wo denn? Hes rech nien Bohnen krägen?"

„Bohnen mehr as noog. Aower de annern, de kien Füer maokt hebbt, de is uck nicks verfraoen."

Franz Morthorst

Landesbibliothek Oldenburg

Heimat und Luftbild

Mit dem Flugzeug hat die Heimatforschung ein Mittel erhalten, räumliche Anordnungen der Erscheinungen in der Landschaft bildlich festhalten zu lassen. Es ist dabei an das flächenhaft und senkrecht aufgenommene Luftbild zu denken. Zwar kristallisieren sich nicht alle einzelnen Elemente der Landschaft heraus, wohl zeigt sich aber ein Zusammenklang im Bilde der Bodenbedeckung. Einige Wissenschaftzweige, die Forstwissenschaft, die Altertumsforschung und die Bodenkunde, haben aus dieser Gegebenheit schon in aller Welt Nutzen gezogen. Beschleunigung und Verbesserung führten eine Verbilligung der zur Durchführung anstehenden Projekte herbei. Die einzelnen Wissenschaftszweige erkennen dabei die für ihre Fragestellung bedeutsamen Dinge aus dem Landschaftsbild.

Von der heimatkundlichen Sicht kann vorgeschlagen werden, durch eine eingehende Analyse aus Luftaufnahmen Erkenntnisse zu gewinnen.

Unterschied zwischen Heimatkarte und Luftbild

Das Luftbild zeigt die heimatliche Landschaft so, wie sie im Augenblick der Aufnahme beschaffen ist. Karten werden oft von mehreren Generationen benutzt. Geländeeinzelheiten, z. B. neu angepflanzte Waldstücke, Wegebeschaffenheit, werden in einzelnen Jahreszeiten und sogar zu bestimmten Tageszeiten sichtbar. Brücken und Bauwerke tragen auf Karten Einheitszeichen; Formen und Ausmaße treten nicht hervor. Im Luftbild wird ein räumlicher Eindruck gewonnen; Höhenverhältnisse deuten sich an. Unter Vergleich gestellte Luftbilder ermöglichen die Feststellung einer Landschaftsänderung. Heimatkarten lassen sich danach leicht korrigieren. Es muß allerdings das Luftbild in maßstabgerechte Größen gebracht werden, es muß „entzerrt" werden.

Aufnahmearten

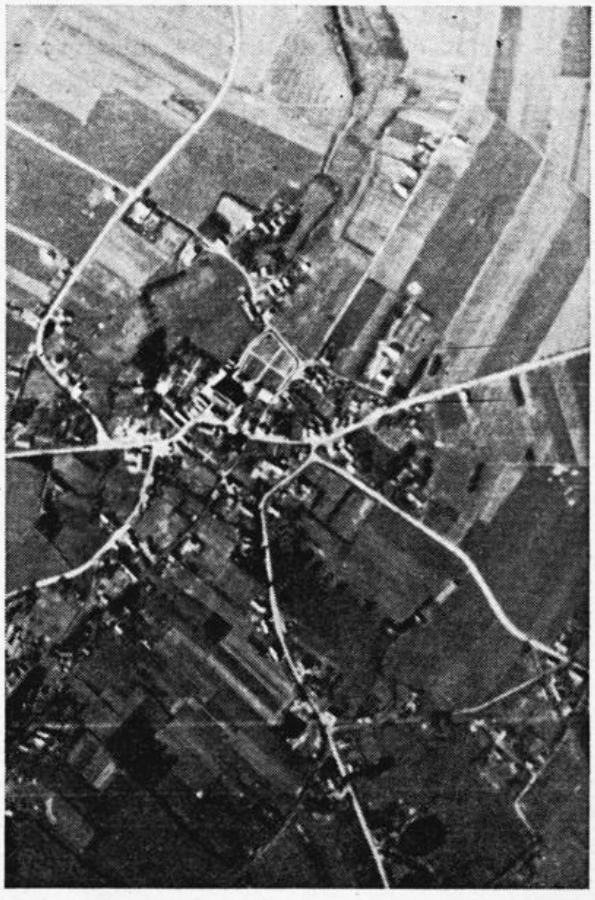
Luftbilder, deren Aufnahmerichtung nicht oder nur wenig vom Lot abweicht, nennt man senkrechte Aufnahmen. Bei ihrer Kartenähnlichkeit werden sie mehr als geneigte Aufnahmen geschätzt. Luftbilder, deren Aufnahmerichtung wesentlich vom Lot und von der Waagerechten abweichen, heißen geneigte Aufnahmen. Fast alle Luftbilder südoldenburgischer Orte sind von dieser Art.

Senkrechte Aufnahmen aus Südoldenburg

Visbek. Schattenlänge und Schattenrichtung weisen darauf hin, daß die Aufnahme aus einem Monat des Winters (lange, dunkle Schattenstriche und zahllose leere Laubbäume) und aus der Mittagszeit (Schatten nach Norden) stammt. Schon die Ortschaftsform deutet eine Altsiedlung an. Als Sammelpunkt von alten Heerwegen und Straßen tritt uns Visbek ja schon in früher Geschichte entgegen.

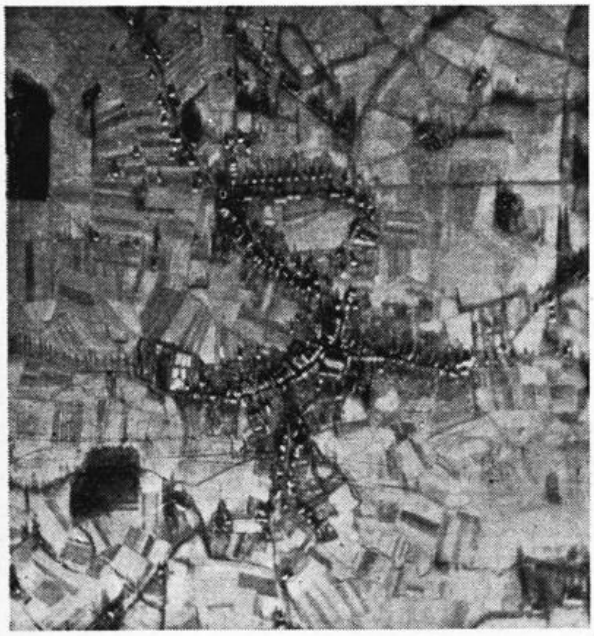
Gleichbleibende Breiten der Straßen und Chausseebäume verraten ein ausgebautes Straßennetz. Unbedeutende Wege haben verschiedene Breiten und zeigen auf der Fahrbahn Bewachsung. Die krummlinigen Straßen und das Wiesengelände am westlichen Ortsrand machen auf die Unebenheiten in den Geländeformen aufmerksam. Das Bächlein (Fließrichtung: Süd—Nord) ist im Wiesengelände nicht schwer zu erkennen.

Dinklage. — Die Aufnahme wurde ebenfalls an einem winterlichen Mittag gemacht. Das „Spinnennetz der Straßen und Wege" spricht auch bei Dinklage von einem



Visbek

Landesbibliothek Oldenburg



Dinklage

Gemeindemittelpunkt. Doch lassen die gestreckten Formen der Straßen auf eine spätere Entstehung schließen. Besonders hebt sich ein jüngerer Teil Dinklages im Norden (Bahnhofsgelände und Siedlung) deutlich ab. Mühelos lassen sich Kirche, Friedhof und einzelne Produktionsstätten der heimischen Industrie ausmachen. Auf große Unebenheiten im Geländebau deutet nichts hin; im Gegenteil, die zahllosen Windungen des Mühlenbaches (südl. von Dinklage) wollen von der fast ebenen Fläche berichten. Nadelwald (oben links) hat im allgemeinen eine gleichmäßig dunkle Farbe. Lichtere Laubwaldbestände (unten links und unten rechts) haben ihr Kleid abgeworfen, einzelne Bäume dieser Art fallen durch ihre ringförmigen Schattenbilder auf.

Siedlungsgelände südl. von Garrel (Dannenkamp)

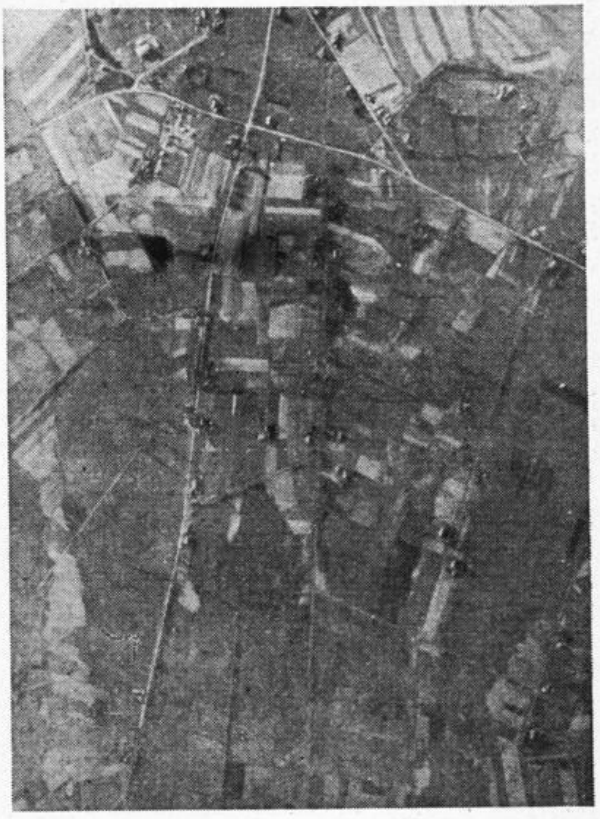
Garrel — Beim ersten Blick fallen die dunklen Schattierungen in der Mitte des Bildes auf. Es sind Schatten einzelner Wolkenfetzen. Aufnahme des Luftbildes erfolgte an einem Spätnachmittag im Frühjahr. Vergleicht man dieses Luftbild mit dem von Visbek, sticht die völlige Andersartigkeit im Ortsaufbau hervor. Die Einzelgehöfte in der Streulage verraten das geringe Alter der Ortschaft. Blockartige Feld- und Wiesenstücke liegen in der Nähe jedes Neusiedlers. Den Gegensatz dazu bilden geschlossen liegende Ackerstücke des Garreler Esches auf dem höher gelegenen Gelände (in der Nähe des Dreieck-Straßenstückes). Der Esch gehört zum Altsiedlungsgebiet des Dorfes Garrel.

Auffällig durchziehen die „geplanten" Straßen die Landschaft. Höhenunterschiede beeinflussen nicht ihre Linienführung. Auf der linken Bildseite hebt sich ein breiter Streifen mit Ackerflächen gegenüber den Wiesenstücken ab. Dort ist eine leichte Bodenerhebung, vergleichbar mit der Höhenschichtlinie eines Meßtischblattes.

Waldflächen treten nicht absonderlich hervor. Neu angepflanzte Hofbäume und vereinzelte Baumreihen gewähren einen dürftigen Windschutz.

Mit Absicht habe ich drei Luftbilder aus verschiedenen Teilen des Münsterlandes gewählt, um einige Merkmale für die Betrachtung eines heimatlichen Luftbildes daran zu zeigen. Viele Münsterländer werden einen Ort aus persönlicher Anschauung kennen und interessierende Einzelheiten genauer betrachten. Bei Unklarheiten kann eine Heimatkarte weiterhelfen. Interessanter dürfte die Betrachtungsweise werden, wenn man nach einigen Jahrzehnten die alten Luftbilder (1944/1945) mit den neuen vergleichen und die Gründe für die Landschaftswandlung aufweisen könnte. Unsere heimatliche Landschaft ändert sich von Jahr zu Jahr. Das Luftbild hält das sichtbare Wachsen und Verändern als Zeuge fest.

August Wöhrmann



Garrel

Landesbibliothek Oldenburg

Das flüssige Gold

Die eindrucksvollste Geschichte aus den Löns-Büchern meiner im Kriege verlorenen Jugendbibliothek befaßte sich mit dem flüssigen Gold, dem Erdöl, das um die Jahrhundertwende Reichtum und Unheil zugleich über niedersächsische Heidjergemeinden brachte. Mir ist, als hätte ich die Schilderung vor wenigen Tagen gelesen: jahrhundertelang fanden Heidebauern in kleinen Vertiefungen ihres Ödlandes Ansammlungen von einer dickflüssigen Ölmasse, die sie als Wagenschmiere und für Beleuchtungszwecke verwendeten und die sie auch in den Handel brachten. Eines Tages bestätigten Bohrungen, daß es sich um ausbeutungsfähige Erdölvorkommen handelte. Plötzlich war Unruhe über das abgeschiedene Heideland gekommen. Mit großem technischem Aufwand wurden zahlreiche Bohrungen in die Tiefe getrieben, man wurde fündig, die Pumpen förderten ein wertvolles Rohmaterial. Spekulanten und Industrielle wußten mit dem Zeug umzugehen und ihr Geschäft zu machen. Viele landfremde Leute kamen als Techniker, Arbeiter, Transporter usw. in die stillen Heidedörfer, und die Bauern wurden erfaßt von einer fieberhaften Gier nach dem Mammon, der ihnen als den Bodenbesitzern in nie geahnter Weise zufloß. Siedlungen entstanden, ein Wald von Masten und Gestängen, von Bohr- und Förderanlagen schoß aus dem Boden, dort, wo bisher die Heidelerche trillerte und wo der Bauer in bescheidener Zurückgezogenheit seine Schnuckenherden weiden ließ oder seinen Pflug durch den Acker zog. Der Niedergang zahlreicher Bauernfamilien, die mit dem plötzlich erworbenen Reichtum nicht umzugehen wußten, die Verfremdung einer bisher so ruhigen Heidelandschaft, die Industrialisierung mit den üblichen Begleiterscheinungen größerer Menschenansammlungen sind so eindrucksvoll geschildert, daß der jugendliche Leser eine kaum bezähmbare Abscheu gegen die Technik und ihre Folgen empfand.

Und heute? In zahlreichen Gebieten des niedersächsischen Landes fand man den kostbaren Rohstoff. Die Kraftwagen haben sich vervielfacht, und auch der Naturschutzbeauftragte bedient sich dieses Verkehrsmittels, um seine Aufgaben zeitgerecht zu lösen. Kann er sich den wirtschaftlichen Argumenten verschließen, wo er selber gezwungen ist, dem Tempo der Entwicklung zu folgen, und auch gerne die Annehmlichkeiten des technischen Fortschritts genießt? Die Produktionsziffern der Erdölförderung sind in den letzten drei Jahren auf ein unvorhergesehenes Maß gestiegen, haben uns weitgehend unabhängig vom Auslandsmarkt gemacht und helfen, die knappen Devisen zu sparen. Wir können und wollen diesen Entwicklungsgang nicht aufhalten und behindern. Aber wir können aus den Fehlschlägen der Vergangenheit lernen.

Zunächst einmal sind die Methoden der Erdölförderung in dem Sinne weiterentwikkelt worden, daß, sobald die Bohrungen abgeschlossen sind, nur noch verhältnismäßig wenig auffällige technische Einrichtungen in der Landschaft in Erscheinung treten. Es handelt sich um kleine Pumpen-Aggregate, um niedrige Ölkessel und um Leitungen, die zu den unterirdisch verlegten Pipelines hinführen. An zentralen Orten entstehen allerdings größere Ölraffinerien, die mit erheblichem Gebäude- und Großgeräteaufwand ausgestattet sind. Eine Feuerschutz-Freizone breitet sich um dieses Werk aus.

Sicherlich werden zahlreiche Anlagen dort errichtet werden müssen, wo der Natur- und Heimatfreund Kostbarkeiten der Tier- und Pflanzenwelt oder der landschaftlichen Erscheinungen erhalten möchte. Das Naturschutzgebiet „Weustenteiche" im Kreise Grafschaft Bentheim wurde z. B. ein Opfer der Erdölförderung. Gern haben wir die Zusicherung der Ölgesellschaft entgegengenommen, daß man im Rahmen des Möglichen alles für die Erhaltung der Flora und Fauna unternehmen wolle, doch sehen wir die Grenzen der Möglichkeit sehr eng gesteckt, und dem Berichte nach soll es nicht allzu gut um den Rest dieses einstmals schönen Naturschutzgebietes bestellt sein. Nun, Opfer müssen gebracht werden. Sowohl vom Naturschutz als auch von der Wirtschaft. Für die letztere dürfte das verhältnismäßig leicht zu tragen sein, denn was wir fordern ist, finanziell gesehen, nur ein ganz geringer Teil dessen, was im gesamten für die Anlage der Erdölförderung aufgewendet wird.

Wir fordern, daß die Naturschutzbehörden, und mit ihnen die Beauftragten für Naturschutz und Landschaftspflege, vom ersten Zeitpunkt der Planung in die ganzen Vorgänge der Landschaftsveränderung eingeschaltet werden. Vergleichen wir diese industrielle Planung etwa mit der Verkehrs-

Landesbibliothek Oldenburg

planung der Reichsautobahnen. Die Autobahnen setzen sich zum Ziel, mit ihren Pflanzungen und Gestaltungen kulturbringend auch in den Landschaften zu erscheinen, die durch wirtschaftliche Vorgänge ausgeräumt, verkahlt, verödet waren. Das gegenwärtige Erscheinungsbild zahlreicher Autobahnstrecken zeigt, daß dieses Ziel weitgehend erreicht wurde und daß die Kosten dafür in einem durchaus tragbaren Rahmen lagen.

So können auch die Förderungsanlagen bei rechtzeitiger Planung geschickt in die Umgebungslandschaft eingebaut werden. Man kann die technischen Werke, die für sich gesehen gar nicht häßlich zu sein brauchen, durch geschmackvolle Bepflanzung zur besseren Wirkung bringen. Der Standort der großen Ölraffinerien bedarf auch, gerade von der landschaftlichen Seite her, einer sehr sorgsamen Auswahl. Bei der Besichtigung eines solchen Werkes am Rande einer Emsland-Stadt fiel ein häßlicher Drahtzaun mit Betonpfosten auf, der das Freigelände abgrenzen sollte. Er stand hart an der Zufahrtstraße. Auf die Frage, warum man den Zaun nicht einige Meter von der Straße entfernt gebaut und nach außen hin durch eine Strauch- oder Heckenpflanzung abgedeckt habe, wurde geantwortet, daß die Mittel für eine solche Pflanzung angesichts des hohen Aufwandes für die Gesamtanlage nicht vorhanden gewesen wären. Besonders hervorgehoben wurde, daß selbst die Direktoren des Werkes sich mit Volkswagen begnügen, um auch hier Kosten einzusparen. So sehr man sich von dieser Haltung beeindrucken läßt, so kann man doch nicht umhin festzustellen, daß es in diesem Falle nicht an den mangelnden Mitteln, sondern an der fehlenden Planung gelegen hat, wenn eine solche als richtig anerkannte Pflanzung nicht angelegt wurde.

Ob es sich um diese Begründung oder um das landschaftliche Einfügen der Pumpen-, Kessel- oder Ableitungsanlagen handelt: eine planmäßige, auf alle Erfordernisse des Landschaftsraumes bedachte Gestaltung wird geeignet sein, den Eingriff in die Landschaft in tragbaren Grenzen zu halten. Die Erfordernisse der gesamten Landschaft werden sowohl von der Landesplanung wie auch von den Dienststellen für Naturschutz und Landschaftspflege wahrgenommen. An die Kreis- und Bezirksbehörden geht daher unser Aufruf, bei der Genehmigung dieser industriellen Anlagen die genannten Fachstellen einzuschalten und ihnen Gelegenheit zur Entwicklung ihrer Vorschläge zu geben. Von den Erdölgesellschaften darf erwartet werden, daß sie die Forderungen und Auflagen, die bei der Genehmigung zu stellen sind, in ihre Planung und Kalkulation einbeziehen und aus ihren Mitteln durchführen.

Was ist darüber hinaus sofort zu tun? Man sollte einem geeigneten Landschaftsgestalter die Möglichkeit geben, die vorhandenen Anlagen daraufhin zu überprüfen, wieweit sie sich der Landschaft gut einfügen oder was man zur Verbesserung des gegenwärtigen Zustandes unternehmen müßte. Das Ergebnis seiner Arbeit wären Landschaftsplanungen und Kostenermittlungen, auf Grund derer sofort die praktischen Schritte einer Pflanzung und Pflege in Angriff genommen werden könnten.

Es ist unwahrscheinlich, daß die Ölgesellschaften mit ihrem wohlsituierten überseeischen Hintergrund die Mittel: einige Tausend Märklein, zunächst für die gutachtliche Planung nicht aufbringen könnten. Würde man z. B. nur 5 Pfg. je to des geförderten Öls für diesen Zweck abzweigen, dann käme allein für das Südoldenburger Ölgebiet mit 37 Bohrungen je 5475 to Förderung pro Jahr eine Summe von 10 128,75 DM zusammen. Dafür wäre nebst der Planung schon sehr vieles praktisch durchzuführen.

Dieser Aufwand wäre in jeder Hinsicht gerechtfertigt. Denn wenn man schon die unterirdischen Schätze der Natur ausbeutet, dann darf das niemals auf Kosten der sichtbaren, uns allen gehörenden Heimatlandschaft geschehen. Vielmehr sind wir verpflichtet, einen so bescheidenen Teil unseres Gewinns anzuwenden, um allen Schäden und Nachteilen vorzubeugen oder abzuhelfen.

Gert Kragh

Bibelfest

Bi Meyers is'n Unkel to Besök. Sönndaogs geiht Unkel mit nao'r eerßen Misse.

Naoher mennt he: „Mit jou Lucht inne Karken, dat is aower man flauen Kraom. Wat in mien Gebettbook stünd, daor kunn ick mit'n bessen Willen nicks van seihn."

„Us Pastoor" — segg Meyers Vaoder — „de nimmt dat äben rein to jüst mit de Bibel."

„Wat hett dat denn mit de Bibel to doon?"

„Ja ßüh, in de Bibel steiht doch: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben."

Franz Morthorst

Landesbibliothek Oldenburg

Zum Tag des Baumes

Oft geschieht es im Leben, daß sozusagen durch Zufall — ohne vorgefaßten Plan — ein Vorgang abläuft, der erst in der Erinnerung sich als ein Ereignis von allgemeingültiger, zukunftweisender Bedeutung herausstellt. Man könnte so ein Geschehnis vielleicht als Beweis für das Außergebrauchkommen des bewußten, selbständigen Denkens in großen Zusammenhängen ansehen, müßte zugleich jedoch dankbar feststellen, daß ein gesunder Instinkt die Beteiligten zusammenführte und unbewußt das für die Zukunft Richtige tun ließ.

Solches ereignete sich an jenem Vormittag, als in Markhausen die Schulkinder der Oberklasse — anstatt in die Schule — munter zum Dorf hinaustrabten. Denn ihr Lehrer war der Ansicht, daß ein guter Schulmeister zum „Tag des Baumes" mit seinen Schülern Bäume pflanzen sollte. Das Ziel war der Mühlenberg, der sicherlich der schönste Fleck des reizvoll gelegenen Dorfes und daher unter Naturschutz gestellt ist, der nichtdestoweniger jedoch dem von Norden kommenden Besucher mit einer häßlichen, weitausladenden Sandkuhle entgegengähnt. Dort, wo ein schöngeschwungener „Knapp" vom Berg aus seine Nase als einzige Unterbrechung in die sterile Leere streckt, hatten bereits der Revierförster und zwei bewährte Waldfacharbeiter alles zur Pflanzung vorbereitet. Sind sie doch jedem von Herzen gern behilflich, dem an der Zukunft von Baum und Wald gelegen ist. Schließlich gesellte sich auch noch der Bürgermeister hinzu, weil er aus seinem Dorf das „schöne Markhausen" machen möchte und seit langem vergeblich um die Gestaltung des Mühlenbergs kämpft.

Hier erhielten die Schulkinder einmal von ihrem Förster Naturkundeunterricht: über die Baumarten der niederdeutschen Geest und ihre Wachstumsbedingungen, über das Beschneiden der Pflänzlinge, damit daraus später ein schöner Baum werde, und das Einschlämmen der Wurzeln, um dem Sämling für die Zeit des Anwachsens im trockenen Sandboden genügend Feuchtigkeit mitzugeben. Unter seinen Schülern schaute auch der Lehrer interessiert zu, denn von Fachleuten kann jeder etwas lernen. Schließlich wurde dann alles in der Praxis durchgeführt. Nach zwei bis drei Stunden hatten Forstleute und Schulkinder gemeinsam 150 Birken, 120 Lärchen, 50 Weißerlen, 25 Roteichen, 25 Ebereschen und 10 Bergkiefern fachgerecht gesetzt. Zum Schluß pflanzte der Bürgermeister eine Steineiche — gleichsam als symbolische Handlung — auf die Höhe des Knapps, gegen alle wilden Holzhacker und Landschaftsplanierer. Der Lehrer übernahm dann für alle zukünftigen Oberklassen die Pflege und den Schutz dieser Pflanzung.

Die Idee zu diesem symbolischen Schlußakt der wie selbstverständlich improvisierten „Schularbeit im Freien" entsprang einer scherzhaften Unterhaltung des Verfassers mit den Forstfachleuten und wurde nach anfänglichem Erstaunen und Zögern begeistert durchgeführt. Daraus erhellt die nicht nur für Südoldenburg charakteristische Situation, daß der heutige Mensch kaum noch ein geistiges oder seelisches Verhältnis zum Baum und zum Wald hat, die Jugend jedoch, wie alle Jungen in der Welt, noch durchaus begeisterungsfähig für Naturschönheit und empfänglich für Werte ist, die sich nicht in Kubikmeter Nutzholz oder D-Mark ausdrükken lassen. Erstaunlich ist jedoch, daß diese Entwicklung weniger bei den „entwurzelten" Großstadtmenschen, als bei einem großen Teil der heutigen bäuerlichen Bevölkerung vor sich geht. Das war bei unseren niederdeutschen Bauern — als sie noch stolz auf die mächtigen Eichen ihrer Höfe und die künstlerische Ausgestaltung ihrer Häuser waren — grundlegend anders. Den germanischen Bauern gar, die einst die „Esche" genannten ältesten Äcker der münsterländischen Dörfer angelegt haben, war der Wald heilig, er war den Göttern geweiht. Und noch vor hundert Jahren schnitzten die dörflichen Tischler und Zimmerleute in Balken, Ständer und Truhen einen meist stilisierten Baum, flankiert von Fruchtbarkeitssymbolen, etwa paarigen Vögeln, Hirschen. Dieses „Lebensbaum"-Motiv beherrscht die Ornamentik der gesamten bäuerlichen Volkskunst. Wie selbstverständlich, daß ein Bauer, dessen Beruf es ist, Pflanzen und Tieren günstige Lebensbedingungen zu schaffen, Krankheit und Sterben von ihnen fern zu halten, das Leben, d. h. das Wachsen und Gedeihen in der Natur, verehrt und verherrlicht!

Heute verrichten Maschinen einen großen Teil der bäuerlichen Arbeit, der Hof der Väter erhält immer mehr die Bedeutung eines nach Rentabilität zu bewertenden landwirtschaftlichen Produktionsbetriebes. Das

Landesbibliothek Oldenburg

Kinder bei der Belehrung auf dem Mühlenberg bei Markhausen (Photo: Dr. B. Holtmann)

kann durchaus ein Kulturfortschritt im Sinne der Schöpfung sein, wenn neben dem nüchternen Streben nach materiellem Profit auch das Gemüt das Tun und Lassen des modernen Landwirts mitbestimmt, d. h. wenn der Bauer sich bei seiner Arbeit bewußt bleibt, daß der Mensch nur ein Teil der Natur ist und nicht ihr unbeschränkter Herrscher.

Verschließen wir jedoch nicht unser Auge vor der tatsächlichen Gemütssituation, in der die heutige bäuerliche Jugend zum großen Teil heranwächst, von der ihre zukünftige Persönlichkeit geformt wird. Um sie zu charakterisieren, sollen zwei Erscheinungen, die man ähnlich überall beobachten kann, beschrieben werden.

Vom Mühlenberg gelangt man durch sanft abfallendes Wiesengelände in die schöne Talaue der Marka. Zur Zeit der ersten Eisenbahnen etwa mögen die Großväter oder Urgroßväter der jetzigen Eigentümer die Grenzen ihrer Besitzflächen mit Birkenreihen bepflanzt haben. Diese und die Wallhecken der Wege machen das Markatal zur reizvollsten Landschaft des Kreises Cloppenburg. Einer der Weidenbesitzer hatte nun die „praktische" Idee, die Stämme der sein Grundstück umrahmenden Birkenreihe in einer Höhe von etwa einem Meter vom Erdboden abzusägen und an die stehengebliebenen Baumstümpfe Stacheldraht als Einfriedigung zu nageln. Symptomatischer als diese „doppelte" Nutzung der Bäume kann kein Beispiel den Geist einer Zeit dokumentieren, der — wenn wir ihm nur unser Inneres weit genug öffnen — einmal auch in unserer „Seelenlandschaft" die von Gott in sie hineingepflanzten natürlichen Tugenden verstümmeln und mit Stacheldraht verbarrikadieren könnte, weil es eben p r a k t i s c h ist . . .

Ein anderer Vorgang weist ebenfalls die Richtung an, in der das Gefühlsleben der ländlichen Bevölkerung sich heute zu entwickeln scheint. — Die Gemeindevertretung von Markhausen hatte außerhalb der geschlossenen Ortschaft eine Anzahl gemeindeeigener Waldgrundstücke für Siedlungszwecke billig verkauft. Der Verfasser hat nun mehreren der Käufer den Vorschlag gemacht, von dem Baumbewuchs doch wenigstens die 15 bis 20 am schönsten gewachsenen und kräftigsten Bäume stehen zu lassen, entweder locker um den Gebäudeplatz herumgruppiert oder als Baumstreifen an der Nordwestgrenze, um die über die Riesenfläche des offenen Eschlandes heranbrausen-

Landesbibliothek Oldenburg

Kinder beim Pflanzen von Sämlingen
(Photo: Dr. B. Holtmann)

den Winde zu brechen und das zukünftige Hausgartenland vor Verwehung und Austrocknung zu schützen. Inzwischen sind jedoch sämtliche Neubauten auf radikal von Baum und Strauch entblößten Flächen errichtet worden. Tabula rasa! Den Gründen dieses unvernünftigen Handelns nachgehend stellte ich fest, daß man eine ratzekahl leergeputzte Fläche allgemein für viel schöner hielt! — Klar tritt neben den rationalmaterialistischen Nützlichkeitsgrundsatz als ebenso trostloses Zeitsymptom ein neues Schönheitsprinzip: als „schön" wird der Ausschnitt einer Landschaft empfunden, in dem alles natürlich Gewachsene abgeholzt und ausgerissen ist, und zwar weil die Fläche dann „sauberer, ordentlicher aussieht". Mitten auf kahler Fläche erheben sich jetzt nackt die backsteinernen oder zementverputzten Baukörper. Ach, wenn doch Mutter Natur mit ihrer milden Hand diese leblose Nacktheit mit dem tröstlichen Kleid ihrer Vegetation zudeckte! Noch eine armselige Distel oder Brennessel sind mehr als ein Nichts.

Diese kaum beachteten Gegenwartsgeschehnisse dürfen jedoch nicht gesondert betrachtet, sondern müssen in einem nicht von jedem übersehbaren, größeren Entwicklungszusammenhang gesehen werden. Je häufiger solche Erscheinungen auftreten, um so gültiger kennzeichnen sie den Geist ihrer Zeit, d. h. die Werte, die durch immer häufigere Handlungen der Menschen auch immer mehr Allgemeingültigkeit erhalten und dadurch sichere Anzeichen für die Richtung des sich wandelnden sittlichen Empfindens der Gegenwart auf zukünftige Sittengesetze hin darstellen. — Die Philosophen lehren uns, daß der freie Wille sich nur dadurch äußern, ja überhaupt zu einer Wirkung gelangen kann, daß er die menschlichen Wünsche auf Werte richtet, deren reale Verwirklichung dann erstrebt und nach Möglichkeit vollzogen wird. Die ethischen Werte als bindende Richtlinien des Handelns haben sich im Laufe der Menschheitsgeschichte dauernd gewandelt und werden sich auch in Zukunft ändern. Ein solcher ethischer Umwertungsprozeß geschieht in der menschlichen Gesellschaft, in den Handlungen Einzelner, die nach der öffentlichen Meinung mit dem gültigen Sittengesetz nicht übereinstimmen, anfänglich stillschweigend geduldet werden und nach und nach Gewohnheitsrecht erhalten.

Die augenblickliche Situation des Ethos, der als Richtlinie des Handelns gültigen Werteskala der lebenden Generation, ist dadurch gekennzeichnet, daß durch eine plötzliche Entwicklung der Technik sich dem Egoismus und Machtstreben der Menschen ungeahnte, von der Vernunft kaum noch kontrollierbare materielle Möglichkeiten boten. Nur unter diesem Blickwinkel sind auch die Gründe und Folgen der behandelten Vorgänge zu deuten.

Durch den Gegensatz von Stadt und Land — der „toten Erde" der Asphaltwüsten und Häusermeere und der weiten grünenden Landschaft — ist der Lebensraum von Pflanze und Tier für alle Zukunft bestimmt. Schon unsern Vätern in Stadt und Land war dieser Gegensatz bewußt; er erstreckte sich bis in die Witzspalten ihrer Zeitungen, wo das Motiv des Städters, der sich in der Natur nicht benehmen konnte und rücksichtslos mit seinen Zivilisationsmanieren die Landschaft verschandelte, sehr beliebt war.

Heute aber errichten die Städter ihre Neubauten nur noch inmitten von Grünanlagen und Parks und hegen ihre Sträucher und Bäume liebevoll, wenn notwendig durch Verbotsschilder und Polizeiverordnungen. Und mit leisem Unterton des Vorwurfs gegen die ländliche Bevölkerung tönen von der Stadt her Klagelieder: „Töte den Wald, und du tötest dich selbst; zerstöre die Landschaft, und du zerstörst deine Seele." (J. Kobler)

Landesbibliothek Oldenburg

Und in der Tat ist wohl keinem Lebewesen größeres Unrecht geschehen als den Bäumen, den großen Wohltätern der Menschheit, nicht zuletzt der Bauern. Denn die Fruchtbarkeit der Erde hängt von ihnen ab, weil sie die Feuchtigkeit des Bodens unterhalten. Die weise Natur hat die Wälder dazu bestimmt, daß sie eine gleichmäßige Witterung erzeugen. Nur dort, wo Felder und Wiesen von schützenden Wäldern umgeben liegen oder Baumgruppen, kleinere Gehölze und Wallhecken der Landschaft einen parkartigen Charakter verleihen, kann sich ein ausgeglichenes, fruchtbares Klima entwickeln. Dann schützt der Wald unsere Felder und Wiesen vor rauhen Stürmen, die das Erdreich forttragen, vor den Winden, die den Boden austrocknen, und vor Frost; er speichert in seinem moosigen Boden den Regen, verhindert die Versteppung des Bodens und liefert uns einen der wichtigsten Rohstoffe, das Holz. Darüber hinaus sind die Wälder als Heimat des Wildes und Erholungsstätte für Kranke und vom Alltag gehetzte Menschen uns unentbehrlich geworden. Der Baum, dieser edelmütige Aristokrat in der Pflanzenwelt ist, im wahrsten Sinne des Wortes für den Menschen und das Tier Zuflucht und Schutz, Ernährer und Lebensspender. Ein Wesen, das uns Menschen so reich beschenkt, verdient wohl unseren Schutz und unsere Pflege.

Solchen in Dichtungen und kulturellen Zeitschriften immer wieder erhobenen Mahnrufen wohnt eine verhängnisvolle Tragik inne. Denn die Menschen, die es praktisch angeht, die in der Landschaft leben und Tag für Tag mit Baum und Strauch umgehen, lesen sie nicht! Diese Gedanken sind heute vorwiegend in den romantischen Herzen naturhungriger Großstädter lebendig. So wertvoll die von einem hohen sittlichen Gefühl zeugenden Naturschutzbestrebungen auch sein mögen — entsprechen sie doch der Mentalität des deutschen Gemüts, wie sie seit Jahrhunderten aus Märchen und Volksliedern, den Werken der großen deutschen Maler, Musiker und Dichter bezeugt und überliefert ist — so sind sie doch nicht der direkt zum praktischen Erfolg führende Weg. Aus jenem örtlichen Geschehen zum „Tag des Baumes" jedoch, durch das zu Beginn zwangsläufig die Hauptfragen des überlokalen Waldschutzkomplexes aufgeworfen wurden, kristallisiert sich ebenso überzeugend auch sein Kernproblem heraus. Überraschend einfach bietet sich dort eine Lösung an, die — ohne organisatorischen Apparat und große Unkosten — zu denkbar großen Hoffnungen für die Zukunft unserer durch städtebauliche und industrielle Maßnahmen weitgehend eingeengten und entwerteten Naturlandschaft berechtigt.

Der Charakter der deutschen Landschaft als Lebensraum wird heute von drei Elementen bestimmt: den Städten und Industrieanlagen, den forstwirtschaftlich genutzten geschlossenen Waldungen und dem bäuerlich bewirtschafteten offenen Land. — Mit der Bevölkerungszunahme unseres Industriezeitalters ist der Wald in Deutschland auf die für eine landwirtschaftliche Nutzung nicht lohnenden Böden eingeschränkt worden und nimmt etwa ein Viertel der Gesamtbodenfläche ein. Sein Flächenumfang ist — von einem natürlichen Gleichgewicht in der Verteilung der Vegetationsarten aus beurteilt — so minimal, daß eine weitere Einengung des Waldareals zu schweren Schäden im Wasserhaushalt und an der Bodenkrume führen würde. Dieser Wald als Heimat der Bäume ist infolge der von der modernen Wirtschaft erzwungenen unnatürlich hohen Nutzung — durch verkürzte Umtriebe von Reinbeständen, d. h. gleichaltriger und gleichartiger Räume — nicht mehr aus eigener Kraft lebensfähig. Zur Unterhaltung solcher Wirtschaftsforsten ist ein Riesenapparat staatlicher Forstbehörden und Waldfacharbeiter erforderlich. Deshalb muß dem Baum in der offenen Landschaft ein neuer, zusätzlicher Lebensraum gewonnen werden, in dem er dasselbe Daseinsrecht besitzt wie im Wald, in dem er vor allem noch aus eigener Lebenskraft, sozusagen in „freier Wildbahn", wachsen kann und keiner anderen Hilfe bedarf, als daß man ihn anpflanzt und nicht absägt!

Somit bietet sich das Waldschutzproblem als eine zweiseitige und in ihren Teilen getrennt zu lösende Aufgabe dar: eine forstwirtschaftliche und eine landwirtschaftliche. Die eine Seite dieser Aufgabe ist Sache des Staates, der den Wald zu einem Wirtschaftsfaktor von führender Bedeutung macht, und für die er finanzielle Mittel zur Verfügung hat, über die im Staatshaushalt Rechenschaft abzulegen ist. Die andere, uns hier allein interessierende Seite des Baum- und Waldschutzes ruht auf den Schultern der bäuerlichen Bevölkerung. So selbstverständlich es auf den ersten Blick erscheinen mag, daß die Landwirtschaft hier ohne weiteres zu tatkräftiger Hilfe bereit sein wird, so fragwürdig ist dieses Helfenwollen in Wirklichkeit. Wer will heute noch säen, wo er nicht selbst ernten kann? — Die grundlegende Umwand-

Landesbibliothek Oldenburg

lung unseres Lebens durch die Erkenntnisse der Wissenschaft und die dadurch ermöglichten Errungenschaften der Technik haben die Landwirtschaft in höchstem Grade intensiviert. Sie haben die bäuerliche Arbeit erleichtert, die Erträge erhöht, gleichzeitig aber auch die Lebensauffassung des bäuerlichen Menschen rationalisiert, und zwar mit denselben Folgeerscheinungen, die das Leben der gesamten Menschheit heute bestimmen: mit einem rücksichtslosen Raubbau an den Naturschätzen und einer allgemeinen Mißachtung des Lebens. Menschen, die während zweier Weltkriege eine nicht mehr zu überbietende Entwertung des menschlichen Lebens erfahren haben, die daran gewöhnt sind, nüchtern zu registrieren, daß allein in Westdeutschland jeden Tag dreißig Menschen im Straßenverkehr ums Leben kommen, wird man schwerlich für den Gedanken erwärmen können, mit Liebe eine Pflanze zu setzen, und in der Hoffnung, daß sie dereinst die Nachkommen als kräftiger Baum erfreuen werde, Glück zu empfinden.

Den lebensverneinenden Tendenzen unserer Zeit hat sich auch das Geistes- und Gefühlsleben des Bauerntums nicht entziehen können. Im Streben nach schnellem materiellen Erfolg beurteilt man die lebendige Welt fast nur noch unter dem Gesichtspunkt des persönlichen Vorteils, Pflanze und Tier sind zu „Produktionsmitteln" geworden. — Damit stehen wir vor der nicht zu leugnenden Erkenntnis, daß alle Naturschutzbestrebungen mit einer geistigen Umwandlung des auf dem Lande lebenden Menschen zu beginnen haben. Soll gar dem Baum in der Landschaft ein neuer Lebensraum gewonnen werden, so muß die Überzeugung, daß der Mensch nur ein Teil der Natur und nicht ihr Herrscher ist, wieder zur Grundanschauung aller in der Landwirtschaft Tätigen werden.

Der Weg zum Erfolg — er ist weniger ein beschwerlicher als ein unendlich langer — liegt jetzt klar vor uns: allein unsere begeisterungsfähige Jugend ist heute noch bereit, in Pflanze und Tier ihre Geschwister und nicht bloß Sachen zu sehen, die unseretwegen da sind und mit denen man machen kann, was einem beliebt! Der Schutz von Baum und Wald muß daher bei der Erziehung der jungen, bildsamen Menschen auf dem Lande beginnen. Ihr kommt schon allein deswegen eine ausschlaggebende praktische Bedeutung zu, weil dort den Kindern das ganze Leben lang auf Schritt und Tritt die Gelegenheiten begegnen, Bäume zu pflanzen und zu pflegen, und zwar zu Hause, auf ihrem eigenen Grund und Boden, und nicht — wie bei der nach Wissen und gefühlsmäßiger Einstellung vielleicht fortschrittlicheren Stadtjugend — auf gelegentlichen Schulausflügen und Ferienwanderungen. Die inneren Beziehungen des bäuerlichen Menschen zu Baum und Wald können jedoch kaum von jener gefühlsbetonten Art sein, die der Sehnsucht des zum Fernsein von der freien Natur verurteilten Großstädters entspringt. Sie sollten auf einem tiefen Wissen der Naturgesetze beruhen und getragen sein vom Verantwortungsbewußtsein des berufenen Bauern, der nur in Generationen denkt und plant. Er weiß aus der Erfahrung vieler Geschlechter, daß die Natur immer — auch im Zeitalter der Technik — gegenüber dem Menschen, der aus Gewinnsucht ihre Gesetze mißachtet, recht behält. Für jeden Frevel an Tieren oder Pflanzen rächt sie sich, und sei es erst in der nächsten oder übernächsten Generation. Jedoch lebt in der Erinnerung auch der vom Rausch der Technisierung erfaßten bäuerlichen Menschen noch der „kategorische Imperativ" aller bäuerlichen Weisheit: Handle so, daß die Ernährung der Menschheit durch deine Arbeit am Boden für die Zukunft immer mehr gesichert sein wird! Das ist heute mehr denn je nur durch maßvolle Nutzung der von der Natur dargebotenen Schätze gewährleistet. Diese aus dem Sinn aller lebendigen Natur als göttliche Schöpfung sich erhebende Forderung wird jedoch solange nur leere Phrase oder romantisches Schlagwort zur Beschwichtigung eines schlechten Gewissens sein, als die Vernunft und das Gefühlsleben des Bauern nicht durchdrungen sind von der Ehrfurcht vor allem Leben, von Dankbarkeit für den Segen des Geernteten, von Liebe zum Geschöpf und dem Bewußtsein, daß die Welt erst durch die natürlich wachsenden Lebewesen, Pflanzen und Tiere, ihre Schönheit erhält.

Wie sehr diese Voraussetzungen heute im Schwinden begriffen sind, wurde im ersten Teil dieser Abhandlung an typischen Beispielen verdeutlicht. Das ist um so bemerkenswerter, als unser deutsches Bauerntum durchaus noch fest im Boden der christlichen Weltanschauung wurzelt, die ihrerseits über alle Konfessionen hinweg als Hauptgebot Liebe und Schutz des Lebens — und zwar nicht nur des menschlichen! — fordert.

Damit ist die kritische Situation der bäuerlichen Kultur in der heutigen „modernen" Zeit in ihren ursächlichen Zusammenhängen charakterisiert und zugleich der Weg zu

Landesbibliothek Oldenburg

Waldarbeiter. Symbolhaft recken sich die beiden Gestalten mit dem Hohlspaten und dem Kiefernsämling gegen den Abendhimmel. Die Umrißlinien leben, denn sie sind von der Arbeit gezeichnet, von der Arbeit, die Rettungsdienst ist am sterbenden deutschen Wald. (Photo: Dr. B. Holtmann)

ihrer Erneuerung gewiesen. Nur über unsere ländliche Jugend kann der Lebensbaum alter bäuerlicher Sitte als Sinnbild der geistigen Beziehungen des Menschen zum Baum, zum Wald und zu allen Naturgeschöpfen überhaupt, wieder ergrünen. Die Erzieher der zukünftigen Feld- und Waldbesitzer und der zukünftigen Eltern aller kommenden bäuerlichen Generationen aber sind die Landschullehrer. Sie nehmen eine ihnen kaum bewußte Schlüsselstellung ein. Acht wichtige Entwicklungsjahre des Kindes hindurch haben sie durch theoretischen Unterricht und praktische Übung die Wissens- und Charakterbildung in ihrer Hand und bauen den aus der Schule ins Leben Entlassenen ein autoritatives, bis ins hohe Alter hinein wirksames Weltbild. Mit Hilfe der Fachkenntnisse und Erfahrung unserer Forstleute und der ebenso aus idealen Beweggründen tätigen und hilfsbereiten Bürgermeister der Landgemeinden können sie — um zum engeren Thema zurückzukehren — den grünen Bäumen der Natur wie dem alten „Lebensbaum" den dringend notwendigen neuen Lebensraum erschließen.

Baum- und Waldschutz dürften nach diesen Überlegungen manchem in einem neuen Licht erscheinen. Seine Bedeutung in ihrer biologischen, volkswirtschaftlichen und —

Landesbibliothek Oldenburg

vor allem — geistigen Problematik als eine vornehmlich den bäuerlichen Bevölkerungsteil angehende Zukunftaufgabe herauszustellen, war das Anliegen des Verfassers. Das auf unseren Bildern festgehaltene Geschehen zeigt einen wichtigen Ausschnitt des zu gehenden Weges. Doch waren sich die handelnden Personen der umfassenden Bedeutung ihres Tuns nicht bewußt! Diese wichtige Feststellung ist der Anstoß und Angelpunkt unserer Überlegungen, damit die Zeit von einem „Tag des Baumes" bis zum anderen im folgenden Jahr nicht ungenutzt dahinfließt. Nicht aus der symbolischen Feier dieses einen Tages, sondern dem alltäglichen Lehren und Bilden der Jugend besteht der Schutz des Baumes und der Wälder.

Zum Schluß sei noch einmal des Waldes als unseres liebevollsten Wohltäters gedacht, der auch den Lehrern für die jetzt zusätzlich in der Schule zu leistende Arbeit mit einem Gegengeschenk dankt, d. h. jenen Lehrern, die ihre Tätigkeit nicht nur als berufsmäßig zu leistende Vermittlung von Wissensstoff, sondern ebensosehr als eine Charakterbildungsaufgabe ansehen. Schon bald wird der Pädagoge spüren, daß die Wohlfahrtswirkungen des Waldes sich bis in die Tiefenbereiche der menschlichen Seele erstrecken. Es mutet fast wie ein Wunder der Schöpfung an, daß jeder, der sich dem edlen und schönen Naturgeschöpf Baum freundschaftlich nähert, von ihm veredelnd beeinflußt wird. Jeder Lehrer wird oft und voller Kummer festgestellt haben, daß den Kindern einige Unsitten nicht abzugewöhnen sind, z. B. das Anzünden des trockenen Grases an Wege- und Grabenrändern oder das Ausnehmen von Vogeleiern mit dem einzigen Ziel, die schönen, zarten Gebilde auf den Boden zu werfen. Da helfen weder Mahnen und Schimpfen, noch Drohen mit dem Stock. Wenn man nicht resignierend ein Wirken des natürlichen Destruktionstriebs nach Freud annehmen will, wird man feststellen können, daß nur in wenigen Fällen bewußte Roheit für dieses verwerfliche Tun allein verantwortlich ist. Meist wird es mit der Ahnungslosigkeit Neugeborener oder der grausamen Harmlosigkeit der Primitiven ausgeführt, weil bisher überhaupt noch niemand die Kinder davon überzeugt hat, daß es außer dem Menschen auf der Erde auch noch andere Geschöpfe Gottes gibt und Tiere und Pflanzen auch unter einem anderen Blickwinkel als dem des Kaufpreises und Schlachtgewichts betrachtet werden können. Wenn Jugendliche aber schon in frühen Jahren von Eltern und Lehrern erfahren, daß diese Lebewesen durch die weise Güte der Natur dem Menschen überhaupt erst das Leben ermöglichen und darum Achtung, Liebe und Dankbarkeit verdienen, vor allem jedoch als unsere Wohltäter und darum zu unserm Nutzen immer und überall geschützt und gepflegt werden müssen, dann erklingt im kindlichen Gemüt ein Ton, der das ganze Leben hindurch bei allen Geschehnissen harmonisch oder disharmonisch mitklingen und das Handeln gefühlsmäßig beeinflussen wird. Jedes Kind empfindet ohne weiteres, daß z. B. der eine Baum imponierend mächtig, der andere reizvoll schlank und beide eigentlich recht schön aussehen, daß kein Baum dem anderen gleicht und jeder, wie der Mensch, sein eigenes Gesicht hat. Auf Grund solcher gemütbildender Eindrücke wird es kaum noch einen mit peinlicher Sauberkeit abgeholzten Platz als „schön" empfinden. Wenn aber ein Kind einmal ein Bäumchen von Herzen geliebt und mit Begeisterung gepflegt hat, wird es niemals mehr aus Langeweile oder zum Scherz ein Tier quälen oder gar Freude daran finden, Mitmenschen böswillig zu schaden.

Dieser günstige Einfluß auf die Entwicklung des Geistes- und Gemütslebens macht den Wald- und Naturschutz in der Schule zu einer ebenso leicht anzuwendenden wie psychologisch wirksamen Methode der Charakterbildung. — Mögen darum unsere Volksschullehrer und Revierförster sich in Zukunft regelmäßig und oft zusammenfinden, um gemeinsam nach einem Plan auf lange Sicht — im Schulraum wie im Freien — den ausgehagerten Boden, in dem der deutsche Idealismus einst so kräftig grünte, wieder zu befestigen, zu bepflanzen und später die langsam heranwachsende „Schonung" mit Liebe zu durchforsten.

Aus unseren Bildern spricht ein spontanes Vertrauen der Jungen und Mädchen zum Förster und seinem im Dienst ergrauten Haumeister. Zugleich wird auf ihnen augenscheinlich, wie eng doch die Berührungspunkte zwischen dem Förster als Erzieher und Pfleger von Baum und Wald und dem Pädagogen als dem Bildner und Hüter des kindlichen Gemüts und Geistes sind. Diese Gemeinsamkeit spiegelt sich noch in der Fachsprache des Forstmannes, wenn er von einer „Baumschule" und einer „Kiefernjugend" spricht, als säße er bereits mit dem Lehrer im selben Schiff, um gegen den mächtig heranstürmenden Ungeist unserer Zeit anzusteuern.

Bernard Holtmann

Landesbibliothek Oldenburg

Zur Maienzeit in den Dwergter Forsten

Nach einer kilometerlangen Fahrt durch ein Spalier von „Braohm un Barken" verlassen wir die Friesoyther Straße. Es geht südwärts, auf die Soeste zu. Fichten zur Rechten, Birken zur Linken flankieren die schmale Abzweigung; es ist schwer zu sagen, welche Seite das Frühlingserlebnis stärker fördert. An den Wald schließt sich ein welliges Heidegelände an; die jungen Kiefernpflänzlinge ziehen sich in hellen Rillen durch den dunklen Untergrund. Eine wenige Meter hohe Erhebung bietet eine überraschend schöne Aussicht. In unregelmäßiger Staffelung senkt sich das Gelände zur Soeste hin; jenseits türmen sich hinter einer Schürze aus hellen Birken die großen Nadelwälder. Auf der kleinen Soestebrücke muß man etwas verweilen. Hier genießt man ein Wiesenbild, wie es in den Bilderbüchern steht. Die Fläche im saftigen Grün, mit Wiesenschaumkraut und Hahnenfuß übersät. In regellosen Windungen, zwischen unterspülten Ufern schlängelt der Bach sich hin, an den Knickstellen von alten, krausen Erlen überschattet. Dieses Wiesenstück könnte tatsächlich als Vorbild gedient haben für einige Gemälde von Matthäus Schiestl. Nur noch einige hundert Meter, und der hohe Wald ist erreicht. Was der „biotopisch" denkende Wandersmann erwartet hatte, tritt programmgerecht ein. Die Stimmen am Wege werden abgelöst durch die Stimmen im Walde. Von Lerchen und Kiebitzen ist nichts mehr zu hören; hier haben die Spechte und Drosseln das Kommando, kräftig unterstützt von Kuckucks und Bussarden. Wer will das Innere des Maiwaldes schildern? Die ganze Herrlichkeit, die der Lenz in wenigen Wochen hervorgelockt hat?

Welch mannigfache Abstufung der Farben vom hellen Grün der Birken und Lärchen bis zum tiefen Dunkel der Kiefernkulissen! Selbst das öde Sumpfstück am Wege wurde durch zahllose Wollgrasflocken gleichsam in einen Sternenhimmel verwandelt. Eben trifft ein kurzer Guß echten Mairegens den Wald. Kaum ist er verrauscht, da verbreiten die Birken über alle Wege und Pfade ihr köstliches Aroma. Ein wenig abseits vom Weg zieht sich ein schmaler Wasserlauf hin. Es ist ein winziges Wässerlein; aber hier im Innern der Forsten wirkt es mit schöpferischer Macht. An seinen Ufern fühlt man sich wie „im schönsten Wiesengrunde". Kein Wunder, daß die saftigen Matten immer wieder das Rehwild anlocken. An einem Punkt öffnet dieser kleine Graben sogar einen der großartigsten Durchblicke im ganzen Revier. Typisch sind für den Dwergter Wald die zahllosen Dünen. Sie unterscheiden diese Forsten auch so bedeutsam vom Baumweg. Manche von ihnen sind haushoch. Man besteigt am besten solche Dünen, die am Rande einer ausgedehnten Schonung liegen. Die Aussicht ist verblüffend. Im Grunde, über ein Meer von kleineren Hügeln hin, erstrecken sich die Kiefernpflanzungen, Hunderte von Metern weit. Die gewaltigen Kahlschläge und Brandschäden nach dem Kriege sind damals tief bedauert und betrauert worden; aber dieses frische Leben in den ausgebreiteten Pflanzungen erweckt doch eine ganz besondere Freude. Erwähnen muß man auf jeden Fall noch die wunderschönen Moosarten, die hier den Waldboden zieren. Wer weiß, wie sie alle heißen? Wenn ein sanfter Sonnenstrahl über eine lichtere Waldstelle oder einen Dünenhang gleitet, dann ist man wirklich erstaunt über die Farbenpracht dieses Teppichs. Ein prächtiger Schmuck würde dem großen Walde fehlen, wenn die Moose nicht wären.

Immer noch preisen die Wanderlieder die Herrlichkeit des Waldes. Die Lieder werden nach wie vor mit Eifer gesungen; aber das Wandern ist so ziemlich aus der Mode gekommen, auch bei unserer Jugend, ganz im Gegensatz zur Zeit nach dem ersten Weltkrieg, die überall die Gruppen des „Wandervogels" und des „Quickborn" hervorsprießen ließ. Durch diesen Verzicht auf das Wandern verlieren die Menschen mehr als sie ahnen. Der Wald hat von seinem Zauber nichts eingebüßt. Wenn bei den Anlagen der Wälder auch noch so viel Berechnung und Zweckdenken mitspricht, die Einwirkung auf die Kräfte des Gemüts und Erlebens bleibt unverkürzt. Wer sich dieser Einwirkung aussetzen will, der mache nur einen Versuch. Er wird feststellen, daß der Wald auch heute noch die gleiche erfrischende und erhebende Macht besitzt wie in jenen Zeiten, als unsere Poeten und Komponisten und Maler in zahlreichen Werken die Wunder des Waldes feierten.

Franz Morthorst

Landesbibliothek Oldenburg

STUMMEL

Er heißt Stummel und ist ein Jagdterrier. Man kann nicht sagen, daß er von altem Adel ist, denn die ganze Rasse ist neu und hat etwas Prolet'sches, Unverbrauchtes und sieht auch gar nicht nach Jagdhund aus. Für diejenigen, die sich unter einem Jagdterrier nichts vorstellen können, gebe ich ein Signalement: Rauhhaariger Terrierrumpf mit etwas zu kurzem Rücken und hohen, flinken Läufen, Dackelkopf, aber beileibe keine Behänge, sondern überklappende Stehohren, der ganze Kerl schwarz wie Lack mit braunen Abzeichen und koupierter Stummelrute.

Das soll nun ein Jagdhund sein!

Ungehorsam wie ein Teckel, flink wie ein Teufel, frech wie ein Fixköter, drollig wie ein Clown und mutig wie ein Berserker, doch davon will ich erzählen.

Da klingelt also das Telefon am 25. November 1952 auf dem Forstamt um 10 Uhr. Nämlich — Bauer Soundso sagt durch, daß er im Mondlicht einen Keiler angeschweißt hat, einen Keiler, wie ein Klavier. Der Keiler ist noch durch zwei fremde Reviere hindurch und in die Staatsforst hinein, das wollte er nur sagen.

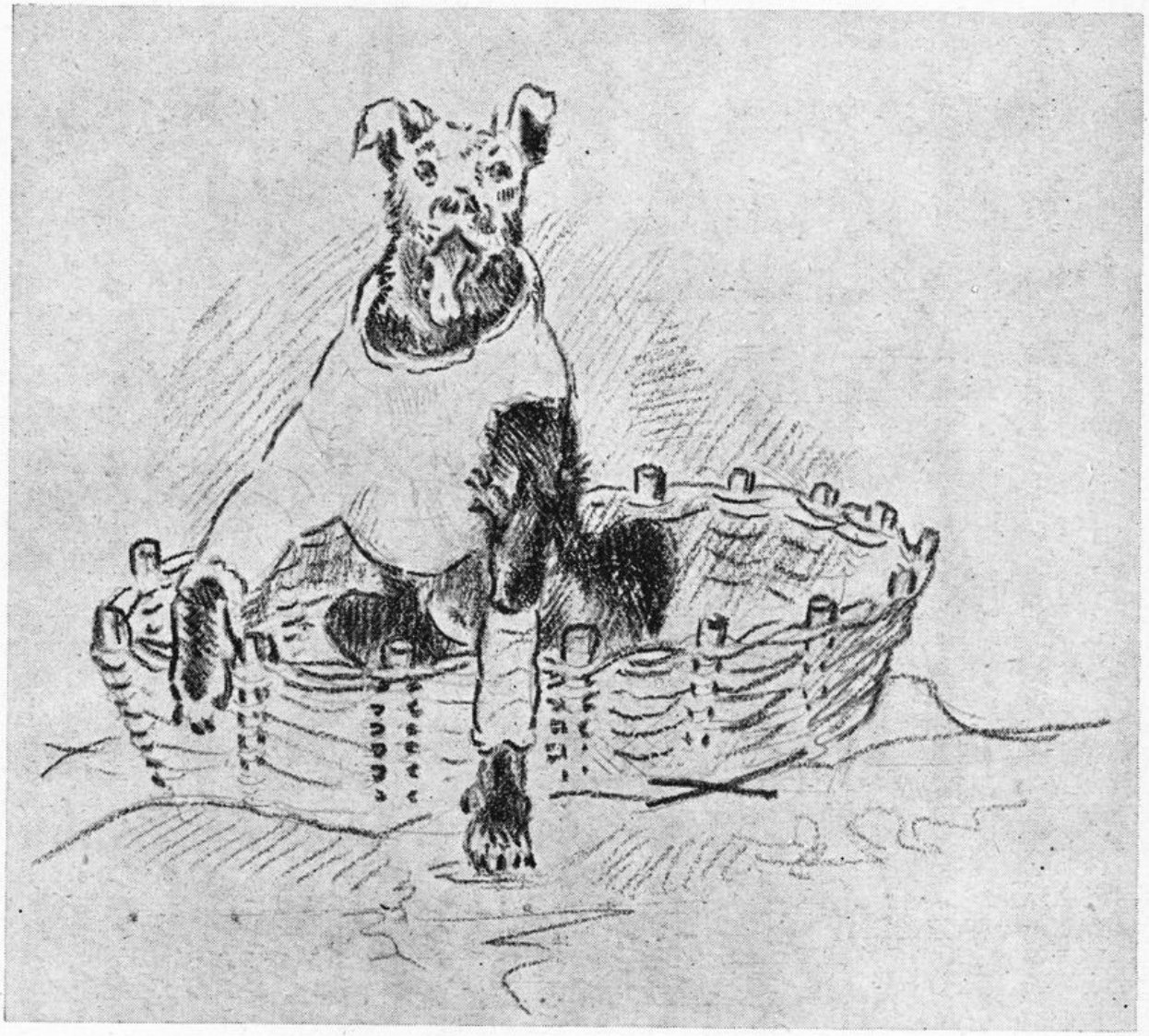
Also Alarm — eine Handvoll Büchsen zusammengerafft, und natürlich Stummel. Der Forstmeister holt Stummel mit seinem Herrn ab, und Frauchen kommt auch mit. Stummel weiß sofort, was los ist, und jault und piept auf der ganzen Fahrt vor Erregung.

Landesbibliothek Oldenburg

Auf dem Grenzweg steht im Sand die Wundfährte. Ein Keiler wie ein „Klavier" ist es ja nun gerade nicht, sondern höchstens ein zweijähriger, ein Hosenflicker, wie der Jäger sagt, setzt nur drei Läufe auf und schweißt nicht mehr. So steht die Fährte in eine bürstendichte Fichtendickung hinein. Schicke ich da die beiden Holzhauer durch, so kann es leicht Knochensplitter geben, also kann keiner helfen, außer Stummel. — Endlich ruft das Horn, daß alle Schützen auf ihren Ständen sind, und Stummel verschwindet auf der Fährte mit einem Jauchzen in der Dickung. Drei Minuten vergehen, da keift es in der Fichtenbürste tief drinnen, und dann ertönt ein langes, quietschendes Klagen.

Da haben wir die Geschichte! Wenn das nur gut geht! Es folgt eine beklemmende Stille. Doch dann kläfft es wieder wütend ein Stück weiter fort — und wieder das Klagen, und noch einmal dasselbe. Tapferer kleiner Kerl, nun ist er wohl endgültig still. Da — auf der anderen Seite —

Landesbibliothek Oldenburg



„bautz" und noch einmal „bautz", und Hornruf „Sau tot!". Also hat er ihn doch hinausgeteufelt, den Keiler. Da liegt die Sau auf dem braunen Eichenlaub, aber wo ist Stummel? Rufen und Pfeifen, Suchen und Locken! „Stummelchen, Stummel, ei wo ist denn der Hund, wo ist er denn?" eine halbe Stunde lang. Endlich erscheint mühsam eine kleine, jämmerliche Hundegestalt auf dem Wege und bleibt schwankend stehen. Ja, Stummel, so geht es, wenn man den Keiler von vorn anpackt. Klatsch, klatsch, blitzschnelle Hiebe mit den scharfen Waffen, und da haben wir die Bescherung. Der Hals ist aufgeschlagen von der Brust bis zum Kiefer. Die Backe klafft, und ein Ohr baumelt, und die linke Flanke ist aufgerissen, daß das Gescheide freiliegt. Armer, tapferer Stummel!

Drei Stunden hat der Doktor genäht, fünf Stunden hat Frauchen Wache gehalten, daß Stummel still liegt, aber am nächsten Morgen lebte er noch, und nach zwei Tagen ging er in den Garten ans Bäumchen. Nach acht Tagen riß er zu Hause aus und lief seinem Herrn ins Revier nach, und nach vierzehn Tagen war er wieder frech. Darum kam er auch mit, als am 10. Januar bei Schnee ein Keiler in einer kleinen Dickung eingekreist war. Da konnte es gar nicht lange dauern, und schon knallte es auf der Westseite. Aber dann wurde gerufen: „Achtung, Sau geht zurück!", und dann war es wieder so weit. Es ist nicht viel mit dem Satz: „Durch Schaden wird man klug." Dabei machte der Dackel es richtig vor. Immer verbellen, aber nicht zu dicht heran. Der Keiler blies und wetzte das Gewaff unter einer Mantelfichte.

Nichts für Stummels Temperament ist das Gekläffe, davon kommt der schwarze Bursche nicht ins Laufen. Also ran! Mitten ins Gebrech, und au, au, au, da hatte er wieder eins weg. Aber der Keiler wurde flüchtig,

Landesbibliothek Oldenburg

ich konnte es am Schießen hören, wo die Jagd hinging. Vier, fünf Schüsse und immer noch weiter, und da sah ich ihn auf 300 Meter in eine große Dickung flitzen. Schlumpschützen alle miteinander! und dann kam Stummel auf der Fährte nach auf drei Läufen. Aber schon gab er Standlaut in der Dickung, doch ehe ich heran war, klagte der Hund lang und herzzerreißend, und weiter ging die Jagd. Da geht der Keiler wankend durch das Altholz ab, jetzt ist der Teckel dahinter, vorbei an einem Schützen. Bautz, bautz, bautz, nun ist der Drilling leergeschossen, vorbei. Noch zwei Schüsse, da stellt sich die Sau, und nun kommt Stummel nach, aber der rechte Vorderlauf schlenkert in der Luft.

Also greift er auf drei Läufen an, da fällt endlich der Fangschuß, und Stummel faßt den bösen Feind am Teller und hängt knurrend und keuchend festgebissen und hat gesiegt.

Der linke Vorderlauf ist ihm der Länge nach aufgeschlitzt, der rechte unter dem Ellenbogen gebrochen, aber als ich Stummel aufheben will, schnappt er nach meiner Hand, denn das war s e i n Keiler, und Frauchen mußte kommen und ihn abnehmen. Den Gipsverband hat er zernagt, er ist auch zu früh aufgestanden, und nun ist der rechte Vorderlauf kürzer und schief angeheilt. Das stört ihn gar nicht, auf Äußeres legt er selbst keinen Wert, und er hat bei der letzten Saujagd im Februar schon wieder mitgemacht.

Ob er nun klug geworden ist?

Er sieht wirklich nicht wie ein Jagdhund aus, aber ich meine, er ist doch einer. Oder etwa nicht?

W a l t e r H u l v e r s c h e i d t

Mein Seeadler

An einem wässerig kalten aber windstillen Spätnachmittag im November 1932 ging ich durch das Haverbecker Moor, einen Teil der großen Niederung nördlich vom Dümmer. Die Wege waren quatschnaß und aufgequollen wie ein Schwamm. Das Weidevieh war längst abgetrieben und das letzte Fuder Torf heimgeholt. In diese Stille zogen nun allabendlich zahllose Gäste vom Dümmer, große Scharen Wildenten, die sich auf der Hunte oder den überschwemmten Moorwiesen niederließen. Sobald die ersten Wildgänse eingetroffen waren, zogen auch diese mit lautem Gekrakel Abend für Abend in die großen, stillen Moore. An diesem Abend aber traf ich einen Gast, der mein Sinnen und Denken für einige Tage fast ausschließlich beschäftigte, einen Seeadler. Als ich auf meiner Wanderung zufällig an einem breiten Weidenbusch haltmachte und meinen Blick nach Süden wendete, wo unter kaltem Nebel der Dümmer lag, gewahrte ich einen gewaltigen Vogel, der niedrig über das Moor streichend auf mich zukam. Der Vogel war so groß, daß ich tatsächlich im ersten Augenblick fast vor ihm erschrak. Da ich in meinem grünen Lodenmantel an dem Weidengestrüpp gut gedeckt stand und langsam in die Knie gehen konnte, sah mich der Vogel nicht und so kam ich zu der eindrucksvollsten Naturbeobachtung meines Lebens. Durch mein gutes Fernrohr konnte ich alle Teile des Vogels und seine Bewegungen erkennen, seinen langen hellen Kopf mit dem breiten hellen Schnabel, das gelbliche Braun seines Gefieders und vor allen Dingen die gewaltigen, breiten Schwingen. Die Schwungfedern am Ende der Flügel spreizten sich wie die Finger der menschlichen Hand. Was mir am meisten auffiel war, daß der Vogel einen weißen Schwanz hatte. Daß es sich um einen Seeadler (Haliaêtus albicilla) handelte, erkannte ich sofort. Dieser stolze und kühne Vertreter des Raubvogelgeschlechts erscheint ab und zu am Dümmer. Wie oft hatte ich mich auf die Nachricht, daß am Dümmer ein Seeadler aufgetaucht sei, bemüht, einmal einem solchen zu begegnen. Und nun wurde mein Wunsch unverhofft Wirklichkeit, ein Adler unter heimatlichem Himmel. Solange ich den Vogel sehen konnte, er flog etwa 50 m vor mir über meinen Weg nach Norden, ließ ich ihn keinen Augenblick aus dem Glase kommen. Was mir besonders auffiel, war, daß er trotz seiner wuchtigen Größe durchaus keinen königlichen Eindruck machte, sondern in seinen Bewegungen eher schwerfällig erschien. Der Vogel flog dann von unten in einen räumigen alten Birkenbestand des Bauern Brokamp-Menke aus Haverbeck, stieg im Bestand selbst etwas hoch und war endgültig meinen Blicken entschwunden. Er wollte dort sicher die Nacht verbringen, da es ihm am Dümmer selbst wohl an passenden starken Schlafbäumen fehlte. — Ich habe noch lange an derselben

Landesbibliothek Oldenburg

„Seeadler" vom Dümmer (Photo: Schomaker, Langenteilen)

Landesbibliothek Oldenburg

Stelle gestanden und alle Einzelheiten meiner Beobachtung wieder überdacht. — Auch am Abend und am folgenden Tage waren meine Gedanken immer wieder bei „meinem" Seeadler. Im stillen hoffte ich, daß er noch öfter diesen Schlafplatz aufsuchen würde. Ich überlegte auch, ob es nicht möglich wäre, in dem Birkenwäldchen ein Versteck für weitere Beobachtungen zu bauen. — Am dritten Tage, einem Montag, sollte ich dann wieder mit meinem Adler zusammentreffen, wenn auch in ganz anderer Weise, als ich es mir ausgemalt hatte. — Es war schon spät, gegen 21.30 Uhr, als unser Hund heftig anschlug. Meine Frau machte mich darauf aufmerksam, daß jemand an der Seitentür des Hauses sei. Als ich aufmachte, kam ein bekannter Dümmerjäger herein und sagte: „Ick wull jau woll watt bringen!" Unter dem Arm trug er ein mächtiges Paket, unordentlich aus grauem Packpapier zusammengefügt. Der Mann trat ins Licht der Küche, legte sein Paket auf den Tisch, und, nachdem er allerhand Bindfäden entwirrt und das Papier auseinandergeschlagen hatte, lag vor mir mein Seeadler — tot. Der linke mächtige Flügel hing wie abgeschossen über die Tischkante weg bis an den Fußboden und aus dem mächtigen Hakenschnabel quoll wässeriges Blut. War das ein Wiedersehen! Als ich so unverhofft vor dem großen toten Vogel stand, wurde mir ganz eigenartig zumute. Auch meine Frau, die neben mir stand, und der Jäger sagten kein Wort. Wir schauten uns nur fragend an. Wir fühlten in diesem Augenblick, daß wir vor einem unersetzlichen, zerstörten Naturdenkmal standen. — Es gibt oben im Norden immer noch einige Seeadler; vor wenigen Jahren brüteten in Pommern und Mecklenburg noch einige Paare. (Bengt Berg erzählt uns in seinem mit wunderbaren Nahaufnahmen ausgezeichneten Werk „Die letzten Adler" von diesen.) Jeden Herbst werden die urtümlichen Vögel von einer unbändigen Wanderlust erfaßt und fliegen über Land und Meer, über große Teile der Welt. Und jedes Jahr bleibt der eine oder andere Adler zurück, so wie der, der jetzt tot vor uns lag. So wird die Welt immer ärmer. Einmal fiel in unserer Heimat der letzte Wolf, einmal der letzte Schwarzstorch, die letzte Wildkatze und der Kolkrabe. Und sind wir nicht zur Zeit am Werk, die letzten Eulen auf unseren Bauernhöfen zu vernichten?

Unser Dümmerjäger war an diesem Abend kurz vor der Dämmerung mit dem Fahrrad an den Dümmer gefahren. Unweit der Landstraße Damme—Lembruch war er an den Schilfgürtel herangetreten, um dort auf Enten zu passen, die allabendlich vom Dümmer ins Moor streichen. Nach Eintritt der Dunkelheit hatte sich unser Jägersmann dann wieder auf sein Fahrrad geschwungen, um heimzukommen. Nach wenigen 100 m Fahrt sah er seitlich von sich eine Bewegung und gewahrte dann einen mächtigen Vogel im Straßengraben stehend. Der linke Flügel hing verdreht, wie abgeschossen, herunter, so daß die lichte Unterseite nach oben stand. Als unser Jäger einige Schritte auf den mächtigen Vogel zutrat, versuchte er noch, einen Fluchtversuch zu machen. Um ihn von den Qualen einer offensichtlich vorliegenden Verletzung zu erlösen, trat der Schütze etwa 20 m zurück und gab ihm den Gnadenschuß. Langsam kippte der schwere Körper zur Seite, der Vogel schlug noch ein paarmal mit den Flügeln und war dann tot. Der Adler war gegen die feinen Drähte der Fernsprechleitung geflogen, die sich dort unter dem Geäst starker Straßenbirken hinziehen, als er wieder wie drei Tage vorher auf dem Weg zu seinem Schlafplatz im Haverbecker Moor war. Ein ganzes Büschel Federn hing noch am folgenden Mittag, als ich am Schauplatz dieser Tragödie weilte, in den tückischen dünnen Drähten. — Der Seeadler, es handelte sich um ein altes Weibchen, hatte 2,40 m Flügelspannung. — Ich habe dann den Vogel an einen Tierpräparator in Hannover geschickt. — Nach etwa drei Wochen war er wieder da und steht nun schon über 20 Jahre in einem Glasschrank im Flur der Dammer Schule. Viele hundert Male bin ich seitdem an ihm vorübergegangen an guten und an bösen Tagen. Es ist aber noch nicht vorgekommen, daß ich an ihm vorbeiging, ohne ihn wenigstens kurz anzuschauen. Wir hatten uns gekannt, als er noch lebte, ich wußte um seinen tragischen Tod, und mir ist heute noch so, als wenn wir stets gute Freunde gewesen wären.

Heinrich Schürmann

„Hett all noch good gaohn."

„Mein Gott, Annao, is dat waohr, dat jou Jan van'n Balken fullen is?"

„Jao, dat stimmt, Jenne. Is aower bäter afflopen, as wi eers dachten. He hett woll dat lünke Been braoken, aower de Hölsken sünd beide heel bläwen."

Franz Morthorst

Landesbibliothek Oldenburg

Aus dem Leben unserer Fledermäuse

„Kiek, dor flegt wedder disse gräsigen Flattermüs. Good, dat ick'n Dook um'n Kopp hebb! De schöllt sick een'n ja int Haar setten. I gitt, i gitt, wat giff dat ok all!" ruft Grete und drängt sich näher an ihren Jan, der sich das gern gefallen läßt. Ihm sind die Tiere auch nicht ganz geheuer, die so lautlos wie schwarze Schatten über den Weg dahinhuschen, im Dunkel der Bäume verschwinden und sich dann wieder scharf umrissen gegen den Sternenhimmel abheben in ihrem sonderbaren Flugbild. Wo kommen sie nur her? Bei Tage kriegt man sie doch gar nicht zu sehen, und nun schwirren wohl zwanzig und mehr über den Wegen und zwischen den Bäumen des Dorfes in ihrem eigentümlichen Zickzackflug hin und her.

Der Küster weiß es wohl, aber er redet nicht viel davon. Ihn stören sie nicht, wenn sie tagsüber in dem Dachstuhl über dem Kirchengewölbe hängen, ganz hoch oben unter dem First. Man erkennt sie erst, wenn die Augen sich an das Dämmerlicht gewöhnt haben. Da hängen sie an den Sparren und obersten Dachlatten kopfabwärts, mit den Hinterfüßen angekrallt, und zwitschern und zetern und zirpen mit feinen, aber scharfen Stimmchen. — Einmal hat er eine gegriffen. Es war wohl eine junge gewesen, die zu fliegen versucht hatte und dann ermüdet auf dem Gewölbe liegen geblieben war. Die hatte ihn bös in den Finger gebissen, so daß acht kleine Blutstropfen hinterher von den nadelspitzen Zähnen zeugten, die gleich durch die Haut hindurchgedrungen waren. Seitdem faßte er sie nicht wieder an. Aber wenn er seiner Frau einmal einen Gefallen tun will, bringt er ihr in einer alten Konservendose von dem Fledermauskot mit, der das ganze Gewölbe entlang unter dem First liegt, je ein Häufchen unter jedem Sparrengiebel. Sie streut die kleinen, glänzend schwarzen, mausekotähnlichen Krümel an ihre Topfblumen, und mit ihrer Hilfe versteht sie sie so prächtig immer wieder zur Blüte zu bringen wie keine ihrer Nachbarinnen.

Dort oben unterm Kirchendach finden sich die Fledermäuse alljährlich Anfang Mai zusammen. Sie gehören der bei uns häufigsten Art an, der Spätfliegenden Fledermaus. Sie haben ihren Namen daher, daß sie sich erst bei vorgeschrittener Dämmerung durch die Lücken zwischen den alten Dachpfannen hervordrängen zum nächtlichen Jagdflug auf all die fetten Maikäfer und großen und kleinen Nachtschmetterlinge, die um diese Zeit ihre Eier der Erde beziehungsweise den saftig grünen Blättern des jungen Frühjahrs anvertrauen. Dann zickzacken sie niedrig zwischen den Häusern und den Obstbäumen der Gärten dahin, verhältnismäßig langsam und schwerfällig, aber mit plötzlichen Wendungen, gleichsam in der Luft hakenschlagend. Dabei stoßen sie mit geöffnetem Mund dauernd Schreie aus, die weit über dem menschlichen Hörvermögen liegen. Nach deren von den Gegenständen ringsum zurückgeworfenen und mit dem sehr empfindlichen Ohr

Spätfliegende Fledermaus
(Eptesicus serotinus)
(Photo: H. Havekost, Sept. 1935)

Landesbibliothek Oldenburg

aufgenommenen Schallwellen finden sie ihren Weg. Durch Versuche hat man festgestellt, daß diese Ortung nach dem Echoprinzip so ausgezeichnet arbeitet, daß die Fledermaus auf diese Weise ein sehr genaues Bild von ihrer Umwelt erhält, z. B. eine rauhe von einer glatten Oberfläche unterscheidet und auch eine auf einem Blatt sitzende Raupe erkennt. In gleicher Weise ruft sie auch ihre in der Luft schwirrenden Beutetiere an und verfolgt und gewinnt sie mit Hilfe der Echopeilung. Sie sieht förmlich mit den Ohren; denn die sehr kleinen und schwachen Augen können Lichteindrücke nur ganz unvollkommen aufnehmen, so daß sie sich auch bei Tagesflügen auf ihr Ohr verläßt und nicht auf das Auge.

In den lauen Sommernächten mit ihrem Insektenreichtum ist nach ein bis zwei Flugstunden Jagdzeit bereits der Fledermausmagen gefüllt, und die Tiere verdauen erst einmal, in Ruhe in einem Versteck hängend. Zur Zeit der Morgendämmerung versorgen sie sich auf einem zweiten Jagdflug für den langen kommenden Tag, den sie hoch oben unter dem First des Kirchendachs verbringen.

Dort oben, wo sich durch die rechtwinklig auf das Kirchendach herniederbrennenden Sonnenstrahlen die Wärme wie in einem Brutofen staut, dort ist ihnen wohl; da hängen sie neben- und übereinander im Gebälk, kriechen in die engen Zwischenräume der hundertjährigen, ineinander verzapften, durch Frost und Hitze, Trockenheit und Feuchte auseinandergequollenen, aber immer noch fest aneinanderhaltenden eichenen Sparren. Dort gebären sie ihr eines Junges, das gleich am mütterlichen Körper hinaufkriecht und sich mit seinem Milchgebiß an einer der beiden Brustwarzen festbeißt, während sich die schon recht kräftigen Füße und Daumenkrallen im Fell verankern; denn die Weibchen nehmen ihr Junges in den ersten zwei bis drei Wochen mit auf den Beuteflug. Ist es größer, dann kriecht es selbständig umher und sucht den mütterlichen Nahrungsquell nur noch zum Saugen auf, bleibt auch während des Beutefluges der Mutter „zu Haus". So wachsen die Jungen langsam heran und sind nach etwa zwei Monaten selbständig.

Diese Sommerquartiere beherbergen nur Weibchen, die dort ihre Jungen zur Welt bringen. Es sind regelrechte „Wochenstuben". Die alten Männchen hängen während der Zeit tagsüber einzeln in irgendwelchen sonstigen Verstecken, hohlen Bäumen, Mauerritzen o. ä. und kümmern sich auch während des Jagdflugs nicht um die Weibchen. Das ändert sich erst im Herbst, wenn die Jungen ausgewachsen sind und der mütterlichen Betreuung nicht mehr bedürfen. Dann werden die Wochenstuben verlassen.

Als Winterschlafplatz sucht sich jede Spätfliegende Fledermaus einzeln ein Versteck, in dem sie hängend oder auch liegend, je nach Beschaffenheit des Quartiers, den Winter verbringt. Diese Plätze sind schwer zu finden, da das Tier während des Winters keine Nahrung zu sich nimmt und dementsprechend auch kein Kot ausgeschieden wird, der im Sommer immer das sichere Leitzeichen für ihr Vorhandensein ist.

Nun noch einige Worte zu der Scheu ängstlicher Naturen vor den Fledermäusen: Es ist natürlich Unsinn, daß sie sich den Frauen ins Haar setzen und was sonst Absonderliches von ihnen erzählt wird. Diese des Nachts geisternden Tiere mit ihrem sonderbaren Flugbild regten seit jeher die Phantasie des Menschen an. Was wie sie das Sonnenlicht scheute, mußte ja das Böse sein, und so stellte sich der mittelalterliche Mensch den Teufel mit Fledermausflügeln ausgestattet vor. Da war dann der Schritt nicht mehr weit, daß man es sich als Verdienst anrechnete, die Fledermäuse als Sinnbilder des Bösen zu töten. An das Scheunentor genagelt, sollten sie alles Mißgeschick fernhalten. Und dabei hat der Landmann im Kampf gegen die vielfachen Schädlinge in Acker und Garten keine treueren Freunde als die verschiedenen Fledermausarten!

Durch ihren anstrengenden Flug sind sie gezwungen, ihrem Körper allmählich eine beträchtliche Nahrungsmenge zuzuführen, die nur aus Insekten besteht, aus solchen, die in der Dämmerung und bei Nacht fliegen. Sie setzen die segensreiche Tätigkeit unserer insektenfressenden Vögel im Dunkeln fort. Wir haben daher allen Grund, wie wir den Meisen Nistgelegenheiten schaffen, so auch die Fledermäuse zu schützen und ihnen ihre Schlafplätze zu erhalten, statt sie mit Ekel und Abscheu zu betrachten und womöglich gar zu verfolgen und zu töten.

Im Anschluß an vorstehenden Beitrag bittet der Verfasser alle Naturfreunde, ihn bei der Erforschng der Fledermäuse unserer Heimat zu unterstützen und ihm Fledermausquartiere mitzuteilen, damit die Artzugehörigkeit der Tiere festgestellt und eine Beringung zwecks weiterer Beobachtung der Tiere durchgeführt werden kann.

H. Havekost

Landesbibliothek Oldenburg

Orchideen unserer Heimat

Die Orchideen gehören zu den Lieblingen aller Blumenliebhaber: Keine Pflanzenfamilie zeigt eine solche Fülle anregender Lebenserscheinungen wie gerade diese. Außer der Blütenpracht und dem bizarren Aussehen der Orchideen fesseln bei näherem Studium auch die vegetativen Organe, deren überaus große Mannigfaltigkeit die Pflanzen befähigt, sich den verschiedenartigsten Lebensweisen anzupassen. Überhaupt steht die Variabilität der Familie wohl einzig da und versteigt sich zu solchen Feinheiten, daß es fast den Eindruck macht, als stände die geleistete Arbeit nicht im richtigen Verhältnis zu den Endergebnissen.

Die Orchideen sind erdbewohnende oder im Moder lebende oder auf Bäumen sitzende (nicht schmarotzende) Stauden mit Knollen, verzweigten Wurzelstöcken oder Luftwurzeln. Sie sind alle auf Wurzelpilze (Mycorrhiza) angewiesen, auch die Keimlinge, da die unendlich feinen Samen kein Nährgewebe haben. Wir nennen dieses Zusammenleben zweier Organismen bei gegenseitiger Anpassung und zu beiderseitigem Nutzen „Symbiose". Solche Erscheinungen der Symbiose sind uns allen auch bekannt bei den stickstoffassimilierenden Bakterien (in den Wurzelknöllchen) der Erle — hierdurch wird der Erle das Leben im Sumpf ermöglicht —, bei der Erbse in ähnlicher Weise, zwischen Waldbäumen und unseren bekannten Hutpilzen, und sogar die Bakterienflora im menschlichen Mund, Magen und Darm kann als Symbiose gelten. — Die Orchideen sind weiter ausgezeichnet durch Knollen, die von jeher die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen haben. Die jungen, hellen Knollen bezeichnete man als „Christus-, Marien- oder Glückshändchen", weil sie angeblich allerlei Segen über den Besitzer bringen sollten; die alten, dunklen, zusammengeschrumpften Knollen galten dagegen als „Teufelshände oder Satansfinger".

Die Orchideen sind im wesentlichen auf die wärmeren Gebiete beschränkt und erreichen ihre größte Entfaltung in den feuchten Tropen. Ja, die Feuchtigkeit ist für sie noch förderlicher als die Wärme; denn sie finden sich in den Tropen dort am massenhaftesten, wo die Wälder fast andauernd von Feuchtigkeit triefen. Am zahlreichsten sind sie in den Waldgebieten des südöstlichen Asiens und des nördlichen Südamerikas. Das afrikanische Waldgebiet ist arm an Orchideen. Von den etwa 20 000 über die ganze Erde verbreiteten Arten sind auch einige bei uns heimisch. Im allgemeinen treffen wir sie besonders auf Kalkboden an. Aber auch unsere Moore beherbergen einige dieser schönsten aller Blumen. Leider sind die schönblühenden Formen durch rücksichtsloses Ausreißen dem Untergang nahe, während andere Arten durch die Trockenlegung der Moore in den letzten 25 Jahren fast verschwunden sind. Man hat sie zwar unter gesetzlichen Schutz gestellt, aber sie sind trotzdem verschwunden. Von den letzten sog. „Moor-Orchideen" unserer Heimat, welche fast gar nicht mehr bekannt sind oder zu leicht übersehen wurden, möchte ich die früheren Standorte mit ihren Eigenarten kurz aufzählen.

Eine der größten Orchideengattungen (etwa 300 Arten) war in unseren Mooren durch eine einzige Art vertreten, die besonderen Schutz verdiente: Moor-Glanzkraut oder Fettblatt (Liparis Loeselii). Unser Moor-Glanzkraut ist wohl in den letzten 25 Jahren überall verschwunden, da der Mensch durch die Trockenlegung der

Landesbibliothek Oldenburg

Moore seine Lebensbedingungen stetig verschlechtert hat. Den entstehenden Mangel an Lebensraum vermögen auch die sekundär gewonnenen Standorte verlassener Torfstiche und der Neulandzuwachs an erblindenden Seen nicht auszugleichen. Sonstiger Nachstellung ist das unansehnliche Pflänzchen weniger ausgesetzt als seine prächtigeren Verwandten aus der Orchideenfamilie (Knabenkräuter), da es gut versteckt und für das ungeschulte Auge schwer auffindbar im triefenden Moos unserer Kleinseggenmoore blüht. Das Moor-Glanzkraut trägt nur ein schlichtes, blaßgrünes Kleid und duckt sich bescheiden klein (nur bis zu 20 cm) zwischen den hochstrebenden Begleitpflanzen. Dieses zurückgezogene Leben bestätigt die Annahme, daß beim Moor-Glanzkraut Selbstbestäubung stattfindet. Ich glaube aber, daß diese Bestäubungsart nur ein Notbehelf sein kann, da ich Blütenbesuch durch Insekten beobachtet habe und Fremdbestäubung für die Erhaltung der Art vorteilhafter ist. Noch eine andere Erscheinung war bei dieser Pflanze zu beobachten: Das Siedlungsland dieser Orchidee wird durch Entwässerung immer mehr beschnitten. Dazu kommen noch trockene Sommer. Nasse Jahre behagen der Pflanze, und sie erscheint dann stellenweise recht gesellig und in üppiger Blüte. Aber trotzdem kann sie infolge ihrer Unauffälligkeit leicht übersehen werden. Das Moor-Glanzkraut habe ich 1938 zum letzten Mal im Hahnenmoor bei Menslage und 1939 in Torfsümpfen des Diepholzer Grenzmoores auf einer Exkursion beobachtet. Am letzten Standort zählte ich vier Exemplare; 1940 war ich im Urlaub wieder dort und habe keine Pflanze gefunden — die Pflanze kann ein oder mehrere Jahre als schlafende Knolle unsichtbar sein. 1943 habe ich noch einmal an derselben Stelle, sie war in diesem Jahre sehr naß, 11 Exemplare beobachtet und seitdem nicht wieder.

Kurz muß ich auch noch eine andere Moor-Orchidee nennen, Sumpf-Weichwurz oder Weichblatt (Malaxis paludosa), weil sie früher sehr gesellig in alten Torfstichen, die ganz mit dickem Torfschlamm gefüllt sind, auftrat. Die Blätter zeigen am vorderen Rande viele kleine Brutknöspchen, die sehr zum geselligen Auftreten beitrugen. Wie das Moor-Glanzkraut ist auch diese Sumpf-Weichwurz oft jahrelang unsichtbar, weil die Knollen im Boden ruhen (schlafen) und erst wieder in nassen Jahren reproduktive Sprosse treiben. Die Sumpf-Wurz kann dann in ungeahnter Menge auftreten und wird doch nicht beobachtet, weil die außerordentlich zarte (Malaxis = zart beschaffen) und unscheinbare Pflanze noch leichter als das Moor-Glanzkraut übersehen wird, weil sie zwischen Schnabelsaat, Seggen und kleinen Binsenarten völlig verschwindet und selbst mit der Blütenähre sich nicht über dem Torfmoos (Sphagnum) abhebt. Trotzdem wird die Blüte lebhaft von Insekten besucht. Ich habe diese Pflanze 1939 auf einer Exkursion noch in den Moorwiesen bei Vörden und im Wittefeld bei Rieste beobachten können. An beiden Standorten fand ich sie bis heute nicht wieder; im Diepholzer Grenzmoor habe ich sie bis heute nicht gefunden. Sie soll früher auch bei Ahlhorn vorgekommen sein. W. Meyer-Oldenburg hat 1938 einen erstmaligen Fund von über 300 blühenden Pflanzen im Huntloser Moor beobachten können.

Auf torfigen Wiesen unserer Heimat konnte ich noch eine andere, nicht ganz so seltene Orchidee beobachten: Weiße Kuckucksblume, auch Waldhyazinthe genannt, oder zweiblättriges Breitkölbchen (Platanthera bifolia), eine breitblättrige Pflanze, die im Juni/Juli ihre weißen oder etwas grüngelben, langspornigen angenehm duftenden Blüten entfaltet. Viel seltener ist wieder ihre Schwester, das grünliche Breitkölbchen (Platanthera chlorantha). Sie bevorzugt Lehm- und Kalkboden und kommt im südlichen Wiehengebirge und Teutoburger Wald häufiger vor; in unserer Heimat wurde sie in den 30er Jahren bei Löningen und im Hasbruch festgestellt.

Am bekanntesten sind unter den Orchideen unserer Heimat die schönblühenden und formenreichen Knabenkräuter mit ihren vier, 1951 noch bei uns in Sümpfen und Wiesen der Flach- und Zwischenmoore beobachteten Arten: Das breitblättrige Knabenkraut (Orchis latifolius), das gefleckte Knabenkraut (Orchis maculatus) — auch „Muttergotteshändchen" genannt —, das fleischrote Knabenkraut (Orchis incarnatus) und das männliche Knabenkraut (Orchis masculus). Das fleischfarbene Knabenkraut ist an mehreren Standorten durch die Kultur stark bedroht und man kann sagen, fast ganz verschwunden; es ist noch vorhanden in Märschendorf (Seggenwiese). Das männliche Knabenkraut will gern Kalk als Unterlage; 1937 wurden über 300 Exemplare in einem Bruch bei Cappeln festgestellt. Vom gefleckten Knabenkraut gibt es noch eine

Landesbibliothek Oldenburg

besondere Form „helodes", die zierlicher und kleiner ist und später blüht; sie kommt zerstreut in Brüchen und gern in Moospolstern vor, so z. B. im Herrenholz. Auffallend an den Knabenkräutern ist, daß sie außerordentlich formenreich sind und untereinander kreuzen. Zahlreiche Bastarde sind mehr oder weniger konstant geworden und kommen in ihrem Bereich häufiger vor als die Stammeltern.

Von den anderen Orchideen unserer Heimat möchte ich noch erwähnen die breitblättrige Sumpfwurz (Epipactis latifolia), die weiße Sumpfwurz (Epipactis palustris), Vogelnestwurz (Neottia nidus avis) und das eiblättrige Zweiblatt (Listera ovata). Mit „Epipactis" bezeichneten die Griechen eine Schmarotzerpflanze; die breitblättrige Sumpfwurz kam früher in fast jedem Laubwald vor, wird seltener, kommt aber stellenweise noch häufig vor, z. B. im Herrenholz. Die weiße Sumpfwurz kommt vor im Vechtaer Moor, im Gebiet Cappelner Bruch—Sevelten und in Seggenwiesen von Märschendorf bei Lohne. Sie wird aber meist verwechselt; denn häufig stellt sich heraus, daß es die breitblättrige Art ist. Die Vogelnestwurz ist eine der sonderbarsten einheimischen Orchideen, die in ihrer eigenartigen Tracht und Färbung lebhaft an die Würger oder an den Fichtenspargel erinnert und sehr oft auch für einen Schmarotzer gehalten wird. Sie ist aber ein typischer Fäulnisbewohner (Saprophyt), der kein Blattgrün enthält. Benannt ist sie nach der Gestalt des Wurzelstockes. Neben Hasbruch und Ammerländer Büsche sind in unserer Heimat Vorkommen im Herrenholz bekannt. Die Orchidee „Listera" ist benannt nach Lister, dem Leibarzt der Königin Anna in London; sie ist in unserer Heimat in Märschendorf festgestellt.

Für das Auge des Naturfreundes sind unsere heimischen Orchideen seine besonderen Lieblinge, die er immer wieder in ihrem Eldorado, den Moospolstern und torfigen Wiesen, aufsucht und sie wegen ihrer Schönheit bewundert.

Josef Hürkamp

Ein Knaoltjer macht Ferien

Schon auf der Volksschule hatte ich mich von jedem ersten Schultag ab nach den jeweils kommenden Ferien gesehnt. Nicht, als ob es große Ferienreisen gegeben hätte. Dafür war bei neun heranwachsenden Kindern das Geld nicht da. Große Ausgaben durften nicht gemacht werden. Ich war mehrmals in den Ferien bei Verwandten in Büren, Emstek, Repke und Spreda, auch wohl mal einige Wochen in Bremen; aber darüber hinaus ging es nicht. Es war auch ebenso schön zu Hause. Schon das Aufwachen an jedem Morgen der Ferien mit dem Gedanken, man braucht nicht zur Schule, war geradezu immer wieder ein neues Glück. Und dann durften wir Jungens den Vater begleiten auf seinen Gängen die Kanäle entlang, konnten Bootsfahrten machen, angeln und basteln. Es ist schon wahr: die Schulzeit ist eine höchst unangenehme Unterbrechung der Ferien.

Aber erst die Ferien vom Gymnasium! War das eine Wonne, wenn man seinen Koffer packen und nach Hause fahren durfte! Wenn man mal wieder frei war vom elenden Zwang der Schule. Ich empfand auf dem Gymnasium diesen Zwang sehr stark, viel stärker als auf der Volksschule. Als Volksschüler konnte und wußte ich meine Sachen, als Gymnasiast war ich meistens unpräpariert. Jeden Morgen ging ich zur Schule mit einem undefinierbaren Druck. Ich wußte mit Sicherheit, es gibt einen Hereinfall, wenn ich drankomme. Bei aller Gleichgültigkeit der Schule gegenüber, blieb doch eine fast ununterbrochene Spannung bestehen, von der nur die Ferien mich frei ließen, mochten es nun Ferien sein, die dem Schulplan entsprachen, oder solche, die ich mir selber nahm. Es kam mir niemals in den Sinn, daß diese Vernachlässigung der Schülerpflichten moralisch nicht einwandfrei sein könnte. Andererseits wagte ich es auch nicht, Gottes Hilfe anzurufen, wenn ich meine Pflicht nicht getan hatte. Eines Tages ging ich mit dem frommsten Schüler der Klasse zum Gymnasium. Es war eine lateinische Arbeit angesetzt über mehrere Seiten der mir verhaßten Phraseologie. Ich hatte keine blasse Ahnung und sprach darüber zum frommen Emil. „Bete zum Schutzengel, Joseph, der hilft dir", war die Antwort. Ich hütete mich schwer, zu meinem Schutzengel zu beten; denn ich hatte das Gefühl, er müßte mir eins herunterhauen, wenn ich mit einem solchen unverschämten Gebet zu ihm kommen würde.

Landesbibliothek Oldenburg

Kam ich aus den Ferien zurück und sah meine „Zwangserziehungsanstalt", so mußte ich jedesmal einen Fluch unterdrücken. Im Antonius-Konvikt war ich gern, aber nicht in der Schule. Dabei stand über der Schulpforte eine Widmung an die Jugend: „Iuventuti instiduendae". Direktor Kotthof wollte zum 200jährigen Jubiläum der Schule im Herbst 1914 allen ehemaligen Schülern eine Freude machen. Er ließ Bierseidel anfertigen mit demselben Aufdruck „Iuventuti instituendae". Zweifellos eine etwas ausgefallene Idee, aber man sagte mir, ihre Verwirklichung hätte manchen ehemaligen Schüler mit dem ominösen Spruch ausgesöhnt.

Sobald ich zu Hause war, verschwanden Vorhemd, Kragen und Schlips. Was brauchte ich im Moor solche Dinge. Nur sonntags war ich tadellos gekleidet; dann ging oder fuhr ich mit dem Rade zur Kirche, die Gymnasiastenmütze mit entsprechender Eitelkeit auf dem wohlfrisierten blonden Haar. Gegebenenfalls hatte ich am Tage vorher meinen Hosen neue Bügelfalten gegeben, die sie in der Freiheit des Alltags verloren hatten. Gern half ich meiner Mutter bei der Arbeit. Ich konnte es nicht sehen, wenn sie, schon fast 50 Jahre alt, selbst den Stalldünger auf einer Schubkarre in den Garten brachte. Zudem tat ich gerade diese Arbeit mit Vorliebe. Meiner Mutter tat es wohl, daß ich gern zu Hause war und gern ihr half. So kam es auch, daß sie zu weinen anfing, als ich einmal, durch irgendetwas verärgert, erklärte, ich wünschte, die Ferien seien zu Ende. Diese Tränen meiner Mutter setzten mir schwer zu, zumal ich keine Möglichkeit sah, sie zu stillen. Zärtlichkeiten kannten wir nicht. Ich erinnere mich nicht, jemals einen Kuß von meiner Mutter bekommen zu haben. Meine dumme, dabei in jeder Beziehung unwahre, nur aufs Wehtun abgestimmte Bemerkung zurückzunehmen, hatte keinen Zweck. Meine Mutter wußte selbst viel zu gut, daß ich es nicht ernst gemeint hatte. Um Verzeihung bitten hatte ich damals noch nicht gelernt. Ich suchte meiner Mutter dadurch wieder nahe zu kommen, daß ich sehr aufmerksam gegen sie war und jeden Wunsch ihr von den Augen abzulesen bemüht war. Aber lange, sehr lange noch haben mir diese Tränen auf der Seele gebrannt. Weniger unangenehm war es, als meine Mutter mir — ich war Unterprimaner — am Karfreitag gründlich den Kopf wusch. Mein ältester Bruder Franz und ich hatten nach dem Morgengottesdienst eine Radtour gemacht, und zwar nach Ostfriesland hinein. Es war ein wundervoller Tag, und wir vergaßen im protestantischen, festtäglichen Ostfriesland ganz den Karfreitag, blieben irgendwo in einer Kneipe ziemlich lange sitzen und kamen spät nachts nach Hause. Da gab es eine Karfreitagspredigt, wie ich sie weder vorher noch nachher gehört habe. Aber Mutter weinte nicht, und das war ein Glück. Denn mit Mutter nicht gut zu stehen, war mir unerträglich.

In den Ferien ließ ich mich aus. Da wurde gesegelt, gebadet, gebummelt; da wurden vor allem dumme Streiche gemacht, Streiche, die zum Teil schon grober Unfug waren. Aber schön waren sie doch. Abends fuhren wir mit dem Segelboot los, auch ins Ostfriesische hinein, um auf der Jümme die Nacht durchzuangeln. Berechtigt dazu waren wir nicht. Meistens hatten wir auch keinen Erfolg, aber das war Nebensache. Die Sommernächte auf dem Wasser zwischen den Marschwiesen zuzubringen war eine Lust. Wir nahmen auch jedesmal einen Flobert mit, eine gute Waffe mit einem Kaliber von 9 mm. Wir wollten gegebenenfalls wilde Enten schießen. Ein Recht zu jagen hatten wir genau so wenig wie ein Recht zu angeln. Wir waren also Wilderer. Aber schlechte. Ich habe nie eine Ente geschossen. Einmal stand ich im Boot mit entsichertem Gewehr auf Anstand, als ich plötzlich eine Ente sah. Aber schon sah ich auch, daß es eine zahme Ente war. Mein Freund Anton, mit dem ich die Fahrten machte, war unwillig, als ich nicht schoß. Auf meine Bemerkung, es sei eine zahme Ente, meinte er, eine zahme schmecke genau so gut wie eine wilde. Konnten wir segeln, so wechselten wir ab. Einer saß am Steuer und hielt das Segel; der andere ließ sich an einer Leine im Wasser schleppen.

Weniger romantisch war der legale Fischfang. Vater hatte mehrere Wasserstrecken gepachtet. Da konnten wir nach Belieben angeln. Wir hatten Einzelangeln an Ruten. So eine Angel kostete nur wenige Pfennige. An Bindfaden fanden wir, wenn auch nur in kleinen Längen, genügend zu Hause. Man konnte ja die kleineren Stücke zu der notwendigen Länge zusammenknoten. Ein Pfropfen von einer Weinflasche war auch zu finden. Als Rute holten wir uns eine Bohnenstange. Den Aalen war es ja völlig gleichgültig, ob die Angel mit dem Wurm von einem feinen Bambusrohr herunterhing oder von einer aus dem Garten geholten Bohnenstange. Einmal hatte ich besonderes Glück. Die Luft war nicht gut zum Fischen; die Tiere wollten nicht anbeißen. Ich hatte nur einen

Landesbibliothek Oldenburg

einzigen kleinen Weißfisch gefangen. Mißmutig wollte ich nach Hause gehen, schlenderte aber, den getöteten Fisch an der Angel, an der Schleuse entlang, durch die gerade ein Schiff durchgeschleust wurde. Den Fisch hielt ich aus Langeweile in das aufbrodelnde Wasser. Auf einmal zog es mächtig an der Leine; ich wußte nicht, was los war. Dann ging ein tolles Schlagen im Wasser los. Ein kapitaler Barsch von 2—3 Pfund hatte den Weißfisch mit der Angel verschluckt und wurde eine sehr willkommene Beute. Aale wurden vielfach mit Budden gefangen. Wir nahmen einen dünnen Halm, banden einen festen Zwirnsfaden daran und reihten 40 bis 50 Regenwürmer darauf. Da die Regenwürmer röhrenförmig gebaut sind, bot das keine Schwierigkeit. Der Zwirnsfaden mit den aufgereihten Würmern wurde zu einem Knäuel gewunden und dann mit Stock und Leine ins Wasser gehalten. Die Aale bissen sich mit ihren kleinen scharfen Zähnen fest und konnten nicht so schnell loskommen, wenn man sie aus dem Wasser zog. Merkte man, daß ein Aal sich festgebissen hatte, so hob man langsam die Budde mit dem Aal bis zur Wasseroberfläche, zog dann aber sehr schnell den Fisch ans Land oder ins Boot. Eines Tages erklärte mir Anton, daß Regenwürmer, die des Nachts zwischen 12 und 1 Uhr auf dem Kirchhof gefangen würden, die besten Lockmittel seien. Wir beschlossen deshalb, uns diese Regenwürmer zu beschaffen. Zwar lag der protestantische Friedhof neben unserem Hause, aber wir wollten „katholische" Regenwürmer haben. Deshalb auf nach Barßel! Mit einer Karbidlampe und einer Mistforke zogen wir los. Etwas schwül war es uns in der Geisterstunde auf dem Kirchhof doch. Trotzdem kamen die Regenwürmer nicht. Auf dem Heimweg durch das Dorf Barßel kam uns der Nachtwächter entgegen. Unsere Verärgerung über die feigen Regenwürmer übertrugen wir auf den Nachtwächter. Anton rief laut: „Dao kump hei, nu man drup!" Wie schnell der kleine Buchbinder Ströbel, der für die Nacht seinen Beruf wechselte, davonlaufen konnte! Allerdings haben wir uns dann schnell aus dem Staube gemacht.

Die Wurfangel gab es in zwei Formen. Die eine Form war für Aale. An einen Bindfaden, etwa 10 m lang, wurden 6 kürzere Fäden mit je einer Angel geknüpft. An das andere Ende des langen Fadens banden wir einen Stein und warfen abends das Ganze, jede Angel mit einem Regenwurm versehen, in den Kanal. Am anderen Morgen holten wir den Faden, dessen anderes Ende an einem Pflock befestigt war, aus dem Wasser heraus und fanden immer einige Aale, die sich festgebissen hatten. Die zweite Form war für Hechte und Barsche. Eine dreifache Angel wurde mit einem Köder abends ins Wasser geworfen. Es kam nicht selten vor, daß ein Raubfisch sich hatte verlocken lassen, das Stück von einem Weißfisch zu seinem Unglück zu probieren. Leichter aber fielen die Hechte auf die Löffelangel herein. Man konnte solche Angeln kaufen, aber wir machten sie meistens selbst. Das war billiger. Von einem ausgedienten Löffel schnitten wir den Stiel ab; in das Löffelende bohrten wir zwei Löcher, eins oben und eins unten, und zogen ein Stück Draht durch, um das sich der Löffel bewegen konnte. Damit sich der Löffel im Wasser in entsprechender Tiefe hielt, wurde ein Stück Blei, das wir selber gegossen hatten, vor den Löffel gesteckt, dann eine dreifache Angel an dem Draht bebefestigt und das Ganze an eine verhältnismäßig feste Leine geknüpft. Mit einer Bohnenstange wurde die Angel ins Wasser gehalten und am Kanalufer entlang oder hinter dem Boot hergezogen. Wenn der blank geputzte Löffel sich schraubenförmig um den Draht herum bewegte, ließen die Hechte sich täuschen und schossen auf den vermeintlichen Weißfisch los. Mein schwerster Hecht wog 9 Pfund.

Zweimal machte ich einen Netzfischzug mit. Ein Netz wurde von einer Anzahl von Männern durch den Kanal von einer Schleuse zur anderen gezogen. Dabei mußte auf jeder Seite des Kanals je einer eine Stange halten, damit das Netz am Ufer entlang gezogen werden konnte. Kam nun eine „Inwieke", ein kleiner Seitenkanal, der vom Hauptkanal sich abzweigte, so war es Ehrensache, die Stange nicht loszulassen. Der betreffende Mann ging einfach durchs Wasser durch und hielt sich, wenn er keinen Grund mehr fand, an der Stange fest, so daß er von den Netzziehern von selbst herausgezogen wurde. Das gab immer Heidenspaß; man legte dabei Wert darauf, daß der Stangenhalter einen Hut trug, und hatte besondere Freude, wenn beim Untertauchen der Hut oben blieb. Aber das Netzfischen im Kanal war Räuberei. Der ganze Bestand an ausgewachsenen Fischen zwischen zwei Schleusen wurde auf einmal gefangen. Darum gingen wir ganz davon ab.

Vater war nebenbei Jäger. Einmal machte ich ein Fuchsjagd mit. Wir fuhren mit dem Segelboot zu den „Vossbargen" in der Nähe von Campe, weil man von dort einen Fuchs-

Landesbibliothek Oldenburg

bau gemeldet hatte. Aber Meister Reineke war ebenso treulos wie schlau. Er hatte Lunte gerochen, sich mit seiner Frau davon gemacht und seine Kinder im Stich gelassen. Nachdem man alle Löcher des Fuchsbaues mit einer Ausnahme verstopft hatte, wurde der Teckel in den Bau geschickt. Vor dem offenen Loch war ein weiter Sack gespannt. Die jungen Füchse sprangen vor Angst in diesen Sack hinein und wurden von uns mit nach Hause genommen. Leider verstanden wir zu wenig von der Aufzucht, und so gingen die jungen Tiere ein.

Interessant aber grausam war die Jagd auf junge Reiher, die wir im „Klosterbusch" bei Bokelesch auf eigene Faust unternahmen. Damals gab es dort noch eine Reiherkolonie. Jedes Jahr kehrten die Vögel dorthin zurück. Wenn die jungen Reiher ungefähr flügge waren, kletterten wir in die Bäume, das offene Messer zum Schutz gegen die alten Vögel im Munde. Die Vogeljagd malten wir uns als gefährlich aus. Die Jungen wurden aus dem Nest geworfen und flatterten nun ziemlich unbeholfen zur Erde, wo sie sich willig fangen ließen und mit uns nach Hause stelzten. Als auch ich einmal ein Junges mitgebracht hatte, bekam dieses wenige Tage später kannibalische Gelüste und vergriff sich an unseren Hühnerküken. Die Empörung meiner Mutter duldete es nicht, daß der junge, ziemlich zahme Vogel am Leben blieb.

Daß auch die „Heimchen am Herd" Kannibalen in des Wortes eigenster Bedeutung sind, erfuhr ich nach einer Jagd auf diese zirpenden Geiger. Ein Biologe aus Leipzig hatte sich längere Zeit in Elisabethfehn aufgehalten, um die Fauna des dortigen Moores zu studieren. Beim Abschied bat er mich, ihm etwa ein Dutzend Heimchen lebend nach Leipzig zu schicken. Ich besorgte die Jagd im Backofen unseres nachbarlichen Bäckers mit Erfolg, erhielt aber von Leipzig die Nachricht, daß nur noch drei von den Tierchen am Leben seien, die anderen neun müßten von diesen drei aufgefressen worden sein.

Auch auf Menschen machten wir Jagd. Etwa einen Kilometer von meinem Geburtsort entfernt stand eine Moorkate. Sie hatte nur eine Tür, die nach innen aufging, und Fenster, die nicht zu öffnen waren. In dieser Kate hausten Heinrich und seine Frau Maria mit einem Töchterchen. Es waren durchaus ehrliche Leute, aber sie tranken beide zu gerne Schnaps. Anton und ich heckten einen Plan aus, den wir bei Gelegenheit zur Ausführung bringen wollten, wenn mal beide wieder betrunken sein sollten. Im Jahre 1906 in einer Juninacht klopfte es um 12 Uhr an das Fenster meines Schlafzimmers. Anton stand draußen und erklärte, in dieser Nacht müßte es losgehen; Heinrich und Maria seien sternhagelvoll. Wir suchten ein dickes Brett und eine kurze Leine und zogen dann ab zur Kate. Alles war ruhig. Das Brett legten wir quer vor die Tür, banden es fest an die Klinke, und nun konnte die Tür nicht geöffnet werden. Wir füllten einen Eimer, den wir fanden, mit Wasser und kletterten damit aufs Dach zum Schornstein. Dann zog Anton einen Knallfrosch aus der Tasche, ich zündete die Zündschnur an, und unmittelbar darauf begann unten in der Küche ein tolles Geknalle. Aber nichts rührte sich. Noch einmal ließen wir einen Knallfrosch Höllenlärm machen. Dann ging es los. Maria fing an zu schimpfen, kam deutlich hörbar aus dem Bett heraus und rief, wir sollten den Unfug bleiben lassen. Trotz ihrer „Dunität" hatte sie erfaßt, was los war. Schnell flog ein dritter Knallfrosch nach unten. Frau Maria fing vor Schreck an zu tanzen. Dann aber kam sie zum Herd und sprach zum Schornstein herauf: sie wüßte, wer wir wären und sie würde uns anzeigen. Die Schimpfworte nahmen kein Ende. Da hob ich den Eimer und goß das Wasser den Schornstein hinab. Frau Maria bekam die ganze Ladung auf ihr Hemd und schrie mordsmäßig. Aber da fing auch das kleine Kind an vor Angst zu weinen, und da konnten wir beiden nicht mehr. Der Eimer flog im Bogen nach unten und machte großes Gepolter; wir selbst rutschten mit nicht viel weniger Lärm das Dach hinunter. Anscheinend kamen wir gerade über die Lagerstätte Heinrichs hinweg; denn jetzt fing auch er an zu brüllen wie ein gestochener Stier. Es war eine tolle Sache. Schleunigst machten wir uns aus dem Staub und vergaßen in der Aufregung, den Türverschluß abzunehmen. Im Bett konnte ich nicht zum Schlafen kommen. Plötzlich fiel mir ein, daß die Leute ja nicht aus dem Hause heraus konnten. Schnell kleidete ich mich an — es war schon hell geworden — und machte mich auf den Weg zur Hütte. Der Verbrecher suchte den Tatort wieder auf.

Einige hundert Meter vor der Kate lag ich einige Zeit im Moor auf der Lauer, als plötzlich auf dem Dach sich Ziegel bewegten und hinunterpolterten. Und dann zeigte sich Heinrichs Kopf, und bald darauf war er auf dem Dach und ließ sich hinabgleiten. Wie ein Indianer schlich ich zurück und schlief im Bett bald ein. Anton und ich waren am Tage vorher zur Hl. Beichte gewesen. Aber wir tra-

Landesbibliothek Oldenburg

fen uns ohne Abmachung um 10 Uhr vor dem Hochamt, weil jeder von uns das Empfinden gehabt hatte, der nächtliche Streich sei nicht die richtige Vorbereitung auf die Hl. Kommunion gewesen. Am Montag darauf ging ich mit Vater zum Bau der Schleuse in Bollingen. Unter den Arbeitern sah ich Heinrich. Ich konnte es nicht unterlassen, mit ihm ein Gespräch anzufangen und hörte mit ungeheurem inneren Vergnügen ihn die Vorgänge in der Sonntagsnacht erzählen. Hätte Heinrich gewußt!

Einmal in meinen Schülerjahren habe ich eine Wallfahrt gemacht. Ich war als Oberprimaner nach Cloppenburg gefahren zu Mariä Geburt. Vormittags wurde — wie heute noch — die Wallfahrt nach Bethen gemacht, nachmittags und die beiden Tage darauf war Kirmes. Ich wohnte beim Schwiegervater meines Bruders und schlief mit dessen Sohn, dem jetzigen Konrektor Clemens Tiemann, in derselben Kammer. Mit ihm machte ich am genannten Tage die Wallfahrt. Wir beide waren die letzten der ganzen Prozession. Unterwegs fing es an zu regnen. Wir waren der Meinung, es sei Zeit, irgendwie zu schauern und suchten dafür eine etwa 500 m von der Wallfahrtskirche liegende Wirtschaft auf. Mit großem Hallo wurden wir empfangen; denn Mitschüler aus Vechta, die auch die Wallfahrt mitgemacht hatten, waren auf denselben „genialen" Gedanken gekommen wie wir. Von weitem drangen die frommen Lieder der Wallfahrer zu uns herüber. Ob es den anderen auch so ging, weiß ich nicht, aber ich hatte einige Gewissensbisse. Tranken wir doch unser Bier, während die frommen Pilger zur Gottesmutter flehten. Als die Wallfahrt am Wirtshause vorübergezogen war, schlossen wir uns dort wieder an, wo wir beim Anmarsch der Prozession gewesen waren, und taten, als sei alles in Ordnung. Genau 10 Jahre später hielt ich als junger Pater auf derselben Wallfahrt in Bethen die Festpredigt. Als ich von der Kanzel heruntergegangen war, kam eine junge Frau auf mich zu — den Namen will ich nicht nennen, zumal sie bereits verstorben ist — begrüßte mich und fragte, listig lächelnd. „Jupp, wo geit di't? Un wat hest du maket vor tein Jaor?" Ich habe diese Gegenüberstellung im Laufe dieses Tages noch von anderen hören müssen, denn unsere eigenartige Wallfahrt war nicht unbekannt geblieben. „O quae mutatio rerum!"

Laurentius Siemer

Werkstoff Holz

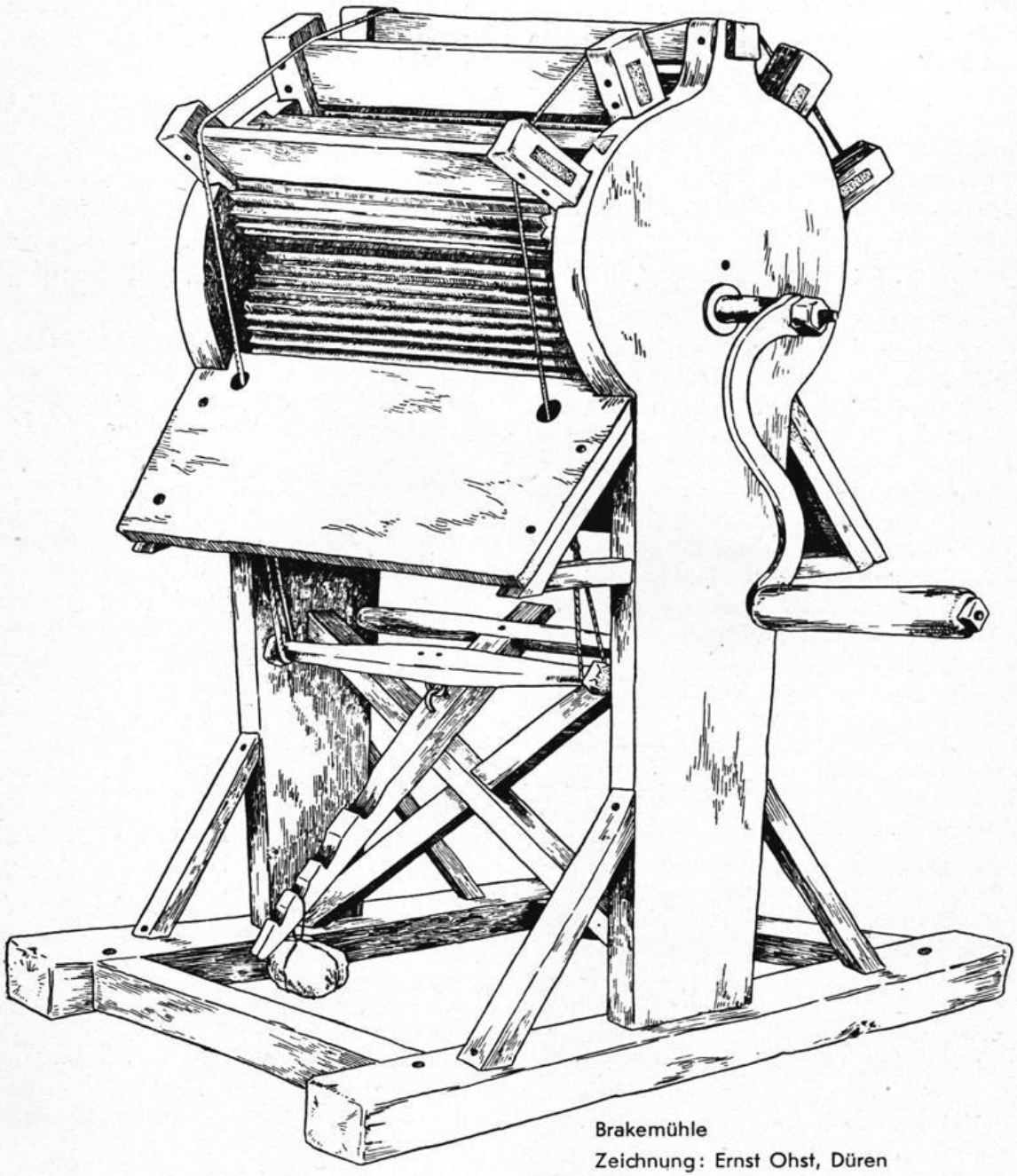
Das Holz stellt offenbar den ältesten Werkstoff dar. Aus ihm wurden schon in frühester Zeit die verschiedensten Geräte gefertigt. Wir sprechen zwar von einer Steinzeit, einer Bronze- und Eisenzeit, aber es dürfte keine Frage sein, daß in diesen ältesten Zeiten mehr Geräte aus Holz denn aus Stein und Metall gearbeitet wurden. Diese Geräte aus Holz sind jedoch leider größtenteils verlorengegangen; denn das Holz ist vergänglich. Nur hier und da hat das Moor unserer Heimat hölzerne Geräte aufbewahrt. Diese wenigen, im Moor und durch das Moor erhaltenen Holzgeräte sorgsam zu bergen, ist daher unbedingte Pflicht.

Die geschichtliche Zeit hat sich des Werkstoffes Holz in noch viel größerem Umfange bedient. Das Holz hatte die größte Bedeutung bei der Errichtung von Bauten irgendwelcher Art, aber auch bei der Herstellung von Möbeln und wie in der Vorzeit bei der Anfertigung von Geräten aller Art. Ja selbst Maschinen — „Mühlen" sagten die Vorfahren — wurden zunächst ganz und gar aus Holz gefertigt. Erst geraume Zeit später gesellte sich Eisen dem Holz, anfangs freilich nur in geringem Ausmaß, um dann jedoch, nachdem es erst einmal den Platz sich erobert, das Holz mehr und mehr zu verdrängen und sich zuletzt gänzlich an seine Stelle zu setzen. Noch bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein war jedoch die bäuerliche Kultur unserer Heimat in erster Linie eine Holzkultur.

Es ist eine sehr wichtige Aufgabe des Museumsdorfes, dieser Holzkultur in allem nachzuspüren, u. a. auch all die aus Holz gefertigten Geräte und Maschinen, die für die Erschließung der Kulturgeschichte unserer Heimat vor größter Bedeutung sind, zu sammeln und zu bergen, eine Aufgabe freilich, die einigermaßen restlos zu lösen nur dann möglich ist, wenn dem Museumsdorf allerorten Mitarbeiter erstehen.

Gar viele hölzerne Geräte und Maschinen, die sich ehedem in den Bauernhäusern unserer Heimat fanden, werden der jüngeren Generation schon gänzlich unbekannt sein. Eine beträchtliche Anzahl aber wird selbst der älteren Generation nicht mehr bekannt sein.

Landesbibliothek Oldenburg



Brakemühle
Zeichnung: Ernst Ohst, Düren

Zwar werden die meisten noch wissen, daß es neben den gewöhnlichen Holzschuhen noch Moor- und Pferdeholzschuhe gab. Aber wer weiß sich noch eines „Gänseholzschuhes" zu erinnern? Wer hätte noch Laternen gesehen, die ganz aus Holz gefertigt, Milchkannen, die fast restlos aus Holz gearbeitet waren? Ein sogenanntes Jück (Eimertrage) gibt es zwar noch in weiten deutschen Gebieten, aber bei uns dürfte ein solches Gerät schon seit langer, langer Zeit nicht mehr gesehen worden sein. Mitten in der Stadt Cloppenburg wurden vor einigen Jahren zwei Brunnen ausgegraben, die restlos aus Holz gefertigt waren, einer davon aus einem rund 130 cm starken Eichbaum, den man zunächst der Länge nach zerschnitten hatte, um dann die beiden Hälften auszuhöhlen und dann wieder mit Holzpflöcken aneinanderzufügen. Die schmiedeeisernen Kesselhaken des Bauernhauses sind allgemein bekannt. Daß diese aber ursprünglich fast gänzlich, wenn nicht sogar vollständig, aus Holz gefertigt wurden, dürfte im allgemeinen nicht bekannt

Landesbibliothek Oldenburg

sein. Auch dürften die meisten nicht wissen, daß es ehedem ganz ähnliche Gebilde aus Holz für Lampen gab, die sogenannten Lampenhalter. Wohl wissen auch die meisten sich noch der „hölzernen" Pflüge und Doppelpflüge zu erinnern. Aber daß diese einmal restlos aus Holz gearbeitet wurden, daß eine eiserne oder auch steinerne Pflugschar ursprünglich ganz fehlte, dürfte vielen wiederum unbekannt sein. Auch wird man sich nicht mehr der Heidepflüge erinnern. Wer kennt auch noch die hölzernen Wagenheber oder auch Wagen mit hölzernen Achsen? Die hölzernen Schultaschen und die ausschließlich aus Holz gefertigten, höchst originell gestalteten Mausefallen mit zwei, drei und vier Fangvorrichtungen kennen die meisten wohl nur noch aus den Sammlungen der Museen. Unsere Meterstöcke bezeichnen wir auch heute noch als Zollstöcke, obwohl die eigentlichen Zollstöcke, die wir auch wieder nur mehr in den Museen finden, ehedem ganz anders aussahen. Sie wurden oft mit viel Liebe und auch nicht nur aus Holz gearbeitet. Ihnen zu vergleichen sind die alten Ellen, die vielfach kunstvoll geschnitzt erscheinen. Auch die alten Hobel wurden oftmals künstlerisch gestaltet und vor allem immer wieder mit einer Jahreszahl versehen. Nur aus Holz gearbeitete Tür- und Torverschlüsse finden sich in Bauernhäusern noch des öfteren. Aber wer hätte noch jemals ein Schloß gesehen, das einschließlich des Schlüssels restlos aus Holz gearbeitet war? Endlich aber die vielen Mühlen! Alles, was sich drehte, war eine „Mühle". Die Bezeichnung „Maschine" kannte man noch nicht. Der Bezeichnung „Mühle" blieb der Bauer vielfach treu bis in die Gegenwart. So erklärt es sich, daß das Karussel im Volksmund als „Malmöhle" bezeichnet wird, das Grammophon aber treffenderweise als „Bölkemöhle". Es gab Mühlen, die durch Windeskraft (Windmühlen) oder durch die Kraft des Wassers (Wassermühlen) in Bewegung gesetzt wurden, aber auch Mühlen, die durch tierische Kraft (Hundemühlen und Pferdemühlen) bewegt wurden, und endlich solche, größere und kleinere sonder Zahl, die von Menschenhand bedient wurden: Pfeffermühlen und Kaffeemühlen, Wurst- und Grützemühlen, Brakemühlen und Schwingmühlen (Flitschemöhlen), „Schnippelmöhlen" und „Kabusmöhlen", Staubmühlen, Ölmühlen und viele, viele andere.

Eine große Menge derartiger hölzerner Geräte und Maschinen wurde im Laufe der Jahrzehnte im Museumsdorf bereits zusammengetragen. Aber es fehlen immer noch sehr viele Dinge dieser Art, Dinge, die das Museumsdorf vielleicht noch gar nicht kennt. Gerade diese aber sind für das Museumsdorf besonders begehrenswert; denn die Darstellung der aus Holz gefertigten Geräte und Maschinen muß eine möglichst vollständige sein. Es muß mit andern Worten mit der buchmäßigen Darstellung der fraglichen Dinge gewartet werden, bis die Sammlung einigermaßen vollständig ist. Darum ergeht an alle Freunde der Heimat die dringende Bitte, fleißig mitzuarbeiten.

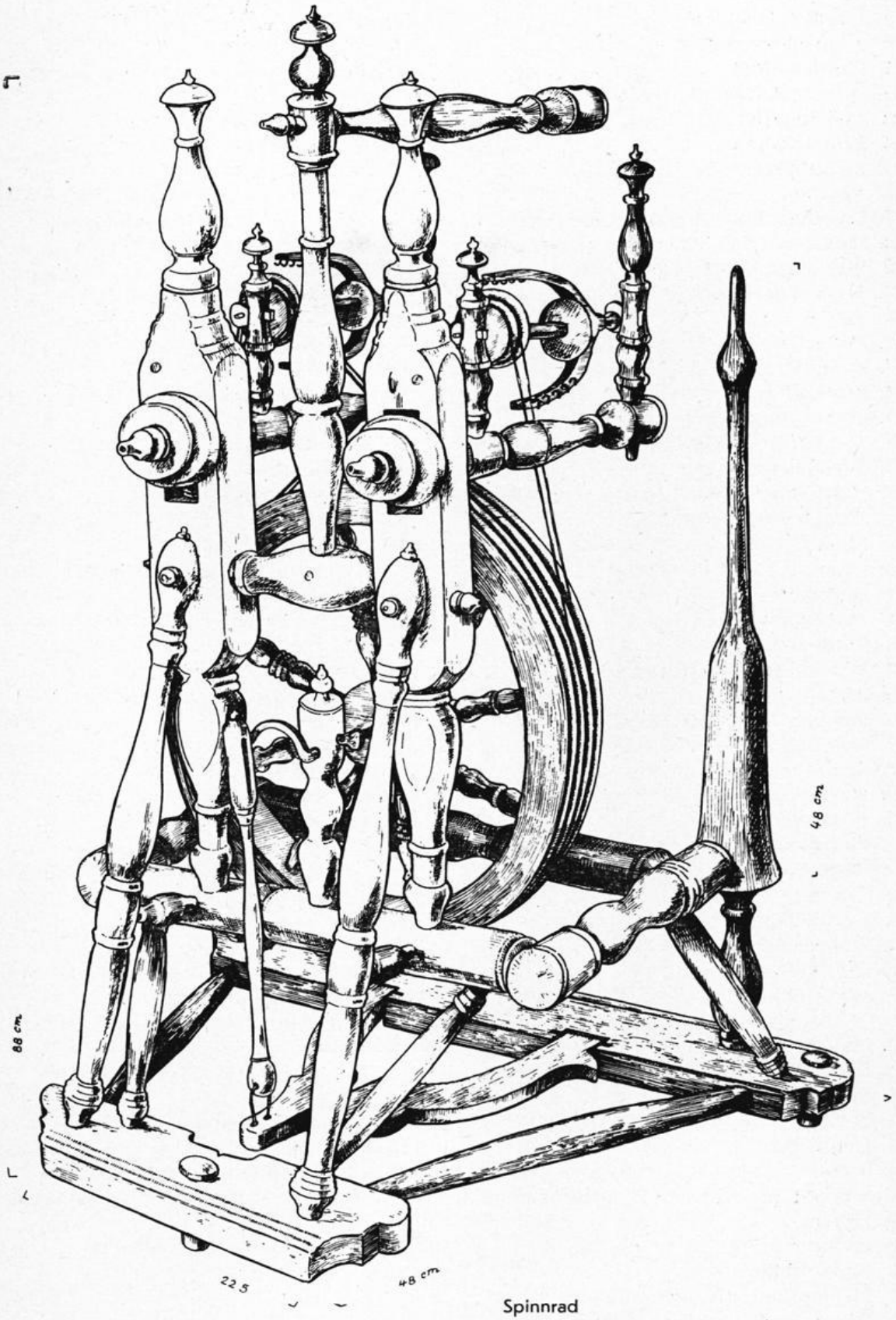
Die gesammelten Geräte und Maschinen (Mühlen) werden gezeichnet und sollen sobald wie möglich in einem Buche, das ausschließlich „Geräte und Maschinen aus Holz" zur Darstellung bringt, abgebildet und beschrieben werden. Ein großer Teil dieser Arbeit ist bereits geleistet. Mehrere hundert Zeichnungen der genannten Art liegen bereits vor. Einige wenige sind diesem Aufsatz eingefügt. Das fragliche Buch kann eines der wertvollsten Bücher werden, die aus der Sammel- und Forschungsarbeit des Museumsdorfes erwachsen. Es liegt im Interesse aller, daß dieses Werk möglichst bald geschaffen wird.

Die Arbeit würde in hohem Maße beschleunigt werden, wenn man dem Museumsdorf, was noch an hölzernen Geräten und Maschinen im Lande sich findet, möglichst bald zuführen oder, falls man derartige Dinge gefunden hat, dem Museumsdorf wenigstens Mitteilung davon machen würde.

Die nachfolgende Liste möge zeigen, was an Geräten und Maschinen aus Holz vom Museumsdorf bereits gesammelt wurde oder noch gesucht wird. Die Liste ist zwar noch unvollständig, gibt aber einen ungefähren Überblick.

1. Teller
2. Schüsseln
3. Pfannkuchenschüsseln
4. Löffel
5. Schöpflöffel (Vorleger)
6. Butterlöffel
7. Flaschen (Feldflaschen und Bettflaschen)
8. Bierkannen (Biertöten)
9. Milchkannen
10. Becher
11. Butterformen
12. Kuchenformen
13. Blaudruckformen (Blaudruckmodel)
14. Pfeffermühlen
15. Kaffeemühlen

Landesbibliothek Oldenburg



Spinnrad
Zeichnung: Ernst Ohst, Düren

Landesbibliothek Oldenburg

16. Salzstampfer (Mörser)
17. Holzschuhe mit und ohne Verzierung
18. Moorholzschuhe
19. Pferdeholzschuhe
20. „Gänseholzschuhe"
21. Pferdebügel
22. Adventshörner (Mittwinterhörner)
23. Fleischgaffeln
24. Wurstekrönken
25. Kesselhaken
26. Waagen
27. Kästchen mit und ohne Schnitzerei
28. Stöwken (Kohlenbecken, Feuerkieken)
29. Strumpf-(Socken-)bretter (Haosenbreer)
30. Trockengestelle
31. Fässer
32. Butterkarnen
33. Eimer
34. Brotkörbe
35. Joche (Jück) (Eimertrage)
36. Joche (für Ochsen- oder Pferdegespanne)
37. Wendebäume
38. Herdrahmen (mit u. ohne Pferdeköpfe) (Rahmen oder Schlitten)
39. Ellen
40. Laternen
41. Hackblöcke
42. Butterschwingen
43. Butternäpfe
44. Waschtröge, Waschfässer
45. Butterrollen
46. Pumpen (ganz aus Holz)
47. Brunnen (ganz aus Holz)
48. Spinnräder
49. Haspeln
50. Flachshecheln
51. Flachsbraken
52. Flachsreepen
53. Traiten
54. Garnwinden
55. Schergestelle
56. Wollkörbe
57. Webstühle
58. Pflanzgeräte
59. Hacken
60. Dreschflegel
61. Schiebkarren
62. Leitern
63. Heukiepen
64. Schemel, drei- und vierbeinige
65. Scheffel (möglichst mit Eichstempeln)
66. Eggen
67. einfache Pflüge
68. Doppelflüge
69. Heidepflüge (Plaggenpflüge)
70. Wagen mit hölzernen Achsen
71. Wagenheber
72. Brakemühlen
73. Wäschemangeln
74. Mangelbretter
75. Grützemühlen
76. Wurstmühlen
77. Bohnenschneidemaschinen (Schnippelmöhlen, Kabusmöhlen)
78. Kohlschneidemaschinen
79. Kabushobel
80. Butterwippen
81. Karnräder (Hunderäder, Hundemühlen)
82. Schneideladen (Häckselladen)
83. Staubmühlen
84. Roßmühlen
85. Bokemühlen
86. Zugbänke
87. Hobelbänke
88. Drehbänke
89. Hobel (mit und ohne Schnitzerei) und sonstige Werkzeuge
90. Löffelbretter
91. Mausefallen
92. Bilderrahmen
93. Salzkästen
94. Haubenschachteln
95. Klappern (für den kirchlichen Gebrauch in der Fastenzeit)
96. Lampenhalter
97. Schultaschen
98. Erntebicken (Bickhaken)
99. Futternäpfe (für Bienen, für Hunde und Katzen)
100. Wachspressen
101. Honigpressen
102. Fruchtpressen
103. Leitrollen
104. Flaschenzüge
105. Schaufeln mit kurzem oder langem Griff
106. Schlösser
107. Blasebälge
108. Torfformen
109. Ackerwalzen (mit einer Walze oder mit zwei Walzen)
110. Handtuchhalter
111. Bindeknüppel
112. Traghölzer
113. Backgeräte
114. Zwiebelpressen
115. Krummhölzer
116. Vogelklappern (Klappermöhlen)
117. Schwingmaschinen (Flitschemöhlen)
118. Schwingböcke
119. Tauschläger (Reepschläger)
120. Zuckerschneidemaschinen

usw. usw.

Heinrich Ottenjann

Landesbibliothek Oldenburg

Farm oder Bauernhof?

In dieser Studie zu den Neubauten des Architekten Hermann Büld-Damme wird das neue bäuerliche Bauen im Gebiet um Damme als Versuch einer grundsätzlichen Klärung der heimischen Bauernhausfrage gewürdigt.

Nach 1800 ging in unserer Heimat die große Zeit der bäuerlichen Baukunst zu Ende. Um 1850 begann allmählich die Zersetzung der althergebrachten Bauweise. Nach 1900 wurde dann die allgemeine Formzertrümmerung besonders deutlich. Das „massive" Material und die Technik traten mehr und mehr ihre Herrschaft an. Der Zimmermann verlor seine Bedeutung für die Gestaltung unserer heimischen Höfe. Dafür kam der Mauermeister. Dieser hatte keine Tradition.

Die Entwicklung verlief überall gleich. Die Wohnräume des alten Hauses erschienen zuerst veränderungsbedürftig. Nur nach Bränden entstanden meistens ganz neue Höfe. Man benutzte mit gutem Recht anstatt des früheren Fachwerks „massives" Baumaterial. Die bodenständigen Baustoffe wichen neuzeitlichen. Diese wurden mit den modernen Transportmitteln schnell und leicht erreichbar. Anfänglich baute man mit dem neuen Material (Ziegelsteinen und Dachpfannen) die überlieferte Hallenform nach. Der angestammte Grundriß blieb verbindlich. Noch hätte die Entwicklung in gesunden Bahnen verlaufen können (s. Abb. 1).

Aber nach 1900 wurde die Orientierung am angestammten Grundriß endgültig aufgegeben. Ein richtungloser Wirrwarr erfaßte den Bauernhausbau. Mancherorts fanden unechte friesische Lösungen Eingang. Es gab keine einheitlichen Regeln und Vorstellungen mehr. Die Tradition erlosch vollständig. Erweiterungen bzw. An- und Umbauten aus jener Zeit verraten deutlich den Mangel jeglicher Erfahrung. Die Neubauten richteten sich nach städtischen oder fremden Mustern. Sogenannte „reine Zweckbauten" feierten Triumphe. Sie verunstalteten das in Jahrhunderten formgewordene Anlitz unserer Heimathöfe. Sogar Dachpappe und Wellblech und Eternit hielten Einzug. Die frühere Geschlossenheit der Anlage machte unleidlicher Zersplitterung und fragwürdiger Planlosigkeit Platz. Der Bauernhof von einst wurde zum „landwirtschaftlichen Betrieb". Die neuen Wohnhäuser nahmen den Stil von Villen und Herrenhäusern an (s. Abb. 2).

Eine ganze Reihe von Ursachen ist für diesen überraschenden Verfall einer in Jahrhunderten bewährten bäuerlichen Baukultur verantwortlich. Grundsätzlich muß man darin ein Zeichen des allgemeinen Untergangs der selbständigen schöpferischen Bauernkultur überhaupt sehen. Die radikale Öffnung des bäuerlichen Lebenskreises durch den neuzeitlichen Verkehr wirkte zerstörend. Sie brachte die Verstädterung des Landes. Außerdem vollzog sich im vergangenen Jahrhundert eine schicksalhafte Umschichtung unseres gesamten Volksaufbaus. Bereits um 1900 wohnte noch knapp ein Viertel der Bevölkerung auf dem „platten Lande". Um 1800 war das Gegenteil der Fall. Die ländliche Bevölkerung geriet immer mehr zahlenmäßig ins Hintertreffen. Städtischer Geist und städtische Lebensformen drangen in Wechselwirkung mit der Industrialiserung und Technik übermächtig auf das wehrlose Land ein.

Das geistig-seelische Gefüge der ländlichen Kultur, wesenhaft ausgerichtet an der überlieferten bäuerlichen Haltung, war diesem Ansturm nicht gewachsen. Die gelehrte und politische Volksführung von damals sah im Taumel des Fortschrittsglaubens über das Problem hinweg. Nur Julius Langbehn steht als einsamer Rufer mitten in der Großstadtanmassung des wilhelminischen Zeitraumes. Die lieblose großstädtische Diffamierung alles Ländlich-Bäuerlichen hat das bäuerliche Selbstbewußtsein schwer beeinträchtigt. Ja, sogar zwischen dem Kasernenhofton der Wehrpflicht von damals und der Entwertung des Landes bestehen sehr verhängnisvolle Wechselwirkungen. Der gänzliche Mangel einer bäuerlichen Kulturpolitik verursachte auf dem Lande den langsamen Verlust der eigenen Kulturideale. Das deutsche Bauerntum mußte auf der ganzen Linie vor dem Zivilisationsdruck der wachsenden Großstädte kapitulieren. In das kulturelle Nichts hielt vielfach der neuzeitliche Materialismus Einzug. Die reine Betriebswirtschaftslehre war ohne kulturelle Ansprüche. Sie befürwortete auch den landwirtschaftlichen Zweckbau, meistens ohne Ehrfurcht vor dem landschaftlich und geschichtlich Gewordenen.

Krasser Ausdruck der geistig-seelischen Kapitulation des Landes vor der Stadt ist die kritiklose Übernahme städtischer Bauformen. Im Bauwerk erkennt man immer und überall

Landesbibliothek Oldenburg

die Spiegelung menschlichen Wesens. Das Gebiet um Damme machte bis 1930 keine Ausnahme in der modischen Überflutung mit fremden Bauformen. Der Verzicht auf eigenen baulichen Ausdruck wirkte angesichts der großartigen Zeugen der alten Dammer bäuerlichen Giebelbaukunst gerade dort sehr schmerzlich. Das kleine Oldorf mit seinen wenigen großen Höfen zeigt die Entwicklung auf engem Raum am sinnfälligsten. Hier schien die kulturelle bäuerliche Selbstaufgabe endgültig besiegelt.

Und doch folgte auf die unselige Überfremdung im Gebiet um Damme nach langer planmäßiger Aufklärung endlich die Wendung. Eine vielversprechende Entwicklung lief an, die in wesentlichen Punkten von allgemeinem Interesse für das Münsterland und vielleicht darüber hinaus sein kann. Sie bietet Ansatzpunkte für die grundsätzliche Lösung der Bauernhausfrage im ganzen niedersächsischen Raum. Die zahlreichen Neubauten des Architekten Hermann Büld in den Dörfern rings um Damme weisen ohne Frage einen Weg in der angedeuteten Richtung. Sie haben das Versuchsstadium überwunden und fordern weiteste Beachtung in den interessierten Kreisen. Der Verfasser dieser Studie durfte an den einzelnen Plänen gestaltend mitarbeiten. Was er seit ungefähr zwei Jahrzehnten in Wort und Schrift gefordert hat, gedieh in harmonischer Zusammenarbeit mit Hermann Büld zu greifbarer Verwirklichung. Das Ergebnis mag dieser Aufsatz nach den tragenden Gesichtspunkten gliedern. Eine klare Linie soll hinter der Bautätigkeit des Baumeisters Hermann Büld sichtbar werden, die ausgehend von der Überlieferung unbeirrt durch das Chaos der Gegenwart in eine bessere Zukunft zielt.

Das Schaffen von Hermann Büld ruht auf drei Voraussetzungen. Diese bilden den entscheidenden Ausgangspunkt. Man muß sie kennen, wenn man die Dammer Entwicklung im Bauernhausbau recht verstehen und würdigen will. Ohne näheres Wissen um das Wesen des altheimischen Hofes und Hauses sind die neuen Höfe von Hermann Büld nicht zu verstehen. Besondere Rücksicht verlangen dabei noch die charakteristischen Dammer Verhältnisse im überlieferten Althausbestand (Giebelkunst). Die gegenwärtige Dammer Entwicklung sucht bewußt an die große Vergangenheit anzuknüpfen. Sie setzt dort wieder an, wo vor 1900 die hoffnungsvolle Verwandlung des alten Hauses mit „massivem" Material aufhörte. Hermann Büld besitzt ein sehr feines Gespür für die wesentlichen Zusammenhänge. Die Irrwege seit dem Abreißen der Tradition wurden von ihm mit sicherem Blick erkannt, ehe er daran ging, einen Ausweg zu suchen. Ferner setzte Hermann Büld sich mit den vielfältigen Bestrebungen zur Bauernhausfrage auseinander, prüfte die verschiedenen Grundrißvorschläge ebenso wie die neuzeitlichen Materialien und widmete sich eingehend den Erfordernissen des bäuerlichen Alltags bzw. den Neigungen bäuerlicher Bauherren. Das war um so unerläßlicher, je mehr die Gesamtlage bei Volkskundlern, Architekten und Bauern immer noch weitere Trübungen erfuhr mangels klarer Begriffe über die wenigen, tatsächlich fruchtbaren Keime einer gesunden Weiterentwicklung des alten Hauses.

Es kam zunächst darauf an, der weiteren Zersplitterung durch eine straffe Zusammenfassung des Wesentlichen Halt zu gebieten. Der Einraumgrundriß als innige Verbindung zwischen Wohnen und Schaffen, zwischen Mensch, Tier und Ernte zeichnete das alte Haus aus. Die hervorragende Zuordnung von Wohnteil und „Betriebsteil" auf einer durchgehenden Längsachse fand äußerlich im gewaltigen Dach und geraden First sinnfälligen Ausdruck. Dach und First des Haupthauses beherrschen die Gesamtanlage des Einzelhofes. Ihnen sind die Firste und Dächer der Nebengebäude streng parallel oder rechtwinklig zugeordnet. Als nach 1850 die ersten Höfe aus „massivem" Material (Ziegelsteine, Dachpfannen) errichtet wurden, wich man noch nicht vom herkömmlichen Grundriß des Hallenhauses ab. Man baute zwar höher und geräumiger, gewann auch im Wohnteil zusätzliche neue Möglichkeiten der Einrichtung, aber man besaß noch den Willen zur großen Hallenform. Die Aufgabe des Fachwerks und des weichen Daches bewirkte keineswegs eine Entartung des Hauses. Der großzügige Grundstil blieb auch im neuen Material erhalten (vgl. Abb. 1).

Leider riß diese gesunde Entwicklung schon vor 1900 ab, ehe man größere Grundrißveränderungen bei Erhaltung der äußeren Einfirstform versucht hatte. Hier aber knüpfte Hermann Büld wieder an. Die gewandelten Ansprüche unserer Zeit an Wohnlichkeit, Bequemlichkeit und wirtschaftlicher Zweckmäßigkeit mußten irgendwie durch entsprechende Grundrißwandlungen unter das überlieferte große Dach und den einen geraden First zu bringen sein. Das „massive" Material schien eher förderlich als hemmend. So entstand der Gedanke des modernen Einfirst-Wohnviehhauses, das bei ver-

Landesbibliothek Oldenburg

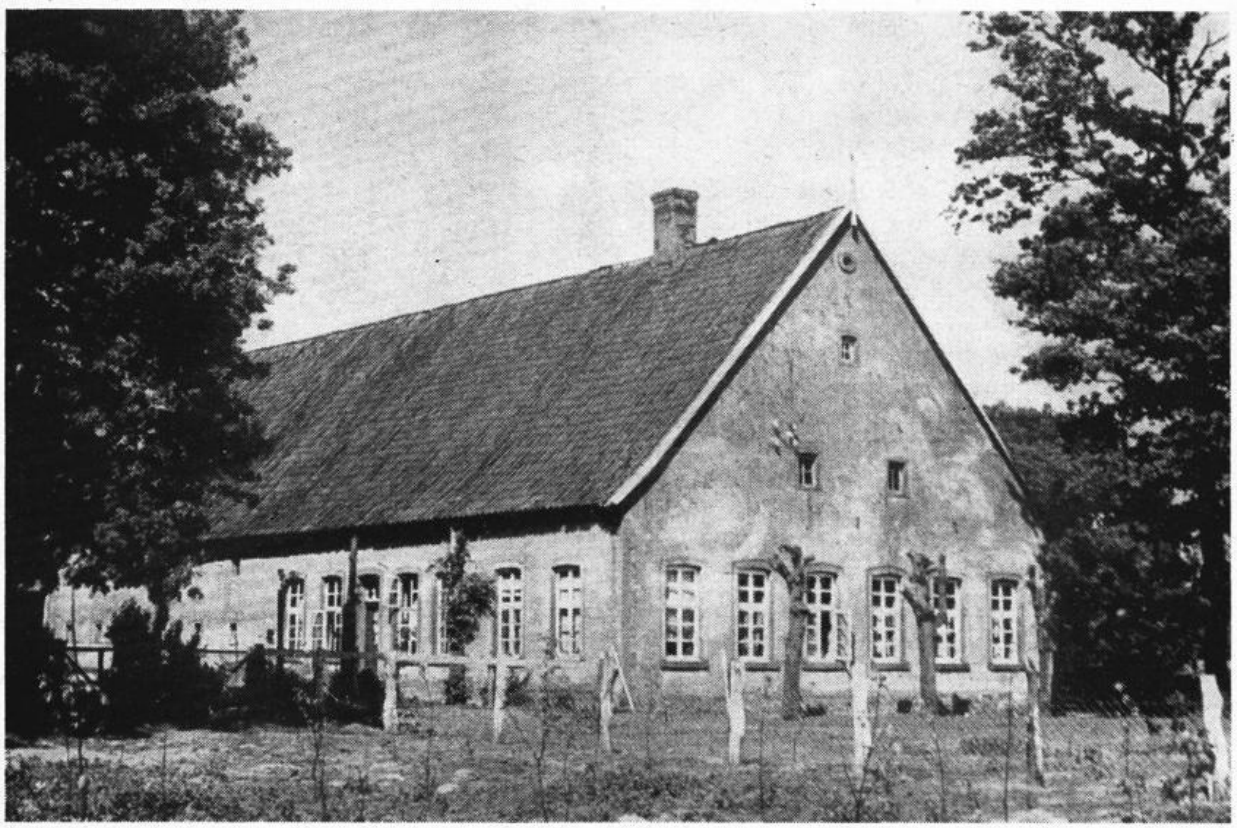


Abb. 1. (Photo: Alwin Schomaker, Langenteilen)

Abb. 2. (Photo: Alwin Schomaker, Langenteilen)

Landesbibliothek Oldenburg

ändertem Grundriß die großartige Geschlossenheit von früher zu erhalten trachtet. Aus diesem Leitgedanken entwickelte sich die eine Hauptlinie des bäuerlichen Bauschaffens von Hermann Büld (vgl., Abb. 3).

Das Einfirst-Wohnviehhaus übernimmt in neuzeitlicher Umwandlung und Anpassung alle brauchbaren Vorzüge des früheren Grundrisses. Der Wohnteil bleibt in möglichst enger Verbindung mit dem Viehteil. Die Organisationsachse beider ist um zeitgemäße Verkürzung und Erleichterung der Arbeitsgänge bemüht. Eine Feuerwand vom Fundament bis zum First sichert im Brandfall die ausreichende Isolierung. Sie unterbricht jedoch nicht die Einheit des Ganzen. Der Wohnteil hat in der Regel innen zwei Geschosse. Im Untergeschoß befinden sich je nach Größe des Gesamthauses wenigstens eine geräumige Eingangsdiele, zwei Wohnzimmer (möglichst aneinander) drei Schlafzimmer (1 Elternschlafzimmer für den Jungbauern, 1 Schlafzimmer für das alte Paar, 1 Kinderzimmer), Bad und Toilette, Küche mit den Nebengelassen. Das Obergeschoß unter dem ausholenden Dach nimmt weitere Wohn- und Schlafräume und den Hausboden auf. Das notwendige Licht wird durch den Giebel, durch einen Frontspieß oder ein Schleppdach ins Obergeschoß gebracht. Im Viehteil ist Platz für die Rindviehaufstallung, für Pferde und Jungvieh. Außerdem muß der Viehteil alle für die Fütterung benötigten Hackfrucht- und Heuvorräte, sowie Häcksel und Stroh aufnehmen können. Die Getreideernte wird grundsätzlich in einer Scheune gelagert, die zum Haupthaus in sinnvolle Beziehung gesetzt ist. In der Scheune werden auch die Ackergeräte und Landmaschinen abgestellt. Die Ställe für Schweine sind vom Haupthaus abgesetzt. Eine Wagenremise mit Garage vervollständigt die Hofanlage, deren Mittelpunkt das große Wohnviehhaus unter einem First bildet. Scheune, Schweinestall und Remise sind mit ihren Firsten in herkömmlicher Art dem Haupthause parallel oder rechtwinklig zugeordnet.

Im Rahmen dieser kurzen grundsätzlichen Studie kann nur das Allerwesentlichste erwähnt werden. Die Fragen der Wasser- und Strominstallation der eigentlichen Viehaufstallung und der Einzelheiten in der Futterstapelung müssen vorerst außer Acht bleiben. Auch zur Gestaltung des Grundrisses im Wohnteil wäre Näheres zu sagen. Doch all diese Punkte sind einer späteren Untersuchung und Darstellung vorbehalten. Hier liegt das Hauptgewicht auf der Kennzeichnung des Schwerpunktes der neuen Hofanlage, des Einfirst-Wohnviehhauses, als sinngemäßer, angemessener und folgerichtiger Weiterbildung des überlieferten Hauses. Die Lösung wird bewußt gesucht in Richtung der Idee eines Wohnviehhauses unter e i n e m Dach und e i n e m ununterbrochenen First. Auf dem gleichen Wege lassen sich auch die alten Häuser nach und nach um- bzw. durchbauen und modernisieren (vgl. Abb. 4). Diese Tatsache ist von größter Bedeutung. Im Dammer Gebiet sind auch solche Lösungen mehrfach beispielhaft durch Hermann Büld gegeben.

Natürlich ist im neuzeitlichen Einfirst-Wohnviehhaus die große ehemalige Viehdiele (Halle) nicht mehr vorhanden. Bei Umbauten ließ man sie so lange bestehen, bis der Viehteil umgemodelt wurde. Die große Halle dürfte der Vergangenheit angehören. Man mag das bedauern, und der Verlust berührt unzweifelhaft das Wesen des Bauernhauses unserer Heimat. Immerhin geht die typische Nähe des Menschen zum Tier trotz der Unterteilung von Wohnteil und Viehteil im neuzeitlichen großen Einfirsthaus nicht ganz verloren. Selbst wenn Querdurchfahrten die Bedeutung des Vordergiebels herabmindern, wahrt das neue Haus Büldscher Prägung den charakteristischen Umriß. Die bisherigen Bauten im Gebiet um Damme bergen naturgemäß zahlreiche Schwierigkeiten des Materials und der Konstruktion. Die meisten bäuerlichen Bauherren folgten dem Architekten nur bedingt. Gelegentliche Kompromisse waren unvermeidlich. Es wurden aber wertvolle Erfahrungen von Fall zu Fall gesammelt, die den zukünftigen Bauvorhaben gewiß von Nutzen sein werden. Die Grundidee der Weiterentwicklung hat sich geklärt. Die Richtigkeit des Weges steht außer Zweifel.

Man darf freilich nicht verheimlichen, daß unsere heimischen Bauern zum Teil einer grundsätzlich anderen Lösung der Bauernhausbaufrage zustreben. Weithin besteht die Neigung zur radikalen Trennung von Wohn- und Viehhaus bzw. Scheunenhaus. Als das anfänglich gesunde Bemühen um die Weiterentwicklung des alten Hauses mit massivem Material um 1900 fast ganz erlahmte, — dort knüpfte Hermann Büld wieder an, wie wir oben dartaten —, verschwand rasch das Empfinden für die Ruhe und Kraft des alten Daches und Firstes. Ebenso verschwand das Gefühl für die überlieferte Zuordnung der Dächer und Firste von Nebengebäuden zum Hauptgebäude. Das hatte katastrophale Auswirkungen auf die gesamte Hofanlage.

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Alle Pläne und Planungen, wenn überhaupt solche vorlagen, wurden richtungslos. Die Masse der Neu- und Umbauten während der vergangenen 50 Jahre verrät offenbare Willkür. Die Handwerker und Architekten verzichteten darauf, sich noch ernsthaft mit dem „alten Haus" auseinanderzusetzen. Dennoch schälte sich langsam aus dem jahrzehntelangen Wirrwarr eine deutlich erkennbare Grundrichtung heraus, eben jene endgültige Trennung von Wohn- und Betriebsgebäude unter zwei oder mehreren Firsten. Auch mit dieser Entwicklung hat sich Hermann Büld genauer befaßt. Die diesbezüglichen Lösungsversuche stellen die zweite Hauptlinie seines bäuerlichen Bauschaffens dar. Wir bezeichnen den entsprechenden Bautyp als Verbinderhaus (vgl. Abb. 5).

Bevor wir diesen Typ beschreiben, müssen wir den Weg aufzeigen, der dahin führte. Die Unzulänglichkeiten des alten Hauses gegenüber neuzeitlichen Ansprüchen traten im Wohnteil (Kammerfach) zuerst und am dringendsten zutage. Leider wurden die Möglichkeiten von Veränderungen nicht gründlich genug geprüft. Man meinte, moderne Wohnlichkeit und Hygiene nur in An- und Nebenbauten erreichen zu können. Dabei kümmerte man sich um die Gegebenheiten der gesamten Hofanlage und der landschaftlichen Anpassung kaum. Man wählte einen Platz neben dem alten Hause, der irgendwie „praktisch" erschien. Der Gesichtspunkt einer vielleicht später notwendigen Erweiterung der Hofanlage blieb oft ganz aus dem Spiel. Solch mangelnder Weitblick hat sich nachher auf vielen Höfen bitter gerächt. Die unüberlegte Platzwahl des Wohnhauses setzte der Mechanisierung und Hoferweiterung fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Ganz davon abgesehen bemerkt man selten eine gute äußerliche Zusammenfügung des alten und neuen Baukörpers (vgl. Abb. 2). Die neuen Wohnhäuser, die mit Vorliebe zweistöckig und als Villa oder Herrenhaus gebaut wurden, stehen völlig unter dem jeweiligen Einfluß der wechselnden städtischen Moden.

Wenn das neue Wohnhaus fertig war, würdigte man das „alte Haus" zum Viehhaus herab. Im Kammerfach entstanden zusätzliche Stallungen. Weitere Veränderungen gewannen anfänglich nur ausnahmsweise Raum. Die Trennung der Baukörper geschah fast immer ohne glaubwürdigen Übergang. Sie zeitigte übelste Folgen für das äußere Erscheinungsbild unserer Höfe. Die beherrschende Firstlinie war entwertet, desgleichen die innere Einheit des Hauses. Von Rücksicht auf die Umgebung und von landschaftlicher Anpassung sprach niemand. Bauernhausbau war Geschmackssache geworden, die einstige Kraft der Typenverbindlichkeit erloschen. Die allgemeine Zersplitterung der Anschauungen verhinderte fortan jeden Ansatz einer örtlichen oder gar überörtlichen klaren Entwicklungsrichtung. Die „Bauernhausfrage" bildete sich im Durcheinander der wenig überzeugenden „Lösungen" bei allen Beteiligten endlich als unübersehbares Problem heraus.

Diese Lage wurde noch verworrener, als das friesische Bauernhaus im heimischen Raum Aufmerksamkeit erregte. Das war in dem Augenblick der Fall, in dem die neue Entwicklung sich mit Umänderungen des Viehteils im alten Hause näher befaßte. Getreide- und Heustapelung sowie die Viehaufstallung des Friesenhauses boten sich als zweckmäßiger an. Auch der gesonderte Wohnteil schien Vorzüge gegenüber dem heimischen Hause anzubieten. Überall, wo vollständige Neubauten spruchreif waren, schien das Friesenhaus empfehlenswerter. Tatsächlich fanden solche Häuser während der letzten 50 Jahre im Münsterland starke Verbreitung. Allerdings wurde selten der echte Typ gebaut, der bekanntlich auch Wohn- und Betriebsteil unter einem geraden First vereinigt. Dafür kam ein unechter Typ zustande, der — und das ist bezeichnend! — die Firsteinheit zerschlug und das Wohnhaus seitlich an das Viehhaus stellte. So mündete auch diese Sonderentwicklung in den allgemeinen Zug der Trennung der Baukörper. Der „Kampf zwischen Friesenhaus und Sachsenhaus" ist im Grunde ein oberflächliches Schlagwort, das wesentliche Dinge übersieht oder verwechselt. Nicht das Friesenhaus als solches wird gewollt, sondern recht eigentlich das abgetrennte Wohnhaus, die Villa mit dem Betriebsgebäude (vgl. Abb. 6). Dieses Bestreben ist tief im heimischen Bauerntum der Gegenwart verwurzelt. Neuerdings entwickelt sich das friesische Beriebsgebäude hierzulande wieder zu einem reinen Viehhaus, d. h. für die Getreidespeicherung wird zusätzlich eine Scheune vorgesehen. Man hat erkannt, daß die riesigen Betriebsgebäude friesischer Art für die Getreidestapelung zu teuer sind. Man erinnert sich wieder, daß die Friesenhäuser ursprünglich immer reine Viehhäuser bzw. Heuhäuser und keine Getreidescheunen gewesen sind. Das war eine Zeitlang verwechselt und vergessen worden.

Hermann Büld versucht auch, diese zweite starke Grundrichtung im neuzeitlichen heimischen Bauernhausbau — Trennung von

Landesbibliothek Oldenburg

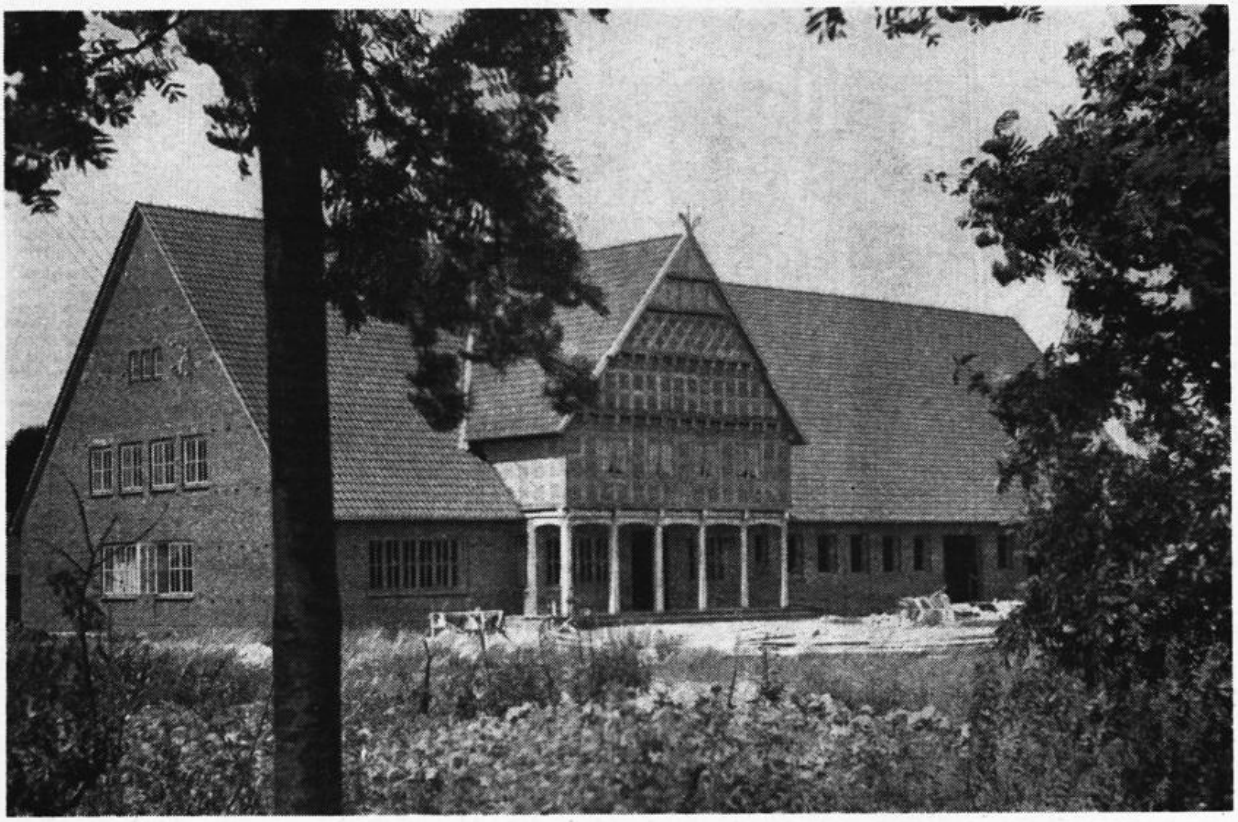


Abb. 3. Neubau des Hofes Nieberding in Steinfeld nach Plänen von Hermann Büld (Einfirstlösung)
(Photo: Alwin Schomaker, Langenteilen)

Abb. 4. Umbau des Hofes Robke-Wolting in Klünenberg bei Osterfeine nach Plänen von Hermann Büld (Einfirstlösung)
(Photo: Alwin Schomaker, Langenteilen)

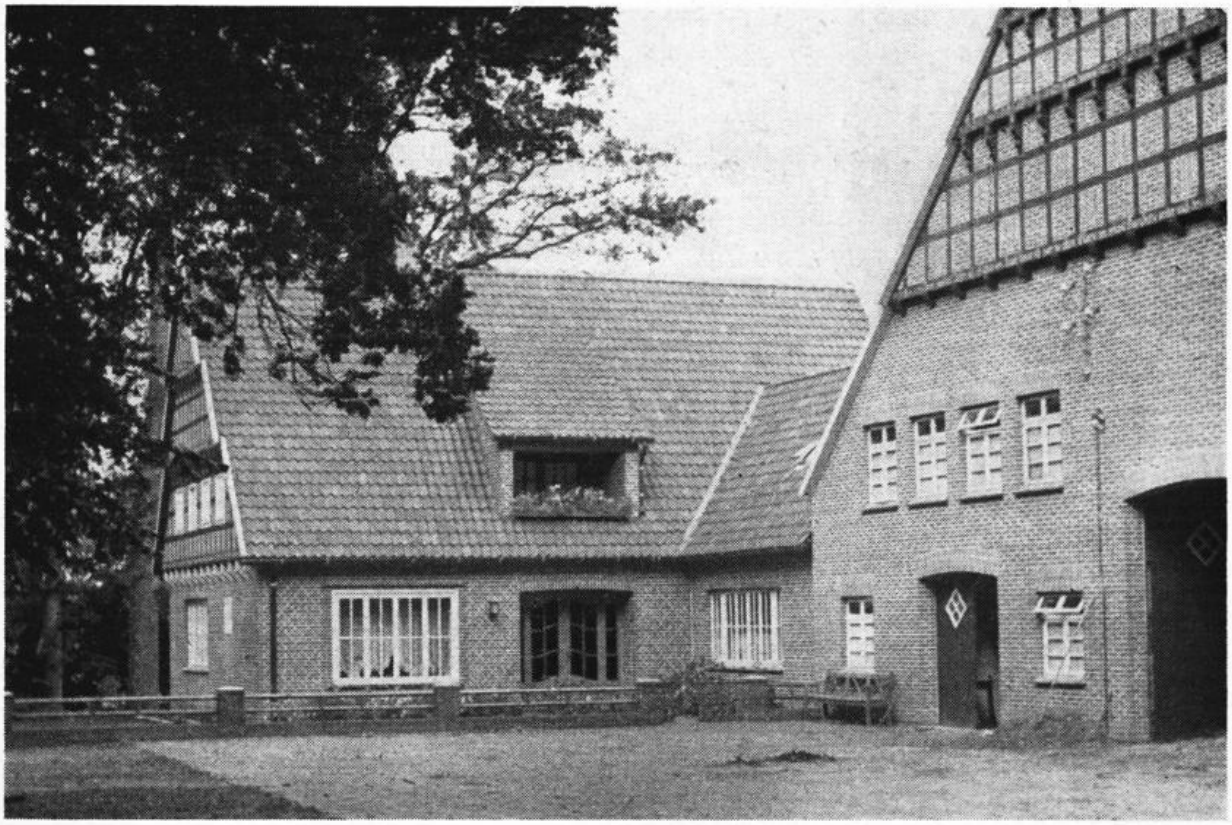


Abb. 5. Neubau des Hofes Drahmann-Burdiek in Osterfeine nach Plänen von Hermann Büld (Verbinderlösung)
(Photo: Alwin Schomaker, Langenteilen)

Abb. 6. (Photo: Alwin Schomaker, Langenteilen)

Landesbibliothek Oldenburg

Wohnhaus und Viehhaus — einem erträglichen Ziel zuzuführen. Er ist sich freilich bewußt, daß dieselbe seinem Hauptanliegen der modernen Weiterentwicklung des alten Hauses in Gestalt des Einfirst-Wohnviehhauses zuwiderläuft. Aber es gelingt nicht immer, die bäuerlichen Bauherren für das Einfirsthaus zu begeistern. Dafür besitzt das getrennte Wohnhaus heute noch eine viel zu mächtige Anziehungskraft, vor allen Dingen, wenn es sich darum handelt, alte Häuser umzubauen. Man nennt von bäuerlicher Seite eine ganze Reihe von Gründen, die die getrennte Bauform rechtfertigen sollen (u. a. bessere Belichtungsmöglichkeiten, Hygiene, Brandsicherung, mehr Bequemlichkeit, bessere Grundrißeinteilung). Die meisten Gründe vermögen kaum zu überzeugen und gehen am Kern der Sache vorbei. Zumindest zeigen sie keine echten Vorteile gegenüber dem Einfirst-Wohnviehhaus auf. In Wirklichkeit läuft die augenblickliche Bevorzugung der getrennten Bauform auf psychologische Momente (Villenkomplex) hinaus. Das freigestellte Wohnhaus wird als vornehmer empfunden und als wirkungsvoller betrachtet. Der bäuerliche Repräsentationswille scheint daran mehr Gefallen zu haben. Die seelischen Rückwirkungen der städtischen Diffamierung spielen hier fraglos eine unbewußte Rolle. Jedenfalls hat der Verfasser diese Überzeugung gewonnen.

Ein Architekt, der heutzutage mit irgendwelchen Bauvorschlägen auf unsere Höfe kommt, hat mit der geschilderten Grundhaltung zu rechnen. „Dat Wohnhus för sick!" so lautet die Forderung. Auch im Dammer Gebiet oder gerade dort (Schweinemastmittelpunkt) sieht sich Hermann Büld recht häufig vor dieser Forderung seiner bäuerlichen Auftraggeber. Wenn dann der Vorschlag für das Einfirsthaus bzw. für einen entsprechenden Umbau des alten Hauses durchfällt, muß die getrennte Lösung in Anwendung kommen. Deswegen galt es von Anfang an, eine solche Planung von den Fehlern der Vergangenheit zu befreien. Schon vor dem letzten Kriege waren gelegentliche Ansatzpunkte zu tragbaren Lösungen zu beobachten. Man hatte herausgefunden, daß die getrennten Baukörper klar von einander abgesetzt und doch auch wieder sinnvoll in Verbindung gebracht werden mußten. Es tauchte die Idee eines verbindenden Zwischenbaus auf, des sogenannten „Verbinders". Natürlich machte man zunächst fast alles falsch. Die tastenden Versuche der Architekten und baukundigen Handwerker gelangen selten. Der Abstand der beiden Baukörper (Wohnhaus und Viehhaus) bzw. die harmonische Abstimmung des Verbinders mit ihrer Baumasse mißlangen noch häufig. Kurzum: die rechte Gliederung wurde verfehlt. Hermann Büld zog die Lehre daraus und bemühte sich, dem Verbinderhaus die Kinderkrankheiten zu nehmen. Wiederum war der Grundton der alten heimischen Höfe das mittelbare Vorbild. Das Erscheinungsbild des Verbinderhauses hatte grundsätzlich auf alle friesischen Anklänge zu verzichten und sie bewußt auszumerzen. Andererseits war ihm eine höchst mögliche Ruhe und Geschlossenheit zu sichern. Die verwirrenden Überschneidungen, die unruhigen Verspieltheiten, die modischen und abwegigen geschmacklichen Eigenwilligkeiten galt es als unbäuerlich zu entlarven. Der Verbinder mußte formal und grundrißmäßig in seine sachliche Funktion eingesetzt werden.

Es bedürfte einer Spezialdarstellung, wenn man hier den Einzelheiten auf den Grund gehen wollte. Parallelstellung der beiden Firste ist unabdingbare Forderung. Über das Vorziehen oder Zurückschieben des Wohnhauses zur Hauptfront des Hofes entscheiden örtliche Gegebenheiten. Die bisherige Erfahrung läßt vermuten, daß ein Zurückschieben des Wohnhauses und damit eine Betonung des Viehhauses oft am besten wirkt. Der Verbinder ist grundsätzlich rechtwinklig auszurichten und muß als selbständiges vermittelndes Glied in Erscheinung treten. Ein bündiges Hinüberleiten in die Front des Wohnhauses und des Viehhauses verwischt den Umriß und zerstört die Selbständigkeit des Verbinders. Das Verhältnis der Traufenhöhen verlangt besondere Sorgfalt. Ausschlaggebend für die Geschlossenheit der Anlage sind die richtig gewählten Längenmaße des Verbinders. Sie verhindern das Auseinanderfallen der Hauptbaukörper und sichern ebenso deren notwendige Zusammengehörigkeit. Eine häßliche Übereckfügung der drei Bauteile sollte zukünftig überall ausgeschlossen sein.

Vom Grundriß her hat der Verbinder eine außerordentlich wichtige Bedeutung. Er muß sinnvoll vom Wohnhaus zum Viehhaus überleiten und nicht nur äußerlich, sondern auch von innen her beide Teile verbinden. Die Küche mit Spüle und Nebengelassen erfüllt diese Aufgabe in vorbildlicher Weise. Eine ähnliche Aufgabe, wenn auch in anderer Gestalt, besaß ja auch das Flett oder die Küche im alten Hause. In den Verbinder hinein ist ferner der Mittelpunkt der Überschaubarkeit von der Gesamtanlage zu legen, denn diese

Landesbibliothek Oldenburg

bestimmte mit den praktischen Wert des alten Hauses.

Die verschiedenen Verbinderhäuser, die Hermann Büld in Damme und Umgebung gebaut hat, beruhen innen und außen auf den erwähnten Grundzügen. Die Grundrisse von Wohnhaus und von Viehhaus unterscheiden sich in der Raumaufteilung kaum vom Einfirsthaus. Die alltägliche Arbeitsachse der Verbinderanlage hat gegenüber dem Einfirsthaus mehrere offenbare Nachteile, ganz abgesehen von den höheren Kosten beim Neubau. Dieser Umstand würde eine genauere Untersuchung erfordern als am gegenwärtigen Platz möglich ist. Dieselbe würde als Ergebnis die größeren Vorteile beim Einfirsthaus erhärten. Und doch sind auch in die Büld'schen Verbinderbauten mancherlei Kompromisse hineingebaut. Die unbelehrbare Eigenwilligkeit bäuerlicher Bauherren — nicht so sehr die Kostenfrage — setzten dem Architekten entsprechende Grenzen. Das ausdrücklich zu bemerken ist nicht überflüssig, weil eine vorschnelle Kritik sonst die Verantwortlichkeiten falsch einschätzt. Das ideale Verbinderhaus ist von Hermann Büld bislang ebensowenig gebaut worden wie das ideale Einfirsthaus. Aber der Weg dahin wurde weit beschritten, das Ziel ist klarer als je und das bisher Erreichte allgemein beachtenswert. Wir möchten wünschen, daß das Einfirsthaus nach und nach allein wieder das Feld beherrscht. Das Verbinderhaus entbehrt eben doch der bodenständigen Wurzeln.

Freilich das bodenständige Material von früher wird auch im neuzeitlichen Einfirsthaus keine wesentliche Rolle mehr spielen. Mit gutem Grund greift Hermann Büld zu erprobten neuen Baustoffen. Außen und innen finden wir teilweise ganz neuzeitliche Materialien, doch immer in werkgerechter und angemessener Verwendung. Haltbarkeit, Zweckmäßigkeit und Preiswürdigkeit haben bei der Auswahl größtes Gewicht. Was Chemie, Technik und Baustoffproduktion anbieten, wird geprüft. Die Prüfung selbst geschieht nach Richtwerten des Grades der Möglichkeit einer klimatischen und landschaftlichen Anpassung. Das bewährte gute Alte wird dennoch nicht übersehen. Viele Einzelheiten (Fenster, Türen usw.) suchen formal den Zusammenhang mit der großen Vergangenheit. Das Holz genießt eine besondere Vorliebe. Die meisten Büldschen Bauten wissen seine zeitlosen Verwendungsmöglichkeiten am Außen- und Innenbau überzeugend vor Augen zu führen. Die Dammer Giebelkunst aus dem 18. Jahrhundert übt insbesondere schöpferische Einflüsse aus. Der Frontspieß des Einfirsthauses ist von Hermann Büld als idealer Platz für eine Fachwerk- bzw. Giebelkunstrenaissance entdeckt worden. Was dort in den letzten Jahren entstand an echter bäuerlicher Holzbaukunst, kommt einer Revolution gleich und soll einem späteren Spezialaufsatz vorbehalten sein. Es tritt unmittelbar in lebendige Berührung mit den formbildenden und gestaltwandelnden Ausstrahlungen des Museumsdorfes in Cloppenburg.

Überhaupt will das Schaffen von Hermann Büld ganz und gar als praktische Heimatarbeit verstanden sein. In ihm rührt sich eine Kraft des Widerstandes gegen alle Überfremdung unseres landschaftlichen und seelischen Lebensraumes. Die Bauten von Büld trachten nach höchster Zweckmäßigkeit, aber sie erheben sich über den Materialismus reiner Zweckmäßigkeit zu Forderungen höherer Art. Nicht der lieblos entseelte Zweckbau allein ohne bodenständiges Gesicht und ohne Ehrfurcht vor den geschichtlich gewachsenen Ordnungen gehört zum bäuerlichen Bauprogramm von Hermann Büld, sondern der Hof als Heimat von bäuerlichen Geschlechterfolgen. Mit Takt und Behutsamkeit wird versucht, den wertvollen arteigenen bäuerlichen Baugedanken unseres Menschenschlages von der Vergangenheit über die Gegenwart fortverwandelnd an die Zukunft als Aufgabe weiterzugeben. Die große Vergangenheit der bäuerlichen Kultur unserer Heimat, wie sie sich in Cloppenburg im Museumsdorf auf allen Gebieten und wie sie die Dammer Giebelkunst nur noch in wenigen großen Beispielen zeigt, wird als verpflichtendes Erbe begriffen. Nicht der verfarmerte „Betrieb" ohne Wurzel und wahre Heimat schwebt Hermann Büld vor, sondern der landschaftgebunden charakteristische Bauernhof. Das schließt eine Anpassung an neuzeitliche Lebens- und Wirtschaftsführung keineswegs aus. Die Erfahrung in Damme lehrt überdies sehr eindrucksvoll, daß unser heimischer Bauer durchaus noch kein rein materialistischer Zweckdenker ist. Er verlangt Häuser und Höfe mit hochgezüchteten praktischen Einrichtungen, aber er ist auch noch gewillt, für die kulturelle Ausgestaltung zusätzlich Opfer zu bringen. Es kommt für unsere heimischen Architekten darauf an, diesem gesunden Darstellungswillen eine arteigene, von der Stadt unabhängige Form zu geben. Hermann Büld hat im Dammer Gebiet einen solchen Weg erfolgreich beschritten.

Alwin Schomaker

Landesbibliothek Oldenburg

Ein Degen aus dem 17. Jahrhundert

Ob man wohl jemals wird feststellen können, auf welche Weise der prachtvolle Degen nach Cloppenburg gelangt ist, der sich dort lange im Besitz der Familie Bothe befand und eines Tages von dieser dem Landesmuseum in Oldenburg überwiesen wurde? Wenn man heute dort vor dem Glaskasten steht, in dem diese prachtvolle und seltene Waffe verwahrt wird, so mag einem wohl der Wunsch kommen, solch ein Stück möchte erzählen können aus seiner Lebensgeschichte, von der Werkstatt, in der es in langwieriger und kunstreicher Arbeit entstand, von seinen Schicksalen und seinen wechselnden Besitzern. Es würde wahrscheinlich eine spannende, farbige und dramatische Erzählung sein, denn nicht um eines jener gewöhnlichen, durchschnittlichen Stücke handelt es sich, wie sie auch schon vor Jahrhunderten in Serien gefertigt wurden und zahlreich in den Waffensammlungen erhalten sind, sondern um eine erlesene und vornehme Arbeit aus der Werkstatt eines berühmten Meisters, gefertigt in einer heute längst nicht mehr ausgeübten Technik, die zu den schwierigsten und kunstvollsten überhaupt zählt.

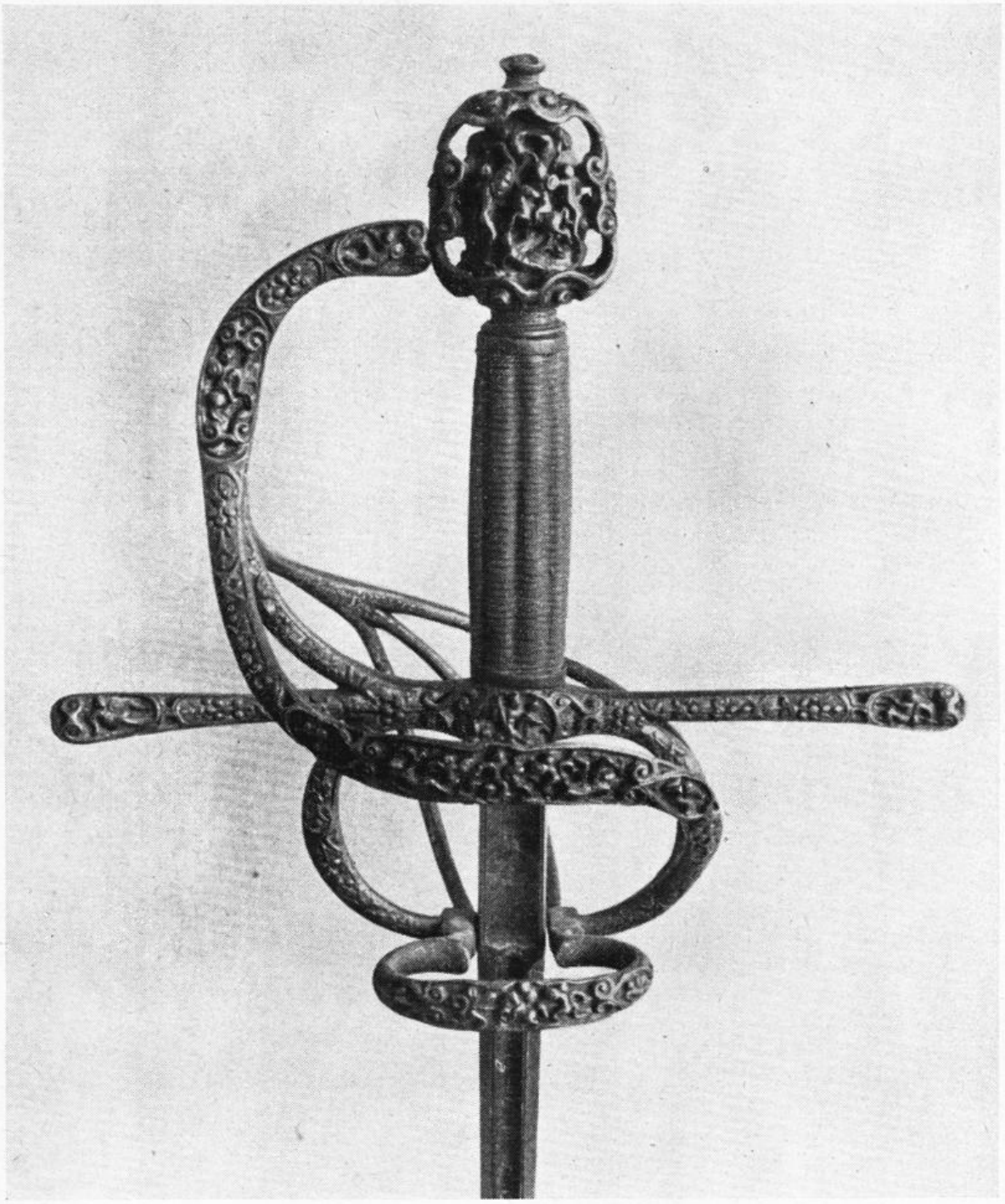
Wir öffnen den Schrank und nehmen den Degen heraus, — mit aller Behutsamkeit und Vorsicht, die einem so kostbaren Gegenstand gebührt. Insbesondere hüten wir uns, das Metall mit den bloßen Händen zu berühren, damit nicht irgendwelche Feuchtigkeitsspuren nach einiger Zeit in Gestalt häßlicher Rostflecke sichtbar werden. Wie leicht und wunderbar ausgewogen liegt der Degen in der Hand — es ist, man spürt es sofort, kein grobes Instrument, nicht mit roher Kraft zu handhaben, sondern ein Stück, das im Gebrauch die gleiche Kunstfertigkeit, Eleganz und Biegsamkeit erfordert, die es selber äußerlich kennzeichnen. Die Schmalheit und federnde Elastizität seiner Klinge deuten darauf hin, daß sie nicht für das Schlagen gedacht ist, sondern für den wohlüberlegten und zielsicheren Stoß. Doch wird unsere Aufmerksamkeit zunächst ganz beansprucht von dem unsere Hand umschließenden, reich geschwungenen Korb, dessen Stege und Knauf über und über von plastischem Zierart bedeckt sind, — wir entdecken da neben ornamentalem Schmuck die winzigen Gestalten sprengender Reiter, ganze Kampfszenen, fast vollplastisch aus dem Untergrund herausgearbeitet, wir entdecken Spuren von Gold . . . Der Degenkorb muß ursprünglich über und über vergoldet gewesen sein, ein sicheres Zeichen dafür, daß ein hoher Herr der erste Besitzer des Stückes war. Wer mag es gewesen sein?

Unser Interesse ist geweckt, wir nehmen ein Vergrößerungsglas zur Hand, um die Einzelheiten deutlicher zu erkennen. Wie mögen die plastisch herausgearbeiteten Pferdchen mit ihren Reitern entstanden sein? Es handelt sich bei der Verzierung und dem Untergrund doch um ein und dasselbe Material, um Eisen, beides ist fest miteinander verbunden, ohne die Spur einer Fuge. Man kann Eisen doch nicht schnitzen wie ein Stück Holz?

Doch, man kann es schon, — wenn auch nicht gerade schnitzen, so kann man es doch feilen und bohren. Die Technik, das Eisen in kaltem Zustand plastisch zu bearbeiten, hat sogar während dreier Jahrhunderte in hoher Blüte gestanden. Natürlich erforderte diese Technik — man nennt sie Eisenschnitt — einen solchen Aufwand an Geduld und Zeit, daß es heute unvorstellbar anmutet, wie ein einzelner Mensch diese Arbeit auf sich nahm, nur um einen Degenkorb herzustellen. Man muß sich einen solchen Meister bei der Arbeit vorstellen: das unbearbeitete Stück in einen Schraubstock eingespannt, daneben eine gezeichnete oder graphische Vorlage, die verschiedenartigen bereitliegenden Instrumente, Meißel, Bohrer, Feile, — und nun der unendlich langsame Vorgang des Wegnehmens, des Ausfeilens, des sorgfältigen Aussparens dessen, was stehen bleiben soll, das allmähliche Hervortreten der Konturen, das Unterschneiden, wodurch die figürlichen Teile des Zierrates sich in körperlicher Selbständigkeit langsam vom Grunde abzulösen beginnen, das Ausarbeiten der Einzelheiten, das Polieren, Vergolden. Und auch dabei hat es der Meister nicht bewenden lassen; an der Innenseite der Parierbügel und Parierstangen findet sich feines Rankenwerk in Gold, mit dem Hammer in vorgezogene Rillen ins Eisen eingeschlagen. Auch die alte Technik der Goldtauschierung ist also hier zur Anwendung gekommen.

Nachdem unsere Augen sich so in den handwerklichen Werdegang des Zierrates eingesehen haben, ist unser Blick plötzlich auch geschärft für den Arbeitsprozeß, der dem allen vorausgegangen ist: dem Herstellen der Grundformen des Korbes am Amboß

Landesbibliothek Oldenburg



Der Korb des Cloppenburger Degens (Aufnahme: Landesmuseum Oldenburg)

mit Hammer und Zange. Unser Bild verrät etwas von der reichgeschwungenen Eleganz der Linienführung, die unseren Degen auszeichnet, läßt aber auch erkennen, wie kompliziert und durchdacht der Verlauf der einzelnen Bügel ist, die sich alle drei von einer Stelle her ableiten, dann auseinanderstreben und an verschiedenen Punkten der Grundform organisch wieder einmünden. Der rückwärtige Bügel ist seinerseits sogar wieder in drei Teile zersträhnt. Mit welcher Sicherheit und aus welch tiefer Erfahrung und Kenntnis des Materials heraus ist der Vorgang des Abspaltens, Biegens und Zusammenführens hier schmiedetechnisch beherrscht! Und wie fällt hier vollkommene Zweckmäßigkeit zusammen mit einer abstrakten Schönheit an sich in Linienverlauf und Bewegung!

Wir wenden uns der schmalen, vierkantig geschliffenen Klinge zu, deren Inschriften und Marken schon lange unsere Neugier

Landesbibliothek Oldenburg

reizen. Da entziffern wir auf der Vorderseite, nahe am Korb, in einer Rinne zunächst die Inschrift: ME FECIT SOLINGEN und auf der Rückseite: CLEMENS HORN. „Clemens Horn aus Solingen hat mich gemacht!" so spricht der Degen, nicht etwa: „Ich, Clemens Horn, habe dies gemacht." Die Formulierung ist tief bezeichnend für die Einstellung der alten Meister zu ihrem Werk, das für sie ein selbständiges persönliches Wesen mit eigenem Leben war, nicht ein totes Ding. Nur diese Einstellung erklärt die unendliche Geduld und Hingabe, die man in alten Zeiten an die Herstellung eines solchen Gegenstandes wandte. Formgebung bedeutete: zum Leben erwecken. Nur so erklärt es sich auch, daß — wie wir aus den alten Sagen wissen — Schwerter einen Namen führen konnten, wie Siegfrieds Balmung.

Clemens Horn aus Solingen, dessen Werkstattmarke — ein nach links gewandter Einhornkopf — sich beiderseitig am Ansatz der Klinge befindet, war einer der berühmtesten Klingenschmiede seiner Zeit. Genauer gesagt, haben wir es hier nicht mit e i n e m Meister, sondern mit zweien, Vater und Sohn gleichen Namens zu tun. Clemens Horn der Ältere war in Solingen seit ungefähr 1580 tätig. 1616 wurde er zum Kirchenmeister gewählt. Bis etwa 1625/30 muß er tätig gewesen sein. Arbeiten seiner Hand finden sich heute noch in fast allen bedeutenderen Waffensammlungen Europas. Sein Sohn Clemens der Jüngere, der anscheinend weniger bedeutend war als der Vater, übernahm von ihm die Werkstatt und ebenso die Marken, den schon erwähnten Einhornkopf, daneben aber auch den Wolf, die drei Mohrenköpfe und andere. Er wird 1651 in den Urkunden genannt und 1688 als gestorben erwähnt.

Wir können hier weder untersuchen noch gar entscheiden, wer von den beiden der Fertiger unseres Degens war, zumal sich die Lebensdaten beider überschneiden und der Stil der Ornamentik keine absolut sicheren Anhaltspunkte gibt. Sicher dürfte nur seine Entstehung im 17. Jahrhundert sein.

Dagegen wollen wir, nachdem wir diese Waffe als Kunstwerk gewürdigt haben, noch kurz die Frage prüfen, welche Stellung unser Stück in der Entwicklung des Waffenwesens einnimmt. Wenn man diese Entwicklung als Ganzes überschaut, ist immer wieder die Beobachtung zu machen, daß durch den Fortschritt der Technik, durch neue Erfindungen, durch eine veränderte Strategie der reine Nutzwert der alten, aus dem Mittelalter oder noch älterer Zeit stammenden Waffen immer geringer wird, — daß sie deswegen zunächst aber keineswegs verschwinden, sondern immer mehr den Charakter eines Rangabzeichens annehmen. Auf diese Weise verwandelte sich die Hellebarde und der Spieß im 18. Jahrhundert in das „Offiziersponton". Der Dolch war noch im letzten Kriege reines Rangabzeichen, Bestandteil der Uniform. Wie aber war es im 17. Jahrhundert? Die Kriegführung stand damals schon weitgehend im Zeichen der Feuerwaffe, der beweglichen Artillerie und der Muskete. Nur im Nahkampf zu Fuß oder zu Pferde spielte der Säbel oder der krumme Reiterdegen eine gewichtige Rolle. So wird ein Stück wie das unsrige auch in seiner Zeit bereits einen halbrepräsentativen Charakter gehabt haben, — nicht nur durch seinen Kunstwert, sondern auch durch seinen Charakter als Waffe aus der Menge der nur durch ihren Nutzwert bestimmten Kriegsgeräte herausgehoben.

Unser Degen war also auch so etwas wie ein Symbol. Wir erinnern uns, was es früher für die Ehre eines Mannes bedeutete, wenn ihm ein solcher Degen zuerkannt, oder wenn er ihm aberkannt wurde. „Ziehe mich nicht ohne Überlegung heraus, stecke mich nicht ohne Ehre wieder ein" steht häufig in spanischer Sprache auf alten Schwertklingen zu lesen. Wenn man diese Bedeutung bedenkt, so wird auch verständlich, warum unser Degen diese so unbedingt adlig wirkende Form hat: weil er für das Empfinden der damaligen Menschen der Träger von Überlieferungen und Vorstellungen war, die das Ideal einer ritterlich-ehrenvollen Lebensführung betreffen.

Als Form, als zweckvolles Gerät und auch in seiner geistigen Bedeutung steht der Degen in einer langen und sehr alten Traditionsreihe. In seiner Grundform leitet er sich deutlich ab von der Form, die das hohe Mittelalter dem Schwert gegeben hatte. Wir wissen aber von dieser Zei, daß sie in der Architektur wie auch in ihren Gerätschaften — soweit sie nicht ganz platten Zwecken dienten — kaum je eine Form hervorgebracht hat, die nicht auch symbolisch war. So ist es vielleicht nicht ganz zufällig, wenn in unserer Abbildung die Kreuzesform in ihrer Statik so deutlich hervortritt, trotz der sie umspielenden „beweglichen" Formen. Irren wir nicht, so wäre damit ein Hinweis gegeben auf die letzte Verantwortlichkeit, unter der die Führung unseres Degens stand.

Gustav Vriesen

Landesbibliothek Oldenburg

Ein Rosenkranz mit sieben Gesetzen

IM MUSEUMSDORF CLOPPENBURG

Bereits im Heimatkalender 1952 hatten wir Gelegenheit, einen interessanten Rosenkranz aus dem Besitz des Museums in Cloppenburg zu veröffentlichen. Diesmal können wir über eine sehr schöne Neuerwerbung des Museumsdorfes berichten. Hatte es sich bei ersterem um einen der seltenen, heute unbekannten „Zehner", jene offene, mittels eines Ringes an einem Finger zu tragende Perlenfolge, die ein Gesetz des Rosenkranzes umfaßt, gehandelt, so haben wir in dem abgebildeten Stück einen Rosenkranz vor uns, der seiner gebetsmäßigen Gestalt nach unserem heute gebräuchlichen Typus recht ähnlich sieht: Eine geschlossene Folge von Zehnergesetzen mit dem Glaube-Hoffnung-Liebe-Absatz. Es ist dies die Form, die im spätesten 16. Jahrhundert als die letzte Stufe der jahrhundertelangen Entwicklung des Rosenkranzes — wir haben diese in jenem ersten Aufsatz eingehend dargestellt — sich herauszubilden begann, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sich neben dem Zehner ziemlich rasch durchsetzte und dann Allgemeingültigkeit erlangte.

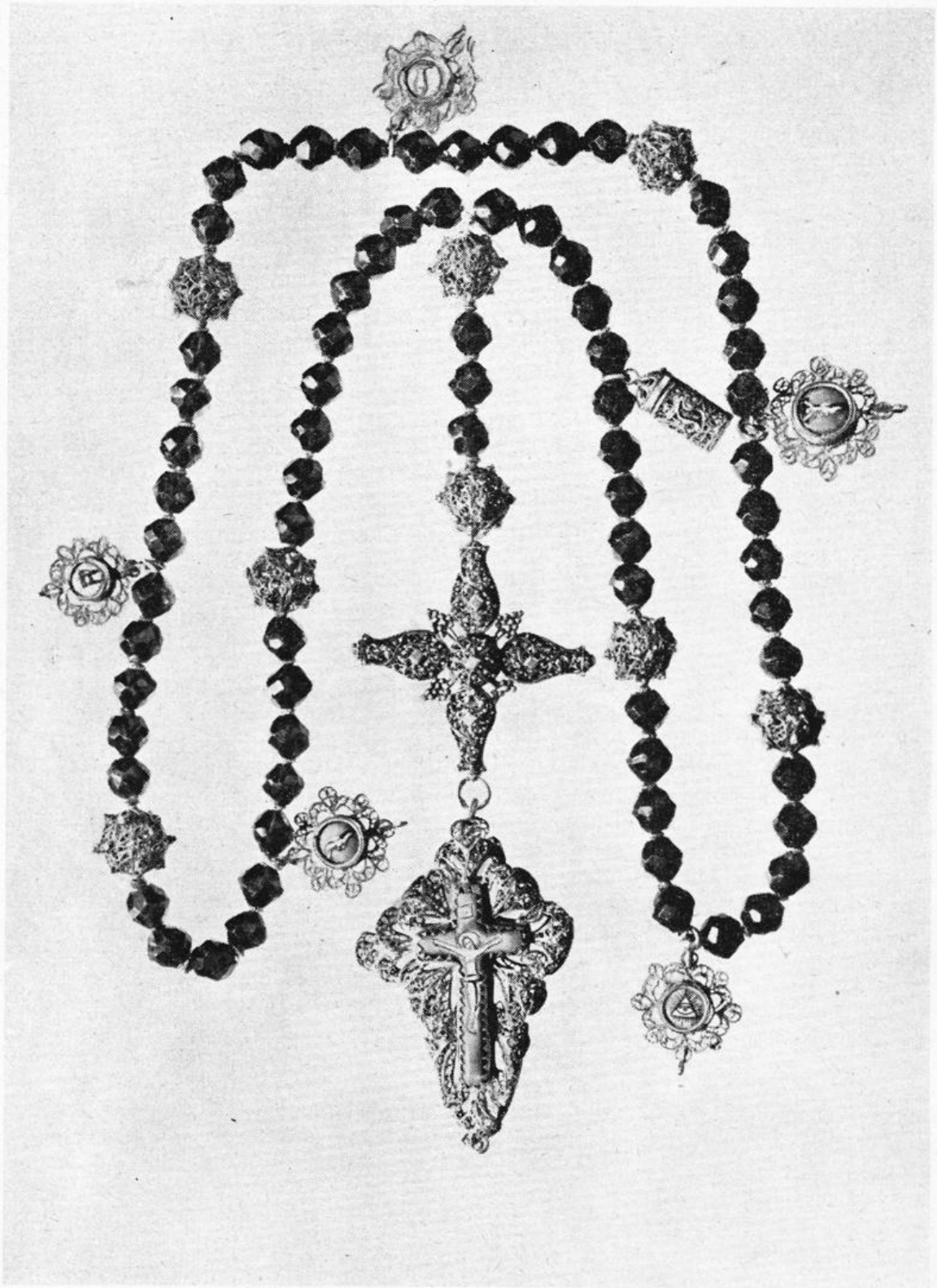
Unser Rosenkranz besteht aus sieben Gesetzen dunkel-granat-roter, facettiert geschliffener Ave-Perlen, einzeln von einander abgesetzt durch feinste Ringlein, die, wie die überaus großen und reichen Paternoster-Perlen, aus Silberfiligran bestehen. Dieselbe Technik finden wir auch bei den beiden Kreuzen, von denen das obere mit seinen in den Ecken eingesetzten Trauben und den reichen Auflagen von ganz besonderer Schönheit, das untere zwar einfacher gehalten, aber mit einer dunkelblauen Emaileinlage versehen ist.

Zweierlei an diesem Rosenkranz ist uns heute ungewohnt: Die Zahl von sieben Gesetzen anstelle unserer fünf und die Verwendung von zwei Kreuzen am gleichen Stück. Ersteres hat seine Ursache vermutlich in den Gebetsgewohnheiten der in der Barockzeit ja besonders beliebten und zahlreichen religiösen Bruderschaften. Sie fügten wohl meist den fünf Gesetzen für ihre ganz speziellen Anliegen noch weitere hinzu; einer dieser Zusätze wurde und wird heute noch in manchen Gegenden zum Wohl der Armen Seelen gebetet. Die zwei Kreuze dagegen erklären sich aus einer Sitte der Frühzeit dieses Rosenkranztypus. Man schloß den Rosenkranz nämlich damals gewöhnlich mit einem Kreuz und zusätzlich einer Medaille oder einer religiösen Denkmünze, einem Medaillon aus Email oder Wachs oder sonst einem Schaustück ab. Mit der Zeit wurde an ihre Stelle ein zweites Kreuz gesetzt. Es erscheint dies zwar wenig sinnvoll, aber vielleicht besaß dieses obere Kreuz, das eigentümlicherweise immer ein Kreuz mit vier gleichlangen Balken ist, irgendeine bestimmte Bedeutung, die uns heute verloren ist.

Aber noch etwas anderes unterscheidet diesen Rosenkranz grundlegend von unseren heutigen, und das ist seine Schönheit. Was besitzt doch so ein Stück für eine glanzvolle Festlichkeit! Leider kann die Abbildung nur einen schwachen Eindruck vermitteln von dem strahlenden und doch zugleich äußerst vornehmen Zusammenklang des glutigen Rots der Ave-Perlen und dem schimmernden Silberspitzengewebe der Paternoster-Perlen. Wie armselig, kümmerlich, nüchtern wirken doch daneben unsere Rosenkränze aus dem billigsten Pressmaterial in ihrer lieblosen Verarbeitung! Gewiß ist nicht die äußere Erscheinung der Zählschnur, sondern das Gebet und die Haltung des Beters das Entscheidende; aber die Alten bildeten eben auch das Unwesentliche in Schönheit. Der ganze Abstieg unserer Alltagskultur zeigt sich an so einem einzigen Stück mit erschreckender Deutlichkeit. Ein solcher Rosenkranz war bestimmt, öffentlich, fast ein Teil der Tracht, getragen zu werden und kündete so von Wert und Würde des Menschen. Dabei haben wir hier nicht etwa ein Einzelstück vor uns. Rosenkränze dieser Art finden sich heute noch, man darf wohl sagen, zu Tausenden, vor allem in Süddeutschland, wenn auch das Cloppenburger Stück von ganz besonderer Qualität ist. Sie waren einstmals Massenware.

Das Zentrum für die Herstellung solcher Filigranrosenkränze, die übrigens nur einen Teil, wenn auch einen nicht unbedeutenden seiner großen Filigranproduktion ausmachten, war im 17., 18. und frühen 19. Jahr-

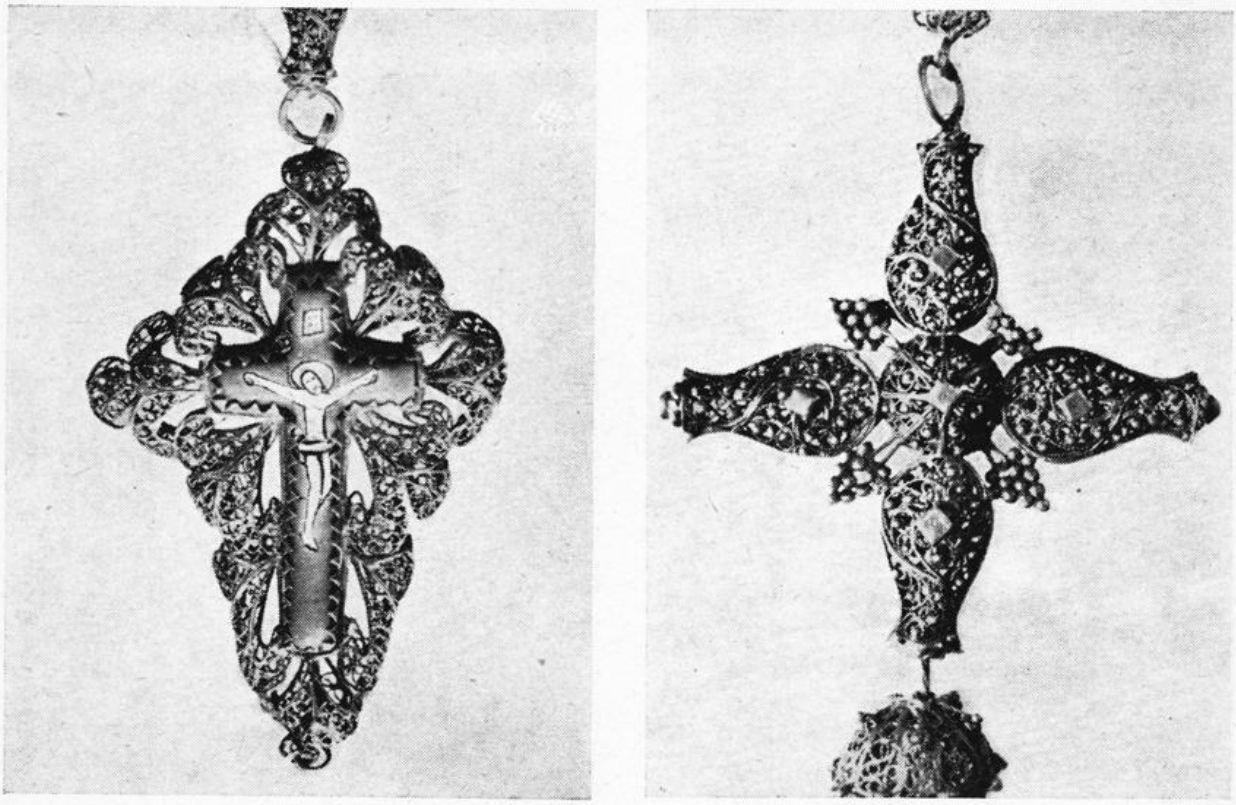
Landesbibliothek Oldenburg



Ein Rosenkranz mit sieben Gesetzen aus der Sammlung des Museumsdorfes
(Photo: Bayer. Landesamt für Denkmalpflege)

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg



Die beiden Filigrankreuze des Rosenkranzes (Vgl. das Bild auf Seite 124)
(Photo: Bayer. Landesamt für Denkmalpflege)

teil der äußeren Erscheinung des Rosenkranzes werden. Der größere Teil von ihnen brachte wohl Darstellungen religiöser Themen. Wir erfahren in literarischen und in Bildquellen von Christus-, Maria- und Heiligendarstellungen auf goldenen, silbernen, perlmuttenen Plaketten, oder in Form von Figürchen aus Gold und Silber, die zum Teil nicht angehängt, sondern an zwei Oesen der Länge nach in die Perlenfolge eingefügt wurden, wir erfahren von Agnus Dei, von gestickten und solchen aus edlen Metallen, von Betnüssen — das sind zu öffnende kleine Behältnisse aus Buchsbaumholz, die innen reiche Szenen aus dem Alten und Neuen Testament, Meisterwerke der Miniaturschnitzkunst, bergen — und von anderen Dingen. Daneben erscheinen aber auch ganz profane Dinge als Anhänger, Kleinodien mit kostbaren Steinen, was dem Steinaberglauben des Mittelalters entspricht, Ringe, Herzchen, ja sogar von silbernen Buchstaben ist die Rede. Für Westfalen scheint es in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts z. B. charakteristisch gewesen zu sein, daß an den Rosenkränzen Beutelchen getragen wurden, über deren Inhalt wir allerdings nicht unterrichtet sind. Sie können ebensogut Reliquien, wie Parfüm enthalten haben. Denn unter den profanen Anhängern, vor allem aus der Zeit der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert spielen die Parfümbehälter die größte Rolle. Sie wurden meist als Kugeln gebildet und mit einem wohlriechenden (das bedeutet in dieser Zeit immer sehr stark riechenden) Duftstoff gefüllt, wie Ambra oder Bisam, weshalb sie den Namen „Bisamäpfel" erhielten. Schließlich finden sich an den Rosenkränzen sogar ausgesprochene Amulette, wenn auch nicht all zu häufig: Korallen, achatene Blutsteine, kristallene Augensteine usw. Alle diese Anhänger, vielleicht sogar mit Einschluß der Bisamäpfel, waren eben nicht nur Schmuck und Zierde, sondern sie galten als krafterfüllte Gegenstände, ganz gleich, ob das nun eine rein magische Kraft, wie bei den Amuletten, oder eine durch irgendwelche christliche Segenswirkungen hervorgerufene war, die für den an sich schon amulettwertig gedachten Rosenkranz Kraftzuwachs und damit erhöhte Wirksamkeit bedeuten. Wir haben über diese Stellung des Rosenkranzes im Volksglauben in dem oben angeführten Aufsatz bereits eingehend berichtet und dürfen vielleicht darauf verweisen.

Wallfahrtsandenken, die dann in der Barockzeit, im 17. und 18. Jahrhundert, den Hauptteil der Rosenkranzanhänger aus-

Landesbibliothek Oldenburg

hundert Schwäbisch-Gmünd, eine altertümliche, schöne Stadt an der Rems, am Nordabfall der Rauhen Alb gelegen, bekannt vor allem als Heimat und Ausgangsort der berühmtesten deutschen Baumeisterfamilie des 14. Jahrhunderts, der Parler von Gmünd. Die Rosenkranzindustrie einerseits und die Edelmetallverarbeitung andererseits sind seit dem Mittelalter dort heimisch. Im 15. Jahrhundert finden wir hier eine ausgebildete Zunft der „Paternostermacher", die die Perlen zu den Rosenkränzen herstellten, aus Holz, Bein, Kristall und vor allem aus Gagat, dessen reiche Vorkommen in der Umgebung der Stadt diese Industrie überhaupt angeregt haben mögen. Die weltweiten Handelsbeziehungen, die dann auch das Gmünd der Barockzeit noch pflegte, entstanden schon damals: Gmünd lieferte nach Frankfurt und Mailand, nach Lyon und Lissabon, ja bis in die Türkei. Als dann im Laufe des 16. Jahrhunderts das Filigran immer mehr in Mode kam, stellten sich auch die Schwäbisch-Gmünder um. Die alte Paternostermacherei und das bedeutende Goldschmiedehandwerk vereinigten sich gleichsam, um ein neues Gewerbe hervorzubringen. 1695 finden sich in den Urkunden der Stadt bereits sieben „Villigranarbeiter". Sie fertigten vor allem die sog. „Heiligenware", wie die Rosenkranzperlen, die Fassungen der Denkmünzen, die Wallfahrtsandenken und anderes mehr. Daneben spielte die Herstellung des so beliebten bäuerlichen und kleinbürgerlichen Filigranschmuckes eine bedeutende Rolle. Während der Blütezeit der Gmünder Filigranindustrie, die bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hineinreicht, arbeiteten selbst Frauen und Mädchen mit an der Herstellung dieser zarten und duftigen Gebilde.

Ihre bezaubernde, spitzenartige Wirkung beruht auf der ausschließlichen Verwendung von Draht und Körnern als Material. Auf hölzernen Ziehbänken wurden die Silberdrähte (Gmünd beschränkte sich auf die Verarbeitung von Silber) durch die Zieheisen gezogen, bis sie eine Feinheit von $^1/_{50}$ mm erreichten. Zwei solcher Fäden zusammengedreht ergaben das lebendige Füllmaterial für die Rahmenform, die immer aus glattem Draht bestand. Im einzelnen wurde so gearbeitet, daß man zunächst das Rahmenwerk aus flach gewalztem Draht auf einer Steinplatte formte, es dann mit dem Fülldraht maßwerkartig ausspann und zuletzt das Ganze auf flachen Kohlen lötete. Um die Wirkung zu bereichern, setzte man gerne noch einige Körner oder kleine Zierplättchen, Blüten, Trauben usw. auf. Die Grundform der Ornamentik für das Gmünder Filigran der Barockzeit bildete die fünfteilige Blüte, die, ohne vom Zeitstil beeinflußt zu werden, durch Generationen weitergegeben wurde. Den Umfang dieser Industrie läßt die Nachricht erkennen, daß noch 1840, also zu einem Zeitpunkt, da die große Zeit des Filigrans bereits vorbei war, 12 bis 15 Zentner Silber verarbeitet wurden.

Wie alle Edelmetallarbeiten früherer Jahrhunderte tragen auch die qualitätvolleren Schwäbisch-Gmündner Erzeugnisse der Barockzeit ihre herkunftbezeichnende, eingeschlagene Marke: das Einhorn, als das Wappentier der Stadt. An Hand kleiner Veränderungen in der Darstellung des Tieres läßt sich die Entstehungszeit der Stücke, die sonst infolge der weitgehend gleichbleibenden Gestaltung des Filigrans sehr schwer zu bestimmen wäre, einigermaßen genau ablesen. Der Cloppenburger Rosenkranz zeigt in seiner Marke den Einhornkopf, eine Form, die erst im späten 18. Jahrhundert aufkommt, so daß wir über seine Herkunft genau und über die Zeit seiner Entstehung wenigstens ungefähr Bescheid wissen.

Wie dieser Rosenkranz nun nach Oldenburg gelangte, ob durch die Gmündner Handelsbeziehungen, die sich wohl auch nach Norddeutschland erstreckten, oder durch spätere Wanderung, entzieht sich unserer Kenntnis. (Zuletzt befand er sich in Familienbesitz in der nächsten Nähe des Oldenburger Münsterlandes). Daß aber wohl das letztere zutreffen wird, dafür sprechen die zahlreichen Anhänger, die sich, soweit sie zu deuten waren, auf süddeutsche Wallfahrtsorte beziehen. Mit ihnen wollen wir uns noch etwas befassen.

Der Gedanke, der Gebetezählschnur Anhänger beizufügen, ist alt. Aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erfahren wir beispielsweise, daß es damals, zumindest in Italien, üblich war, silberne Kreuzchen zwischen die Perlen der Paternosterschnur einzureihen; um 1400 zeigt uns ein bayerischer Grabstein, daß das nun auch hier Sitte geworden war. Waren aber bis dahin die Anhänger doch wohl noch verhältnismäßig selten gewesen, so finden wir sie seit Beginn des 15. Jahrhunderts in ständig zunehmendem Maße, bis sie, vom 16. Jahrhundert ab und bis in das 19. Jahrhundert hinein, zu einem festen Bestand-

machen, finden sich eigentümlicherweise im Mittelalter nicht an den Rosenkränzen. Soviel wir wissen, trug man sie, meist durchbrochen gearbeitete Bleireliefs mit der Darstellung des Gnadenbildes oder -symboles, an der Kleidung, gewöhnlich am Hute angeheftet.

Die sechs Anhänger des Cloppenburger Rosenkranzes sind ausschließlich Wallfahrtsandenken. Fünf von ihnen bestehen aus einem Emailmedaillon mit einem Filigranrahmen; das letzte ist ein kleines, zylindrisches Filigran-Büchslein. Es trägt wieder die Marke von Schwäbisch-Gmünd und auch die übrigen stammen aller Wahrscheinlichkeit nach von dort. Das Büchslein ist mit einem Schraubdeckel ausgestattet und trägt auf der Vorderseite die eingelassenen und geschwärzten Buchstaben S. W. Sie bedeuten „Sancta Walburga" und zeigen uns an, daß wir hier ein sog. „Walburgisbüchsel" vor uns haben. Es barg ursprünglich ein winziges, stark bauchiges Glasfläschlein, das einige Tropfen des vom Volke hochgeschätzten Walburgis-Öles enthielt. Leider ist das Büchslein heute leer. Die Hl. Walburga, wahrscheinlich 710 geboren, einer frommen englischen Fürstenfamilie entstammend, Schwester der Hll. Willibald und Wunibald und nahe Verwandte des Hl. Bonifatius, war Äbtissin des Klosters Heidenheim auf dem Hahnenkamm in Mittelfranken. Zu Ende des 9. Jahrunderts wurden ihre Gebeine nach Eichstätt übertragen. 893 zeigten sich bei einer Teilung der Gebeine die ersten Spuren des wunderbaren Öls. Es fließt seither (mit einigen kurzen Unterbrechungen) alljährlich ungefähr vom 12. Oktober, dem Tag der Translation, bis zum 25. Februar, dem Todestag der Heiligen, und sammelt sich unter ihrem Sarkophag, wo es in einem kostbar ausgestatteten Schacht aufgefangen wird. Das Volk brachte und bringt diesem Öl großes Vertrauen entgegen und verwendet es sogar in Krankheitsfällen als Heilmittel. Im 17. und 18. Jahrhundert fanden unzählige solche Walburgis-Öl-Fläschlein in ihren reizenden Behältern den Weg an die Rosenkränze.

Von den Medaillons zeigen zwei die nämlichen Darstellungen: auf der einen Seite einen Kelch im Strahlenkranz, auf der anderen ein Kruzifix. Wir dürfen wohl annehmen, daß damit die altbayerische Wallfahrt Hl. Blut bei Erding (im Osten Münchens) gemeint ist, eine mittelalterliche Salvator-Wallfahrt, die auf ein Hostienwunder zurückgeführt wird und als Gnadenbild einen Erbärmdechristus zeigt, aus dessen Wunden sich das Blut ergießt.

Der dritte dieser Medaillenanhänger erinnert an die berühmteste und größte bayerische Wallfahrt, an Altötting. Auf der einen Seite trägt er das schwarze Gnadenbild, auf der anderen die Gnadenkapelle mit ihrer charakteristischen Silhouette.

Die Darstellungen des vierten Medaillons — eine schmerzhafte Muttergottes mit dem Schwert im Herzen und ein Kruzifix — dürften auf die Wallfahrt Maria Steinbach bei Memingen in Schwaben hinweisen, wo 1723 zu Ehren einer Kreuzpartikel zunächst eine Kreuzwallfahrt entstand, zu der sich Anfang der dreißiger Jahre des Jahrhunderts die Verehrung einer wunderbaren Figur der schmerzhaften Mutter gesellte.

Auf welche Wallfahrt der letzte Anhänger, der ein Auge Gottes und ein Kruzifix zeigt, zu beziehen ist, war leider nicht festzustellen.

Ein alter Rosenkranz, möchte man nun vielleicht nach all dem denken, schön, interessant, aber doch heute totes Museumsinventar. Und doch ist ein solches Stück von geheimem Leben erfüllt, nicht allein, weil es dem Kundigen mancherlei von den alten Zeiten und ihren Verhältnissen zu erzählen weiß, sondern auch weil diese glänzenden und schimmernden Perlen immer wieder durch betende Hände gegangen sind, durch freudvoll gefaltete und in Kummer verkrampfte, deren Spuren ihm unauslöschlich eingeprägt sind.

Gislind Ritz

„Denkmalschutz"

Dat was noch vör de „Währungsreform". Gerd is'n Tiedlang wäge wäsen un kummt nu wedder nao Hus.

„Wo bis de leßden veerteihn Daoge wäsen, Gerd?"

„Ick hebb in'n Kassen säten."

„Wo köm dat denn?"

„Och, ick hadd e e n Swien anmellt to'n Slächten. Upmaol köm dor'n Schendarm un keek den Keller nao. Do fünnt he veer Achterschinken un veer Vörderbeene. Do sä he: „Sie haben ein Schwein geschlachtet mit acht Beinen. Diese seltenen Tiere stehen unter Denkmalschutz. Sie haben sich strafbar gemacht." Kiek, so bin ick in'n Kassen kaomen."

Franz Morthorst

Landesbibliothek Oldenburg

Aus dem Saterland

Ocko und Geske

In alten Zeiten hatten die Bauern noch offene Häuser; das Vieh und die Menschen wohnten in einem Raum. Die Betten waren neben dem Feuerherd. An der Diele entlang standen die Kühe, die Pferde und die Schweine. Abends saßen die Leute um das offene Herdfeuer, und weil sonst nicht viel los war im Dorf, besuchten sich die Leute, meist Nachbarn, mit dem Strickzeug; dabei wurden spaßige Sachen erzählt.

Ocko und Geske waren noch abergläubisch und glaubten an Spuk, Hexerei, Geistererscheinungen und an den Teufel in Menschengestalt. Die jungen Leute wußten, daß da noch was zu machen war. Sie machten solchen alten Leuten gerne etwas weis. So erzählte Jan Dirk, daß der Teufel in der letzten Nacht in ihrem Hause gewesen sei und das Vieh losgelassen habe. So oft sie das Vieh festgemacht hätten und wieder zu Bett gewesen seien, wären die Tiere wieder losgemacht worden. Zuletzt wäre Vater mit dem dicken Gebetbuch und Mutter mit Weihwasser die lange Diele auf und ab gegangen, und alles wäre wieder still gewesen.

Es war schon spät, als der Besuch fortging. Das Feuer war zugedeckt, die Uhr war aufgezogen; als die beiden zu Bett gingen, sagte Geske: „Ocko, wenn der Teufel im Dorf ist, wie sie erzählt haben, dann lege zur Vorsicht das Gebetbuch auf den Tisch, Laterne und Weihwasser stelle daneben, denn das hilft sofort, wie man sagt.

Ocko schnarchte schon lange, aber Geske konnte nicht einschlafen. Sie mußte immer an die Geisterstunde denken. Als die Uhr eins schlug, wurde es laut auf der Diele. Geske zog das Bett über den Kopf, um nichts zu hören. Zuletzt wachte Ocko von dem Wiehern der Pferde auf. Er stieß Geske an: „Hörst du nicht, wie die Pferde wild werden?" „Ja", sagte Geske, „ich habe es schon lange gehört, aber ich habe Angst". Geske sagte zu Ocko: „Steh auf und leuchte die Diele entlang. Ocko hatte auch Angst, aber er wollte es Geske nicht merken lassen. Er stand auf und zündete die Laterne an. „Steh auf, Geske, du mußt mit dem Weihwasser kommen", sagte Ocko. Geske erhob sich; die Pferde sprangen auf und ab und wieherten. Ocko ergriff das Gebetbuch und suchte die Stelle von der Geisterbeschwörung. Geske faßte sich ein Herz, ergriff das Weihwasser

Ut Seelterlound

Ocko un Geske

In oolde Tieden do hieden do Buren nogh epene Huze, dät Väy un do Maanskene wohnden in aan Rum. Do Bädsteeden wieren iunske dät Fjur. An de Taale entlongte studden do Bäiste, do Hangste un do Swine. Säiwens sieten do Ljude um dät epene Fjur un so as deer ours gjucht nix los waas in't Terp, gehnen do Nabere ätter nunner tou mäd de Breidelse un wudden Düntjene vertäld.

Ocko un Geske wieren nogh urglowsk un leeuwden nogh an Spouk, Hexerei, Wiergongen un an den oolde Knächt. Dät wissen do junge Ljude, dät deer nogh wät tou makjen waas. Jo boonten sucke oolde Ljude jädden wät ap. So vertälde Jan Dierk, dät die Läipe läste Naght in hire Huz wesen waas un hied dät Väy los lät. So ofte jo dät Väy wier festmaked hieden, un wieren wier tou Bäd, wieren do wier los maked wudden. Touläst waas Babe mäd dät tjucke Gebädbouk un Memme mäd Wäiwater den longe Taale ap un deel gehn, un waas dan alles still un fäst bliuwen.

Dät waas al leet as die Bisäik wechgehn un as dät Fjur ounröäkeld, ju Clocke aplee ken, un do Bee tou Bäd gehnen, kwad Geske: „Ocko, wen di oolde Knächt in 't Terp is, as jo vertäld häbbe, dan lai tou Vorsicht dät Gebädbouk ap de Disk, Schienfät un Wäiwater deer iunske, denn dät helpt ja fluks as me heerd häd.

Ocko snurkede al longe, man Geske kud nit iensläipe. Ju moste aal an ju Gäisterure taanke. As ju Clocke een Ure slug, do wudd dät lud ap de Taale. Geske look dät Bäd ur de Kopp, um nix tou heeren. Touläst wakede Ocko ap fon dät gierjen wät do Hangste dieden. Hi statte Geske an: „Heerst du nit, wo do Hangste toudriuwe?" „Je", kwak Geske, „ik häbbe dät al langer heerd, man ik häbbe Nood." Geske kwad tou Ocko: „Stound du dag ap un ljuchte de Taale entlongte." Ocke hied ock Nood, man hi wüll dät ock nit wiete vor Geske. Hi stud ap un stickte dät Schienfät oun. „Kumm ap Geske, du most me mäd dät Wäiwater", kwak Ocko. Geske moste ap, do Hangste sprongen aal ap un deel un gierden. Ocko greep dät Gebädbouk un slug gau ju Side ap mäd ju Gäisterbiswörnge. Geske nohm sick 'n Hart un greep dät Wäiwater un 'n wäiden Buskboom

Landesbibliothek Oldenburg

und den geweihten Buxbaum vom Palmstock. Ocko, die Laterne in der linken Hand und das Gebetbuch in der rechten, ging voran. Er fing an zu beten, und als sie in die Nähe des Pferdestalles kamen, rief Ocko mit seiner Baßstimme: „Der Herr bewahre dieses Haus!" Geske antwortete mit heller Stimme: „Und treib den bösen Feind hinaus". Als sie das Weihwasser auf die Pferde sprengte, wurde alles still, und die Tiere beruhigten sich.

Die beiden gingen wieder zu Bett in der Hoffnung, daß es geholfen habe. Als die Uhr zwei schlug, fingen die Pferde wieder an zu poltern. Geske war noch wach. Ocko erwachte erst, als die Pferde wieder anfingen zu wiehern, „Ocko, steh auf, der Teufel ist wieder am Arbeiten", rief Geske. Ocko rieb wieder ein Schwefelholz am Hosenboden und zündete die Laterne an. Er griff das Gebetbuch; Geske ging hinter ihm her. Er betete laut: „Der Herr bewahre dieses Haus!" Geske: „Und treib den bösen Feind hinaus". Dann wurde wieder der Buxbaum mit dem Weihwasser in Tätigkeit gesetzt. Das half sofort. Die Pferde waren beruhigt, so daß die beiden wieder zu Bett gehen konnten. „Laß die Laterne brennen, ich habe Angst und kann doch nicht schlafen", sagte Geske.

Als die Uhr drei schlug, da ging der Spuk schon wieder los und zwar so stark, daß die Pferde gleich wieherten und die Kühe brüllten. Als sie das Vieh beruhigt hatten, setzten sich beide ans Feuer.

Ocko legte das Feuer nach, und Geske drehte die Kaffeemühle. „Es muß anders werden", sagte Geske, „du gehst heute morgen gleich zum Pastor; der muß kommen, wir sollen es wohl nicht richtig gemacht haben."

Als der Pastor kam, ging er um das Haus herum und besah sich den Pferdestall von draußen. Da sah er ein Loch in der Lehmwand, nicht weit davon lag eine lange Weidenrute. Da ging ihm ein Licht auf. Als er drinnen war, fragte Geske ihn, ob sie es wohl verkehrt gemacht hätten, weil es für die Dauer nicht geholfen hätte. Der Herr Pastor sagte: „Das habt ihr wohl schon recht gemacht, aber wenn ihr wieder etwas hört, dann geht sofort mit eurem Hund nach draußen und hetzt ihn, das hilft besser als segnen".

Hermann Janssen

fon 'n Polmstock. Ocko mäd dät Schienfät in de linke Hounde un dät Gebädbouk in de gjuchte gehn vorut. Hi fäng oun tou beedjen un as jo in de Naite fon den Hangstestaal kemen, rup Ocko mäd sien Basstemme: „Die Heer biwahre düt Huz!" Geske mäd hire fiene Stemme ontwoudede: „un driuw den läipe Fäind herut!" Un so as ju dät Wäiwater ap do Hangste smit, ist it aal still. Do Hangste biraue sick.

Do bee gonge wier ap Bäd mäd ju Hoopnge, dät it holpen häd. As ju Clocke two slacht, fange do Hangste wier oun tou pulterjen. Geske wakede nogh, Ocko wakede erste ap, as do Hangste wier ounfängen tou gierjen. „Ocko stound ap, di oolde Knächt is al wier tou gong", rapt Geske. Ocko rit wier 'n Swüwelsticke oun, un stickt gau dät Schienfät oun. Hi greep dät Beedebouk un Geske bäte him ien. Hi beedede lud un bi den Hangstestal anlonged rapt hi gans lud: „Di Heer biwahre dütt Huz!" Geske: „un driuw den läipe Fäind herut!" Dan wudde di Buskboom wier ounstipped un do Hangste bisprangd. Dät holp fluks. Do Hangste wieren biraud so dät do Bee wier ap Bäd gonge kudden. „Läit dät Schienfät badnje, ik häbbe Nood un konn dag nit släipe", kwad Geske.

As ju Clocke trjo slugh, do gehn di Spouk al wier los un dät so fell, dät do Hangste fluks gierden un do Bäiste bölkeden. As jo dät Väy wier biraud hieden, sieten jo bee bi dä Fjur.

Ocko bätte dät Fjur oun Geske trahlde de Koffjemälne. „Dät mout ours", kwad Geske, „du gongst märlig fluks ätter 'n Pestor di mout kume, wi schäln dät wull nit gjucht maked häbbe.

As di Pestor kem, gehn hi um dät Huz tou bikiekede den Hangstestaal fon buten. Deer sag hi 'n Gat in de klamde Woge un nit wied ouwe lieg 'n longe wülgene Jädde. Do gehn him 'n Lucht ap. As hi binne waas, fräigede Geske him, aw jo dät wull verkierd maked hieden, dät dät nit holpen hiede fon Dur. Di Pestor kwad: „Dät häbbe ji al wull gjucht maked, man wen ji moal wier wät here, dan gonge ji fluks mäd jou Huund ätter buten un hisjet, dät helpt beter as sägnjen".

Hermann Janssen

Landesbibliothek Oldenburg

Däi Soot

Wolange däi Striet üm den Soot all güng, dat kunnen uk däi öllsten Lüe in Witthusen nich seggen; säi wüßten bloß, dat tau däi Tied, as säi noch barwt dör den Sömmer sprüngen, wägen disse Saoke binaohe Mord un Dotschlag in't Dörp kaomen was. Säi harrden nich alles begräpen domaols — aower, begräpen säi hüte mehr?

Dat harrde wenig holpen, dat ümmer weer versöcht worden was, Fräen tüschken däi taustande tau bringen, däi sik nich äinmaol „Gauden Dag" säen, wenn säi an äinänner vörbi güngen. Mank äiner geef sien' Möih' dormit up, äiher as häi recht anfangen was, un wenn häi däi Jungens up däi Straoten ropen hörde: „Wer hefft den Soot, blifft grot!", dann wüss häi, wor däi Woddel van dat ganze Aöwel leeg. Aower, wat schull häi maoken? —

Äinmaol harrde dat sienen Anfang naohmen, un nu harrde sik dat so infräten as Rust in Isen. Däi Volkenbur säe: „Däi Soot is mien!" un däi Kampsbur säe: „Un mien Vaoder heff mi dat noch äben vör sienen Doot anbefaohlen — Däi Soot hört tau use Wischken". Un säi güngen van näien nao dat Gericht, un olle Papiere würdden naokäken, un däi Richter säe sienen Spruch, so as häi dat in so äine verdraihte Saoke för richtig hüllt, un däi Afkaoten verdäinden väl Geld. Äinmaol kreeg Kampsbur recht, dat ännere Maol Volkenbur, un ümmer fünden sik noch näie Gründe, un dann würd Inspruch inleggt — un so güng dat hen un her.

Äines Daogs wull Volkenbur, den däi Soot tau disse Tied tauspraoken was, siene Kaihe in dat klaore Waoter sööpen. Häi harrde twäi Emmers mitbröcht, däi Deerte trücken achter üm an un bläökten in den Sömmeraobend. Up äinmaol, as häi bit up äin paor Träe an den Soot heran was, stünden twäi Männer vör üm —: Kampsbur un sien Knecht, wie ut däi Eern wassen, un Kampsbur säe: „Kumm nich an mienen Soot heran!" Häi stünd dor, bräitbäinig un stur. — „Dienen Soot?" fröög Volkenbur. „Wo kannst du dat seggen —".

„Spaor diene Klaukheit! Ik was hüte up't Gericht. — Nu is däi Soot weer mien."

„Du lüggst!" rööp Volkenbur un köm dichter.

Säi luurden sik an as dulle Hunde. Kampsbur harrde in siene Hand äinen gauden Äikenknüppel, nu kreeg häi üm langsaom hoch. Aower Volkenbur bleef nich staohn, dat bröchte den ännern so in Wut, dat häi mit den Paohl tauschlöög. Häi drööp äinen Emmer, däi den Volkenbur ut däi Hand flöög un dör dat Gräs schepperde. Dorvan würdd dat Väih wild un reet ut, Volkenbur lööp dor achter her. Un dat was woll gaud so, denn wo mügg dat süß woll utlopen wäsen?

Siet dissen Dag nu seeg dat tüschken Volkenbur un Kampsbur noch läiper ut; wor säi sik äine Schlechtigkeit andauhn künnen, dor döen säi dat gägensiedig, un Arger und Hatt trücken ümmer wieder. Wenn up den Volkenhoff äin näien Knecht köm, würd üm tauerst seggt, dat häi mit däi van den ännern Hoff nicks tau driewen harrde. Un fräide up den Kampshoff äine junge Frau, so müß säi dat Verspräken afleggen, den Soot as äin äigen Kind tau höiden. Jeder glööwte, häi was in't Recht, un up dit Recht wull häi bestaohn gägen Bedrogg un Roowsucht van den ännern — aower dit was't nich alläine. "Wer hefft den Soot, blifft grot", süngen däi Jungens. Grot bliewen —: dat was't, dat wüllen alle baide. Mügg dat uk dusendmaol äin Schnack wäsen, wat däi Jungens süngen — viellicht was doch wat Waohret dran . . . Ward däi nich ümmer lüttker, däi naohgifft? Stolt un Äigensinn glööwt dat alltaugern. —

Däi Jaohre güngen hen, un däi Striet lööp mit ehr mit, as wenn häi ümmer dortau hörde. Uk dat äin näien Krieg äower däi ganze Welt raoste, möök üm nicks ut . . .

Gerd, däi öllste Säöhn van den Kampsbur, äin Junge van 16 Jaohren, stünd up däi Waiden dicht bi den Soot un keek nao Volkenhoff heräöwer. Nu müß häi för üm uppassen, sien Vaoder was in Rußland fallen, nu leeg däi Sorge för Hoff un Väih un Land un för den Soot up üm. Häi güng heran, böögde sik äöwer den Rand un streek mit däi Hand dör dat kolle Waoter. Kiener köm nu her un dreef üm weg; Volkenbur was olt un stief, däi kunn nich mehr, un Lenao traude sik nich hierher. Dit was sien Soot, un sien Väih schull dorut satt werden!

Wiet wegg bi'n Volkenhoff seeg häi Lenao gaohn, säi was an't Melken. — Wörum was äigentlik däi Striet üm den Soot dor? fröög Gerd sick, un häi dachte an siene Grotmauder, däi häi äinmaol seggen hört harrde:

Landesbibliothek Oldenburg

„Ik wull, dat Für van'n Himmel den Soot verbrennde! Äiher is doch kiene Rauh." Un häi wüss uk noch, dat häi dorup seggt harrde: „Aower Oma, Waoter kann doch nich brennen;" — Jao, un dor güng Volken Lenao hen tau melken. Wolange harrde häi nich mehr mit ehr spraoken? Jao, domaols, in däi Schaule — säi was so olt as häi — harrden säi sik wat vertellt, un dat was nicks Läipes wäsen, wat säi sik seggt harrden . . . Gerd sprüng up un güng nao Hus tau. Wo Lenao nu woll äöwer den Soot dachte? Dat was jo klaor: Säi luurde bloß dorup, üm trügge tau kriegen. „Wer hefft den Soot, blifft grot!" dat was äin fainet Läid. Viellicht was säi all nao ehren Afkaoten wäsen, oder wenn nu nich, dann würd säi bestimmt in äin paor Jaohren goahn; säi was däi Arwdochter, ehr stünd dat tau. —

Den ännern Dag scheen däi Sünne, dat was äin wunnerboren Sömmerdag. Däi Krieg güng sien Ende tau. Bold jeden Nömmdag flöögen äöwer Witthusen Hunnerte van Flugzeuge up ehren Wegg nao Osten heräöwer.

Kamps Gerd was up den Eschk un keek den Roggen an, off häi sowiet wör; af un tau seeg häi uk nao baoben, wat sik dor atspälde. In'n Ogenblick kunn häi bloß äin paor van däi Brummers säihn. As häi jüst dat Körn van äine Ohre anföihlde, hörde häi äin Susen un dann äin Bumsen. Häi schmeet sik hen, wor häi stünd, dat zischte un susde ümmer noch, bloß bummsen dö dat nich tau'n twäitenmaol. As häi weer upkeek, seeg häi Rook äöwer Volken Hoff. So drocke häi kunn, lööp häi dorhen. As häi anköm, wassen all Lüe dorbi, dat Nödigste ut dat Waohnhus tau haolen, dat van Brandbomben draopen und woll nich mehr tau waohren was. Häi packte mit an un warkte un schlääpte, as wenn dat sien äigen was, wat häi herutdröög. Äin paormaol segg häi uk Volken Lenao, aower säi harrde woll wat änneres tau dauhn, as nao üm tau kieken. Dat Für freet drocke wieder; as däi Wehr köm, was nicht mehr väl tau maoken; säi paßde up, dat däi Glaut nich up Stall un Schüren äöwergreep. —

As Gerd nao Hus güng, was dat Aobend worden. Sien Gesicht un siene Hände wassen schwatt van Raut, un sien Tüüg röök nao Rook. Häi güng dör däi Wischken. As häi äinmaol staohn bleef, hörde häi Schridde achter sik. Lenao was't. Säi lööp, dat säi üm inhaolen kunn. As säi näben üm was, güng säi aohne äin Wort mit üm. Säi harrden dat Richt up den Soot. Gerd keek Lenao an: Wenn du mi wat seggen wullt, dann man tau, dachte häi. Do hörde häi Lenao liese upropen. Nu seeg Gerd dat uk: Däi Stäe, wor däi Soot stünd, was van äine Bombe draopen. Eer un Plaggen leegen wiet herüm. Säi lööpen hen. Däi Soot was nich mehr, an siene Stäe seegen säi äin meterdäipet Lock. Unnen stünd äin bäten Waoter drin: Dat was dat Ganze.

Säi keeken sik an. Gerd dachte an siene Grotmauder: Füer van'n Himmel . . .

Lenao säe: „Off däi dor baowen dat wüßt hebbt, wo dat hier was mit den Soot?"

Gerd säe nicks, bloß dat aohnde häi nu: Lenao was nich däi, däi versöcht harrde, üm den Soot weer tau nähmen.

„Off däi dor baowen dat wüßt hebbt?" fröög Lenao.

Off nu Fräe kummt tüschken Volken- und Kampslüe, fröög Gerd sik, un mit disse Fraoge würd üm klaor, dat dat nu an üm leeg. Däi Soot was nich mehr dor, däi hörde kienen mehr.

So stünden däi baiden jungen Menschkenkinner bi äinänner up däi wäike, upgerätene Eern, un däi äine kunn nich den Anfang finnen, Dank tau seggen för däi Hülpe, un däi ännere wüßde nich, wo häi dat seggen müß, dat van siene Siete ut däi Striet tüschken Kamps un Volken för alle Maol tau Ende wäsen schull.

As wenn säi ropen wör, köm do äine van Kamps Kaihe antrocken un bläökte nao Waoter.

„Hier gifft dat nicks mehr för di, Hertha", säe Gerd un dreef däi Kauh wegg — liek up Volken Hoff tau.

„Lenao, kumm, help mi", säe häi dann, „Hertha in jauen Stall tau driewen; däi is jao staohn bläwen."

Säi keek üm grot an; dann verstünd säi. In äine gaude Naohwerskup is dat Maude, dat man den helpt, däi in Not kaomen is. So güngen säi baide näbenäinänner her achter däi Kauh an, un Gerd röop af un tau „Los, Hertha!" oder „Nuh gaoh doch!", un up sien Gesicht stünd äin Lachen, akkuraot so as domaols in däi Schaule, wenn häi noch äinmaol jüst an äine Tracht mit den Haoseltwieg vörbikaomen was.

Lenao jedenfalls köm dat so vör.

Heinz v. d. Wall

Landesbibliothek Oldenburg

80 Jahre Oldenburger Hengsthaltung

auf dem Hofe Georg Vorwerk in Cappeln

Unweit der Bahnlinie, die die beiden Kreisstädte Cloppenburg und Vechta miteinander verbindet, liegt in der Nähe des Bahnhofs Cappeln, eingerahmt von wundervollen Eichen, der Hof des Bauern Georg Vorwerk. Stolz ragt der schöne Giebel des alten Niedersachsenhauses empor; er kündet von vergangenen Zeiten und vom Fleiß seiner Bewohner. Seit über 80 Jahren besteht auf diesem Hofe eine Hengsthaltung, die bis in die Gegenwart hinein eine imponierende Entwicklung aufzuweisen hat. Mit Züchterblick und Passion wurde hier Außergewöhnliches für die heimische Pferdezucht geleistet. Der Hof ist zu einem Mittelpunkt und Begriff für die Hengsthaltung und Aufzucht in unserem Oldenburger Münsterland geworden. Der Name Vorwerk hat weit über die Grenzen unserer engeren Heimat und des oldenburgischen Zuchtgebietes hinaus Bedeutung erlangt.

Ein sehr intensiv bewirtschafteter landwirtschaftlicher Betrieb war und ist die Grundlage für diese hervorragende Hengstaufzucht und -haltung. Der Hof umfaßt reichlich 60 ha guten Lehmbodens, Acker- und Weideland. Die landwirtschaftliche Nutzung erreicht ein Höchstmaß an Erträgen, auf Grund bester Pflege und Bearbeitung der bewirtschafteten Fläche.

Wenn auch die Erfolge der Rindviehzucht nicht übersehen werden dürfen, so ist doch die Pferdezucht und besonders die Hengsthaltung bis heute der Schwerpunkt des Betriebes geblieben.

Als im Jahre 1871 der damals 20jährige Georg Vorwerk mit einer von „Butjadinger" abstammenden Stute über Visbek und Delmenhorst ins Stedinger Land ritt, ahnte er wohl noch nicht, daß dies der Anfang einer Hengsthaltung für den väterlichen Hof bedeuten werde. Noch oft hat er von diesem Ritt erzählt. Besonders ein Ereignis, das beinahe vorzeitig sein Unternehmen beendet hätte, war ihm in Erinnerung geblieben. Als in Delmenhorst die Eisenbahnschranken, die ihm damals noch unbekannt waren, den Weg versperrten, legte er diese kurzerhand bei-

Stutenprämiierung auf dem Hofe Georg Vorwerk (Photo: Tiedemann, Hannover)

Landesbibliothek Oldenburg

seite. Doch die Bahnbeamten waren hiermit nicht einverstanden. Nach einer kurzen Aufklärung freilich konnte er seinen Weg fortsetzen und versprach, in Zukunft das Vorfahrtsrecht der Eisenbahn zu respektieren.

Das Ergebnis dieser Reise ins Stedinger Land war ein Hengstfohlen, das den damals berühmten Hengst „Young Mozart" zum Vater hatte. Dieses Fohlen wurde im Jahre 1875 als Hengst „Agrarier" von der großherzoglichen Körungskommission zur Zucht zugelassen und stand fünf Jahre auf der Station in Cappeln. Zwei Jahre später kaufte Vorwerk einen zweiten Hengst dazu.

Vom Jahre 1875 also besteht auf dem Hofe eine Hengsthaltung. Insgesamt waren es über 75 für das hiesige Zuchtgebiet angekörte Hengste, die in Cappeln zur Zucht benutzt wurden. Im Laufe der Jahrzehnte hat Vorwerk neben seiner Station in Cappeln noch verschiedene andere Deckstationen eingerichtet und unterhalten, so in Holdorf, Altenoythe, Dinklage, Goldenstedt, Essen-Hengelage, Cloppenburg, Kneheim, Garrel und in Barßel.

Von den 75 für das hiesige Zuchtgebiet angekörten Hengsten waren 47 von Vorwerk selbst aufgezogen worden. Den alten Züchtern und Pferdefreunden unserer Heimat sind die Namen der Hengste gewiß noch bekannt und geläufig:

„Macro" (geb. 1892), der 1896 eine zweite Prämie und 1905 eine erste Nachzuchtprämie erhielt, ist wohl als der Begründer der südoldenburgischen Fuchszucht anzusprechen. Er wurde mit der Flasche aufgezogen, da seine Mutter bei der Geburt eingegangen war. Von ihm stammten drei angekörte Hengste und 28 Prämienstuten. Der „Macro-Placken" ist heute noch ein äußerer Wegweiser dieser Blutlinie.

„Tilly", ein brauner Hengst des Jahrganges 1887, stand von 1890 bis 1908 in der Vorwerkschen Zucht auf den Stationen in Dinklage und Cappeln.

Ein sehr guter und hochprämiierter Hengst um die Jahrhundertwende war „Erbgraf" (1900). Er erhielt auf der DLG-Ausstellung in Berlin 1906 den ersten Preis. 21 angekörte Hengste und 27 Prämienstuten zählen zu seinen Nachkommen.

Der zweite Fuchshengst in Cappeln war „Martellus", Jahrgang 1904; von ihm stammen besonders viele Stuten.

Ein Hengst des Karossiertyps mit sehr viel Adel war „Eremit" (1907), der wegen seiner großen Auszeichnungen längere Zeit in Cappeln zur Zucht benutzt wurde.

Georg Vorwerk, Cappeln
der Begründer der Hengsthaltung
(Photo: Tiedemann, Hannover)

Einer seiner Nachkommen war „Emanuel" (1917), ein sehr schwerer und wuchtiger Hengst, der in Schwichteler aufgezogen wurde und längere Zeit in Cappeln auf der Station stand.

Zwei bedeutende Fuchsvererber in der Oldenburger Pferdezucht waren „Heller" (1919) und sein Vollbruder „Hindenburg" (1921). Von ihnen stammen viele angekörte Hengste, Prämienstuten und gute Wagenpferde. „Heller" ist ebenfalls als sehr guter Gänger bekannt. „Hindenburg" war u. a. Vater der Spitzenhengste „Hidalgo", „Helmut" und Herold". Die beiden Vatertiere „Hindenburg" und „Heller" haben die Fuchszucht des Landes auf eine bedeutende Höhe gebracht. Die Nachkommen standen zumeist auf der Station in Cappeln. Die Fuchsfarbe, die im Oldenburger Zuchtgebiet nur das Münsterland kennt, hat durch diese beiden Pferde mächtigen Auftrieb erhalten.

Landesbibliothek Oldenburg

Georg Vorwerk mit dem Prämienhengst „Siegadler"
Photo: Tiedemann, Hannover)

Bewährte Nachkommen waren noch „Hildbold", „Hirtenknabe", „Hindo", „Hildo", „Hildebald", „Hermes", „Heros" und „Hermelin".

„Siegmund" (1923), ein sehr bekannter, schwerer und breiter Hengst mit etwas wenig Ausdruck im Fundament, war ein nachhaltiger Vererber in der weiblichen Linie. Wegen seines ruhigen Temperaments hatte er unter den Züchtern viele Freunde.

Auf der Cappelner Station wurden die Hengste „Signal", „Siegfürst" und „Siegadler" von den Züchtern besonders geschätzt. „Signal" war Vater der beiden Letztgenannten und über „Siegwin" ein Enkel „Siegmunds".

Weitere gute Fuchsvererber waren die Hengste „Hermes" und „Gratus", die zur gleichen Zeit in Cappeln standen. Von ihnen stammen besonders gute und gängige Wagenpferde und viele hochprämiierte weibliche Tiere.

Ein vielbeachteter Fuchshengst war „Gramor", der sich durch seine Söhne und Nachkommen „Gratulant", „Grator", „Grobian", „Grafenfels" und „Grafenstolz" stark in die hiesige Zucht eingeführt hat.

Auch die „Lupus"-Linie war durch „Ludenberg", „Ludwig" und „Burghard" im Vorwerk'schen Gestüt vertreten.

Zwei weitere mit vielen Preisen und Zuchtprämien ausgestattete Hengste waren „Goldengel" und „Gograf". „Gograf", im Oldenburger Münsterland aufgezogen, wurde viele Jahre in der Wesermarsch zur Zucht verwendet und hat dort wertvolle Spitzenhengste geliefert. „Goldengel" hat in Cappeln eine große Anzahl angekörter Hengste und viele prämiierte weibliche Tiere hervorgebracht. Seine Nachkommen waren in Reit- und Turnierkreisen sehr gefragt und hatten viele Erfolge auf den Pferdeleistungsschauen zu verzeichnen.

Eine dominierende Stellung unter allen Hengsten in Cappeln nahm jedoch der eingangs erwähnte Hengst „Macro" ein. Er hat große Verdienste um die Festigung der Südoldenburger Stutenstämme und vor allen Dingen um die Fuchsfamilien. „Macro" bedeutet nicht nur für die Fuchszucht als dessen Begründer, sondern auch für den Hof Vorwerk wegen seiner langen Zuchtbenutzung etwas ganz Besonderes. Dieser Hengst wurde 29 Jahre alt; über 26 Jahre stand er in Cappeln auf der Station, ein Zeichen langer Lebensdauer und bester Zuchtkondition. Als der 70jährige Bauer Georg Vorwerk „Macro" zum 25. Mal in Oldenburg zur Körung vorführte, erhielt der Hengst einen Lorbeerkranz. Das Bild, das diesen Vorgang festhält, hat noch heute im Hause Vorwerk einen Ehrenplatz.

„Macros" bedeutendster Nachkomme war „Marschall", der 1919 angekört, eine zweite Angeldprämie erhielt und 1921 mit einer zweiten Hauptprämie bedacht wurde. Von ihm stammen drei angekörte Hengste und gute Mutterstuten; 1927 erhielt er eine Nachzuchtprämie.

Ein Leben für die Pferde ging zu Ende, als Georg Vorwerk im Jahre 1929, 14 Tage vor seinem 80. Geburtstag, für immer seine Augen schloß. Aber seine Arbeit ist nicht umsonst gewesen; die Söhne und Enkel haben das Erbe treu bewahrt und die Hengsthaltung zu einmaliger Höhe emporgeführt. In den Jahren nach der Währungsreform standen nicht weniger als 14, großenteils überragende Vererber auf der Station in Cappeln. Über 2000 Stuten wurden in einem Jahre hier der Zucht zugeführt. Es ist wohl nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß

Landesbibliothek Oldenburg

auf dem Vorwerk'schen Hofe in Cappeln ehedem die größte Privathengsthaltung auf deutschem Boden bestand.

Welche Mühe und Arbeit mit einem solchen tierzüchterischen Betrieb verbunden ist, kann wohl nur der ermessen, der öfter Gelegenheit hatte, auf dem Hof Vorwerk einzukehren. Der jetzige Besitzer Georg Vorwerk, genannt Gregor, hat mit seinen beiden Söhnen die Hengsthaltung in den letzten Jahrzehnten zu einer noch bedeutsameren Hengstaufzuchtstation erweitert.

Wie viele Besucher, Gesellschaften und Fachleute sind in Cappeln ein- und ausgegangen! Immer wieder haben sie mit Bewunderung feststellen können, wie groß die Liebe zum Oldenburger Pferd in der Familie Vorwerk ehedem war und heute noch ist.

Aloys Meyer

Pater Titus Horten im Gefängnis

1904 war Vechta noch klein. Soweit ich mich erinnere, hatte es keine 4000 Einwohner. Jeder kannte jeden. Allzuviel passierte nicht in Vechta, so daß auch zu Besuch weilende Gäste nicht incognito bleiben konnten.

Eines Tages sah ich mit dem von uns allen gefürchteten Pater Pius Keller einen hochgewachsenen jungen Mann mit schütterem Schnurbart und Stiftekopf zum damaligen Josephs-Konvikt gehen. Ein wissender Klassengenosse erzählte mir, daß der junge Mann ein Herr Horten sei, Philosophie studiere und steinreich sei. Pater Pius Keller sei früher sein Präfekt im Kolleg in Venlo in Holland gewesen. Daher die Bekanntschaft. Bald darauf hörten wir mehr. Der junge Herr Horten hat sich bereit erklärt, das Geld zur Verfügung zu stellen für eine Badeanstalt. War Herr Horten uns allen bis dahin mehr oder weniger gleichgültig, so wurde er uns durch diese Nachricht unsympathisch. Wir wollten im offenen Moorbach baden, nicht in einer Badeanstalt. Vielleicht kam diese unsere Haltung daher, daß die meisten von uns noch nie eine Badeanstalt gesehen hatten. Und die Badeanstalt kam. Die Antipathie schlug um in Sympathie. Denn die Badeanstalt gefiel uns durchaus. Heute noch sehe ich den fast 2 m langen Franz Horten über den alten Marktplatz in Vechta gehen, mit großen Schritten, nachlässig gekleidet, mit einer alten Aktenmappe unter dem Arm. Er schaute nicht nach rechts, er schaute nicht nach links, sondern machte einen stets nach innen gekehrten Eindruck. Im Laufe der folgenden Jahre sah ich ihn öfters.

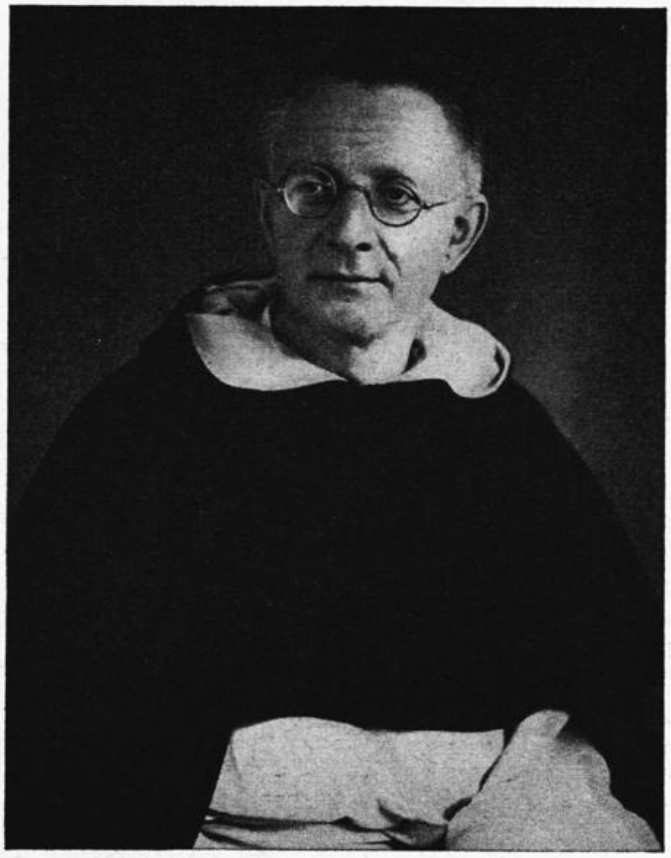
1908 wurde ich in Venlo in Holland Dominikaner. Schon bald wurde mir erzählt, daß ein Bonner Student nach seiner Promotion bei uns eintreten würde. Natürlich war es der mir durchaus bekannte Franz Horten. Allerdings mußte ich annehmen, daß Franz Horten von meiner Existenz keine Ahnung hatte; wahrscheinlich hatte er, weil er immer in sich hineinschaute, mich noch nie gesehen. Im Sommer 1909 tauchte Horten in Venlo auf. Nach den gebotenen zehntägigen Exerzitien wurde er eingekleidet und erhielt den Namen Frater Titus. Mir selbst wurde aufgetragen, den Herrn Doktor — inzwischen hatte er promoviert — in die Gebräuche und Gewohnheiten des Ordenslebens einzuführen. Seitdem lief mein Leben im Dominikanerorden fast immer parallel mit dem meines Mitbruders Titus Horten.

Von all dem, was zwischen dem Anfang und dem Ende unseres Zusammenlebens geschah, will ich nichts erzählen. In den vier letzten Aprilnummern der Oldenburgischen Volkszeitung des Jahres 1954 habe ich darüber berichtet. Ich will nur vom Ende selbst sprechen.

Bei mir in Köln war am 14. und 15. April 1935 eine große Untersuchung. Zollfahndungsbeamte, Kriminal-Polizisten und Vertreter der Gestapo — es waren 12 bis 15 Mann — gaben sich bei mir zwei Tage lang ein Stelldichein. Ohne Ergebnis mußten sie abziehen. 14 Tage später kam plötzlich Pater Titus in Köln an. Auch bei ihm war eine Durchsuchung gewesen, und man hatte ihn nach Dingen gefragt, die nach seiner Meinung keinen etwas angingen. Halb besorgt, halb belustigt, erzählte mir P. Titus, daß er die Beamten angefahren hätte. Gründlich hätte er es ihnen gesagt. Mir selber war bei seiner Erzählung nicht ganz wohl, obwohl P. Titus selbst von der Gestapo keinen Besuch erhalten hatte, sondern nur von der Zollfahndungsstelle. Auch später hat er niemals mit der Gestapo irgendetwas zu tun gehabt.

Landesbibliothek Oldenburg

Bald darauf wurden mein Vorgänger, P. Stuhlweißenburg, und ich verhaftet. Was mit uns beiden geschah, ist hier uninteressant, darum soll es unerwähnt bleiben. Als ich rund einen Monat später hörte, auch P. Horten sei verhaftet worden, waren meine Gefühle geteilt. Einesteils tat es mir leid um Pater Titus, zugleich aber empfand ich eine gewisse Genugtuung, daß ein so heiligmäßiger Mann wie P. Titus das Los der Verhaftung mit mir teilte. Wieder einen Monat sah ich P. Titus monatelang nicht, obwohl wir im selben Hause wohnten. Hie und da kam allerdings eine Anfrage von ihm. So wollte er von mir die Erlaubnis haben, auch am Freitag Fleisch zu essen. Ein anderes Mal bat er um Dispens vom Fastengebot. Überhaupt suchte er dem Gelübde des Gehorsams mir gegenüber in jeder Beziehung nachzukommen. Die Anfragen kamen zu mir durch die Gefängnisbeamten, die alle — mit einer Ausnahme — uns beiden gegenüber sich aus-



Pater Titus M. Horten

später wurde ich nach Oldenburg gebracht, wo ich P. Stuhlweißenburg und P. Horten bereits vorfand. Wir waren verschärft isoliert und durften einander überhaupt nicht sehen. Der Vorsteher des Gefängnisses, Herr Buschmann, der sich im übrigen in jeder Beziehung höchst anständig uns gegenüber benahm, eröffnete mir, daß wir drei auch im Gottesdienst nie zusammen sein dürften. Deshalb könnte jeder von uns nur alle drei Wochen den Gottesdienst besuchen. Jeglicher Verkehr war unterbunden, auch der mit dem Gefängnisgeistlichen Grafenhorst, dem jetzigen Offizial, und mit den Rechtsanwälten. Aber jeder von uns konnte täglich auf seiner Zelle die Hl. Messe feiern. Also gezeichnet benahmen. Herr Buschmann meinte eines Tages, wenn er nur solche Gefangene hätte, wie uns drei Dominikaner, so hätte das Gefängnis gute Tage. Am liebsten würde er den Pater Titus Horten in die Küche tun; dann wäre er sicher, daß nichts verschwände. Denn P. Horten sei so gewissenhaft, daß er kein Stück Brot und kein Stück Wurst nehmen würde, das ihm nicht zustände. Von mir nahm er dasselbe anscheinend nicht ohne weiteres an.

Dann kam der tragische Tod von Pater Thomas Stuhlweißenburg. Als der für uns eigens bestellte Richter Thomsen mir den Tod mitteilte und anschließend daran mich zu verhören versuchte, lehnte ich jedes Ver-

Landesbibliothek Oldenburg

hör ab und verlangte sofortige Aufhebung der Isolierhaft für Pater Titus Horten. Außerdem müßte die Gerichtsverhandlung so schnell wie möglich ausgesetzt werden. Dem wurde stattgegeben.

Als ich am Morgen des ersten Gerichtstages an der Gefängnispforte mit P. Titus zusammentraf, begrüßte er mich mit heller Freude. Alle Mahnungen des begleitenden Polizisten, wir dürften nicht miteinander sprechen, wurden von P. Titus bei seiner übergroßen Freude, mit mir zusammenzutreffen, überhaupt nicht vernommen. Er war glücklich wie ein Kind. Wir betraten das Gerichtsgebäude und wurden bald darauf, zunächst von unseren Rechtsanwälten, dann von den Staatsanwälten begrüßt. Die beiden Staatsanwälte — sie hießen Klemphan und Wiedemann, eigens gegen uns von Berlin nach Oldenburg beordert — benahmen sich höflich und zuvorkommend. P. Titus strahlte auch die beiden Staatsanwälte an und meinte mir gegenüber, wir brauchten keine Sorge zu haben, beide seien doch prächtige Kerle. Meine Bemerkung, ich könnte den beiden „aufgenordeten Schrumpfgermanen" — beide Staatsanwälte waren von sehr kleiner Statur — kein Vertrauen schenken, machte ihn zwar stutzig. Aber während der ganzen Gerichtsverhandlung, die mehrere Tage dauerte, blieb er bei seiner Meinung, daß Staatsanwälte und Richter es gut meinten. Er konnte sich nicht vorstellen, daß Menschen bösartig sein könnten. Darum fiel er auch auf jede suggestive Frage — selbst der Richter stellte mit erkennbarer Bosheit solche Fragen — herein. Außerdem war er während der Verhandlungen kaum bei der Sache. Meistens hatte er den Rosenkranz in der Hand und betete. Auf meine Frage, wofür er bete, bekam ich die Antwort: „Für die Richter und Staatsanwälte". Manchmal riß ihn eine Frage des Richters aus einer völlig Gott zugekehrten Gebetshaltung heraus, so daß er überhaupt nicht wußte, worum es ging.

Sein Optimismus ging in die Brüche, als der Staatsanwalt für ihn Zuchthaus beantragte. Soweit ich mich erinnere, sollte er drei Jahre Zuchthaus haben. Sein Ehrgefühl war aufs tiefste getroffen. Obwohl er zweifellos unschuldig war, hätte er eine Gefängnisstrafe auf sich genommen, ohne allzu traurig zu sein. Aber Zuchthaus! Dann kam das Urteil. Weil P. Titus im guten Glauben eine objektiv falsche Aussage über mich gemacht hatte und bei dieser Aussage blieb, war das Urteil auch für mich sehr übel. Ich selbst erhielt 1¼ Jahr Gefängnis, Pater Titus zwei Jahre. Er war glücklich. Am Tor des Gefängnisses sagte ich ihm, daß ich nur wegen seiner irrtümlichen Aussage wieder ins Gefängnis zurückmüßte. Da legte Pater Titus seine beiden großen Hände auf meine Schultern, schaute mich glückstrahlend an und wußte weiter nichts zu sagen als: „Dann bleiben wir beide doch wenigstens zusammen."

Nun wären wir Strafgefangene gewesen, wenn ich nicht Berufung eingelegt hätte. P. Titus wollte von einer Berufung nichts wissen, weil ihm das ganze Gerichtsverfahren wegen seiner nicht einmal verdeckten Ungerechtigkeit schwer zugesetzt hatte. Auch wollte er nicht noch einmal ausgefragt werden. Ich bestand aber auf Berufung. Nach wenigen Wochen kamen wir aus den Händen des Landgerichtsrates Thomsen unter die Befehlsgewalt des Landgerichtsdirektors Brahms. Der Wechsel war deutlich zu spüren. Was uns an Vergünstigungen zuteil werden konnte, ließ Herr Brahms uns zukommen. Auch für mich wurde die Isolierhaft aufgehoben. P. Titus und ich sahen uns im Gottesdienst und gelegentlich auch auf den sogenannten Spaziergängen im Gefängnishof. Mir fiel an P. Titus nichts auf. Aber eines Tages hatten wir gemeinsamen Besuch von zwei mit mir verwandten Frauen. Als beide weinten und ich sie zu trösten versuchte, daß das Ganze nicht so schlimm sei, widersprach mir Pater Titus: „Es ist doch schwer zu ertragen." Und dann weinte er selbst. Ich war erschüttert, hatte aber keine Ahnung, daß P. Titus schwerkrank sein könnte. Am Tage vor Weihnachten fragte er mich, ob er am Feste mit einer hl. Messe sich begnügen dürfe; er könne drei hl. Messen nicht aushalten. Von da an hörte ich öfter von den Beamten des Gefängnisses, dem P. Titus gehe es nicht gut. Eines Abends um die Mitte des Monats Januar 1936 kam ein Beamter des Gefängnisses nach Einschluß zu mir und teilte mir seine Besorgnis um P. Titus mit. Man müsse fürchten, daß es ihm ergehen würde wie P. Stuhlweißenburg. Meine Bitte, mich zu P. Titus zu führen, wurde zunächst abgelehnt. Dann aber hatte mein Appell an die Menschlichkeit Erfolg, und der Beamte brachte mich in die Zelle von Pater Titus. Er riskierte allerlei. Ich fand P. Titus unter dem offenen Gitterfenster stehend und sah, daß er schwer litt. Er konnte keine Luft mehr bekommen. Der Beamte war so gütig, mich bei P. Titus eine Viertelstunde zu belassen, und ich suchte ihn zu trösten. Aber eines war mir klar: Pater Titus mußte

Landesbibliothek Oldenburg

aus dem Gefängnis heraus ins Lazarett. Darum bat ich um ein Gespräch mit dem Anstaltsarzt für den folgenden Morgen. Der Arzt hieß Dr. Reuter, behandelte mich von oben herab und benahm sich höchst brutal. Er könne auf meine Bitte nicht eingehen; dem Pater Horten gehe es offenbar ganz gut. Darauf bat ich um eine Unterredung mit dem für uns zuständigen Referenten der großen Strafkammer, Herrn Landgerichtsrat von Döllen. Herr von Döllen kam zu mir in die Zelle und nahm mich dann mit in die Zelle von P. Titus. Dem Landgerichtsrat war es vollständig klar, daß P. Titus ins Lazarett müßte. Er würde sofort alles in die Wege leiten. Nachmittags wurde ich wieder von Herrn von Döllen zu P. Titus geholt, um mich von ihm zu verabschieden. Der arme Pater war glücklich, daß er ins Lazarett übersiedeln durfte. Wir nahmen voneinander Abschied, und Pater Titus kniete nieder und bat mich um meinen Segen. Er wurde nach draußen gebracht in einen Wagen, um ins Lazarett überführt zu werden; ich ging auf meine Zelle zurück. Das war meine letzte Begegnung mit P. Titus Horten.

Täglich hörte ich von ihm. Denn die Gefängnisbeamten hatten eine solche Hochachtung vor P. Titus, daß sie im Lazarett — es war ein Teil des Peter-Friedrich-Ludwig-Hospitals — sich nach ihm erkundigten, einige ihn sogar besuchten. Auch erzählte mir der Gefängnispfarrer Grafenhorst von ihm. Eines Tages fragte mich Herr Landgerichtsrat von Döllen, ob ich damit einverstanden wäre, wenn P. Horten ein Einzelzimmer im Krankenhaus bekäme. Es sei allerdings nur das beste und teuerste Zimmer frei. Selbstverständlich war ich einverstanden und erklärte dem Landgerichtsrat, daß für P. Horten das Beste und Teuerste gerade gut genug sei. Am folgenden Tag erfuhr ich durch Kaplan Grafenhorst, daß Pater Titus tot sei. Und dann kamen nacheinander alle Beamten des Gefängnisses, um ihr Beileid mir zum Ausdruck zu bringen. Mehr als einer hatte Tränen in den Augen. Auch Herr Landgerichtsdirektor Brahms kam und war trotz seiner amtlichen Stellung rührend menschlich. Ebenso Herr von Döllen. Wer nicht kam, war der Vertreter der Berliner Staatsanwaltschaft für Oldenburg, obwohl er katholisch war und aus Vechta stammte. Dafür aber kam der evangelische Gefängnispfarrer Dr. Ehlers und zeigte eine tiefe und ehrliche Teilnahme.

Was dann mit P. Titus geschah, war nicht mehr meine Sache. Herr Landgerichtsdirektor Dr. Brahms bot mir zwar an, unter Begleitung eines Gefängnisbeamten am Begräbnis teilzunehmen. Aber ich fühlte mich für ein solches Erlebnis nicht mehr stark genug und lehnte ab. In der Nacht nach dem Begräbnis wurde das Urteil von der großen Strafkammer gefällt. Von den drei in Haft genommenen Dominikanern war ich der einzige Überlebende. Das Urteil lautete: Völlig unschuldig.

Laurentius Siemer

+

Vör füftig Jaohr

1. Leiwe Lüe, nu hört maol to, hallahie.
Wat ick jou berichten do, hallahie.
Ne, ick kann't boll nich verstaohn,
wat in füftig Jaohr vergaohn.

2. Domaols leg de Wisk noch free,
un de Kohjung hödd' dat Veeh.
wat nu de Beester staoht,
vör so'n Stück Elektro-Draoht!

3. Um so'n bittken Meß to strai'n,
mößd' de Vaoder Plaggen maihn.
Och, wo licht is nu de Mod'!
Leunakunst maokt alles good.

4. Wat wör dat för'n Pangelee,
damaols mit de Heieree!
Nu bruks't Hei nicht antorög'n,
kanns't up Wäskelienen drög'n.

5. Jung, wat doo'n de Saißen klünk,
wenn't so rech an't Maihen günk!
Nu geiht bloßt de Binner rund,
un legg alles anne Grund.

6. Wat van't Dösken staiht beschräw'n,
daor is nicks van aowerbläw'n.
Klipp, klapp güng dat, Dösk up Dösk;
nu gift vulle Säck' up'n Esk.

7. Manche Bruk is ünnergaohn!
aower eens, dat bliff bestaohn:
Alle Minsken, lüttk' und grot,
brukt to'n Läwen noch dat Brot.

Franz Morthorst

Landesbibliothek Oldenburg

Georg Wehage ein Pionier der Arbeit

Dasselbe Adelsgut, auf dem im Jahre 1500 Wilke Steding, des Münsterlandes größter Kriegsheld, das Licht der Welt erblickte, erwarb vier Jahrhunderte später der Landwirt Georg Wehage, den man, ohne zu übertreiben, einen „Pionier der Arbeit" nennen kann. Er hat sich aus eigener Kraft vom einfachen Heuermann zum Besitzer des adeligen Gutes Stedingsmühlen emporgearbeitet. Auf zwei Gebieten der Landwirtschaft leistete er bahnbrechende und mustergültige Pionierarbeit: in der Einführung des künstlichen Düngers und in der Kultivierung der weiten Heideflächen unserer engeren Heimat. Sein arbeitsreiches Leben verteilt sich fast gleichmäßig auf die beiden heimischen Ämter Vechta und Cloppenburg.

Die Wiege dieses rastlos tätigen Mannes stand in „Bölgerburskup" = Bahlen in der Gemeinde Dinklage. In dem jetzt von Kruse bewohnten Heuerhaus des Bauern Schiplage wurde er am 24. April 1851 als Sohn der Heuerleute Gerd Heinrich Wehage und Anna Cath. Adelheid, geb. Nuxoll, geboren und verbrachte dort die Jahre der Kindheit. Die Geistesarbeit in der Schule sagte „Muggen Georg", wie er mit Beinamen oder „Kneisnamen" genannt wurde, wenig zu, um so mehr aber die Arbeit in Feld und Wiese. — Für den „lüttken Mann" war es damals nicht leicht, zu barem Geld zu kommen. Georg aber fand nach seiner Entlassung aus der Schule trotzdem einen Weg. Auf Akkord nahm er bei verschiedenen Bauern das Ausroden und Einebnen der „Äuwers" (Wälle) und die Entwässerung der Auewiesen an. Alte Leute wissen zu erzählen, daß er mit einem „Knubben" Schwarzbrot und einer „Patellge Zuckereikaffee" oft schon vor Sonnenaufgang beim Äuwer gestanden, sich „fief Träe" abgemessen und dort Brot und Kaffee niedergelegt habe. Und nicht eher hätte er sich zum kargen Frühstück niedergesetzt, als bis er das gesteckte Ziel erreicht hätte.

Schon früh sah er sich nach einem eigenen Heim um. Im Elternhaus konnte und wollte er nicht bleiben, denn außer ihm hatten „Müggen" noch zwei Söhne, Klus und Rodert, und eine Tochter. Ein dritter Bruder hatte sich durch Unglücksfall mit dem Gewehr erschossen. Georg heiratete ein bei „Gorn Hinnen auf dem Knappe" (Oevermann), der ebenfalls bei Schiplage in der Heuer war. In dessen Tochter Elisabeth, geboren am 20. Januar 1852 in Bahlen, fand er eine Frau mit gleichem Arbeitseifer und unerschütterlichem Gottvertrauen. In der Pfarrkirche zu Dinklage wurden sie am 7. Mai 1878 getraut. Beide zusammen versuchten jetzt das Leben zu meistern. Schon bald wurde ihnen der Arbeitskreis zu eng, und es kam ihnen sehr „zu passe", daß sie die Heuerstelle von „Lies Herm" mit übernehmen konnten. War Georg den ganzen Tag draußen an der Feldarbeit, so betreute Zettken den Haushalt, das Vieh und vor allem, wie das damals im ganzen „Käspel" üblich war, die vielköpfige Gänseschar. Zu ihrem größten Leidwesen blieb die Ehe kinderlos, und daher kamen beide überein, die drei unversorgten Kinder (zwei Söhne und eine Tochter) der früh verstorbenen Verwandten Nuxoll (Prinz) an Kindesstatt anzunehmen. In ihnen fanden die Eheleute Wehage später tatkräftige Helfer. Leider starben die beiden Brüder in der Blüte der Jahre (Bernard 1898 und Josef 1916). Ihre Tochter Bernhardine (gestorben am 14. 1. 1951 auf Stedingsmühlen), hat den Aufstieg der Eltern vom Anfang an miterlebt und wesentlich dazu beigetragen.

Das Leben als Heuermann sagte dem vorwärtsstrebenden Mügge auf die Dauer nicht zu, weil es ihm keine Möglichkeit zur Entfaltung gab. Er brach mit der althergebrachten Auffassung, „nicht äöwern Tun tau kieken" und machte mutig und entschlossen den Sprung vom Heuermann zum Pächter. Man riet ihm ab, man führte ihm die Schwierigkeiten vor Augen, aber er stellte ihnen sein kategorisches „ampatt" entgegen. Die Zukunft gab ihm recht, wie die Erfolge der zweiten Etappe seines Lebens beweisen. Er übernahm die „Prengerei" (früher Prüllage, jetzt Rolfes) in „Hönerburskup" und begann hier mit den ersten Reformen auf landwirtschaftlichem Gebiet, die für die konservativen Bauern einen völligen Umsturz bedeuteten.

In Zeitungen und Kalendern hatte er von den neuen künstlichen Düngemitteln, von „Knaokenmähl" und Thomasschlackenmehl, und ihren günstigen Wirkungen auf die Frucht gelesen. Heimlich ließ er sich einige Sack der grauen „Kunst" kommen. Auf der niedrigen Wiese an der Straße nach Qua-

Landesbibliothek Oldenburg

kenbrück bei der Höner Brücke soll er, wie alte Leute erzählen, den ersten Versuch gemacht haben. Beim Streuen des Düngers, der ihn in eine graue Wolke einhüllte, blieben die Leute auf der Straße stehen und fragten verwundert: „Georg, wat seihest du dor dann?" Seine Antwort, ebenso „wiese" wie er selbst, lautete: „Ick seihe wat van dat, wor't gaut van waßt!" Ein wenig höhnisch erwiderten sie: „Dann seihe man tau!" und gingen lachend und kopfschüttelnd ihres Weges. Die Wirkung ließ nicht lange auf sich warten, und wieder blieben die Passanten bei der Brücke stehen und fragten: „Wo kump dat eigentlick, dat dat Gräs up dien Placken väl bäter steiht as bi'n Naober?" — „Ja," sagte Georg, diesmal mit innerem, heimlichem Triumph: „Dor häbb ick wat van dat upseiht, wor't gaut van waßt!" Diesmal lachten sie nicht, aber sie suchten andere Gründe für ihre ablehnende Einstellung: „Hei vergiftet dei Weide", oder „Hei sugg dei Ern ut!" Müggen Georg aber hatte von seinem Placken den doppelten Ertrag wie sein Nachbar.

Auch den zweiten seiner Reformpläne, die „Bekehrung der Heiden", nahm er auf der Prengerei in Angriff, wenn auch in bescheidenem Umfang. Er bereitete die Heide des „Höner Meier" zunächst zu Weide, riß dann die ganze Heidefläche links und rechts von der Straße um und machte aus ihr fruchtbares Ackerland. Dann ließ er dort mehrere Neubauten errichten: Mählmann, Muhlen Gerd (Sperveslage) und Brüdel (Holzenkamp). „Wor heff dei Mügge dat Geld woll alle her?" fragten die Leute. Einige wußten: „Hei heff dat grote Los wunnen." Er selbst hat nie davon erzählt, und wahrscheinlich ist der Neid der lieben Mitmenschen der Grund zu der Behauptung gewesen. Die sichtlichen Erfolge seiner umwälzenden Arbeit stiegen Wehage, wie man vielleicht annehmen könnte, nicht zu Kopf, sie erhöhten vielmehr seinen Eifer, so daß er für eine gemütliche Aussprache kaum zu haben war. Als ein naher Verwandter ihn eines Morgens besuchen wollte, war er gerade für die Arbeit gerüstet und ließ sich auch nicht aufhalten. Entschuldigend meinte Zettken: „Use Georg häff't van Daoge en bäten drocke, hei mot noch 300 Schäpelsaot mit Seradella beseihen, änners wedd üm dei Roggen tau lank!" Das mag „mit'n rumen Sleif" aufgegeben worden sein, aber Tatsache ist, daß Wehage in Höne eine Fläche von 200 Scheffelsaat Neuland allein mit Roggen bestellt hatte.

Welcher Unternehmungsgeist, welcher immense Fleiß und welche genauen Bodenkenntnisse in dem kleinen, unscheinbaren Wehage steckten, bewies er vor allem in der dritten Phase seines arbeitsreichen Lebens, als er 1888 in der Blüte der Jahre die große Göttingsstelle in Bethen pachtweise übernahm. Bethen war damals im Gegensatz zu heute wegen seines mageren Bodens eine der ärmsten Bauerschaften der Gemeinde Krapendorf, und mancher Bauer und Eigner stand bei den Cloppenburger Geschäftsleuten arg in der Kreide. Nur am Sonntag konnten sie sich beim Wirt Buken ein paar Schluck oder eine Flasche Bier erlauben. Kunstdünger war in Bethen noch nicht bekannt; der Dünger aus Kuh- und Schafställen reichte bei weitem nicht aus, so daß sich die Bauern zum großen Teil auf Plaggendüngung verlassen mußten. Wehage war tiefes Pflügen gewohnt, und als er nach Dinklager Methode den Boden in Bethen bearbeitete, wurden die Plaggen wieder hochgerissen. Sein Nachbar N., der es übrigens gut mit dem „Neuen" meinte, mahnte ihn: „Wehaoge, wenn ick di rao'en sall, pleuge nich tau deip!" — „Ick glöwe," meinte Wehage später lächelnd, „hei was bange för siene Päre." Wehage hielt nämlich auf gesunde und kräftige Arbeitspferde und pflegte sie wie seine besten Arbeitskräfte. Er ließ die Plaggen hinterwegs, sparte dafür aber um so weniger mit Kunst. Das erste Jahr brachte ihm nicht den erhofften Erfolg, so daß bestimmte Leute schon „stillken" triumphierten. „Nich naogäben, nu ampatt nich!" sagte sich Wehage, und im nächsten Jahre „brusede" die Frucht; er konnte für 3000 M. Roggen auf dem Halm verkaufen, und behielt noch reichlich für den Eigenverbrauch und die kommende Saat.

So ging das nun Jahr für Jahr weiter, und der Name Wehage wurde bald über die Grenzen der Gemeinde hinaus bekannt. Die Bauern gaben ihre widerstrebende Haltung auf und befreundeten sich zu ihrem eigenen Vorteil mit der neuen Bodenbearbeitung. Wehage aber, nach dem Sprichwort handelnd „Rast' ich, so rost' ich" warf sein Augenmerk auf die weiten Ödlandflächen nördlich seiner Pachtung. Irgendwo hatte er von den großen Erfolgen der Bodenveredelung in der Lüneburger Heide erfahren. Ohne langes Bedenken setzte er sich eines Tages auf den Zug, um sich mit eigenen Augen von dem Heidewunder zu überzeugen. Nur seinem Freund Klinker erzählte er von der Reise, denn auch dieser huldigte dem Fortschritt und

Landesbibliothek Oldenburg

hatte schon Jahre vorher den Bauern prophezeit: „Die Heide wird uns eine bessere Zukunft bringen!" Nun erwarb sich Wehage für ein paar Mark pro Scheffelsaat große Flächen Heidegrund bis zum jetzigen Kellerhöhe hinein und kaufte dem Wirt Buken für billiges Geld die ertraglose Heidefläche im Osterfeld ab.

Mit Pflug und Egge, in späteren Jahren mit dem Dampfpflug, begann er den Kampf mit dem unberührten Heideboden, auf dem bislang nur Schafherden ihr Dasein gefristet hatten, die nach alter Ansicht das einzige Mittel waren, um zu barem Geld zu kommen. Serradella und Lupinen, den Bauern gänzlich unbekannte Samen, und Kunst und immer wieder Kunst ersetzten Stalldünger, Schafmist und Plaggen, und aus der weiten, braunen Heide erstanden zum größten Erstaunen der Bauern in kurzer Zeit wallende Kornfelder mit körnerschweren Ähren. Den ersten Erntetag gestaltete Wehage zu einem wahren Feiertag für sich, seine Kinder, sein Gesinde und seine helfenden Nachbarn.

Die Garben wurden auf freiem Felde in großen Haufen zusammengefahren, und noch sehe ich den damals Fünfzigjährigen hoch oben auf dem Garbenhaufen stehen, wie er, nur von einem kleinen Knecht unterstützt, eilfertig die überschweren Garben von zwei Fudern zugleich annahm und zurechtlegte. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend stand er als Erster mitten in der Arbeit, und in der drocken Jahreszeit reichte häufig der Tag nicht aus, so daß der späte Abend und sogar die Nacht mit in Anspruch genommen werden mußten. Nur ein Bauer kann ermessen, was er in dieser Zeit mit seinem getreuen Großknecht Ackmann, seinen Kindern und dem Gesinde geleistet hat.

Sein Beispiel und sein Erfolg ließen bald den Widerstand der Bether Bauern schwinden, und die verachtete Heide wurde zum Brennpunkt der Feldarbeit. Überall rührten sich fleißige Hände, der geruhsame Feierabend kam in Fortfall, die Schafherden wurden immer kleiner, und neue Scheunen und Ställe mußten gebaut werden. Kurzum, es lohnte sich jetzt, zu leben und zu werken, und das früher arme Dorf Bethen erhielt in seiner inneren Struktur und in seiner äußeren Gestaltung ein ganz anderes Bild. Bis zu den höchsten Stellen drang das Lob der Pionierarbeit Wehages; der Landesherr Großherzog Friedrich August bekundete sie ausdrücklich durch die Verleihung einer Ehrenurkunde.

Fast zwölf Jahre war Wehage den Bauern Bethens Lehrmeister gewesen, und als die Pacht abgelaufen war, mußte er sich nach einem neuen Verbleib umsehen. Am 5. 5. 1898 erwarb er die „Burg" an der Mühlenstraße in Cloppenburg, die frühere Besitzung des Hofrats und Amtmanns Friedrich Bothe, die 1888 in den Besitz des Anton Hiltemann und seiner Frau Ida, geb. Wewer, übergegangen war. So wurde Georg Wehage in der vierten Epoche seines Lebens wohlsituierter Bürger der Stadt Cloppenburg. Dem „Plaosterträen" und dem Leben in der Stadt konnte er aber keinen Reiz abgewinnen. Nur selten sah man ihn in der Stadt, bei Versammlungen und öffentlichen Veranstaltungen, obwohl seine Pionierarbeit auf landwirtschaftlichem Gebiete auch den Honoratioren der Stadt Hochachtung abnötigte. Gesellschaften, wie sie zu des sel. Bothes Zeiten üblich gewesen waren, kannte und liebte er nicht. Trotzdem kam er mehr mit der Welt in Berührung als früher, weil er für wohltätige Zwecke immer eine offene Hand hatte und daher oft von Organisationen eingeladen und herangezogen wurde. Am wohlsten fühlte er sich im Arbeiterverein, dem er auch die Mittel zur Beschaffung einer neuen Fahne zur Verfügung stellte. Auch seinen Verwandten stand er stets hilfreich zur Seite, und half ihnen bei einer neuen Existenzgründung. In Cloppenburg feierte er auch mit seiner treuen Gefährtin das Silberne Ehejubiläum. Als am frühen Vormittag die ersten Gäste aus seiner alten Heimat eintrafen, kam die Silberbraut gerade aus dem Gänsestall, wo sie ihre Lieblinge an den Federn gezupft hatte.

Schon an der Grenze des Mannesalters, aber noch immer rüstig und voller Unternehmungsgeist, erwarb Wehage im Jahre 1905 das Gut Stedingsmühlen, den alten Adelssitz der Herren Steding, der sich damals im Besitz von Maximilian Bothe und seinen beiden Schwestern befand. Sie konnten dem 300 ha großen Gut kaum soviel Ertrag abringen, daß es zu einem standesgemäßen Leben reichte. Das Kapital zum Gutskauf lieferte Wehage der Verkauf des so billig erworbenen Eigenbesitzes an den Landeskulturfonds und an die Großsiedler Prante und Ruhe.

Nun war Wehage Gutsbesitzer, aber auch in dieser letzten Periode seines abwechslungsreichen Lebens dachte er nicht daran, sein Leben in Ruhe, in Stehkragen und Manschetten, zu verleben. Im Gegenteil! Noch einmal wollte er den Kampf mit der Heide

Landesbibliothek Oldenburg

aufnehmen, und Gelegenheit dazu boten ihm die ausgedehnten Heideflächen in überreichem Maße. In altbewährter Zähigkeit stürzte er sich in die Kulturarbeit. Wohl hatte er in seinem Schwiegersohn Hermann Müßing, der Wehages Pflegetochter Bernhardine geheiratet hatte, einen tatkräftigen Mitarbeiter gewonnen, aber er sah doch wohl ein, daß sie allein das gewaltige Werk nicht schaffen würden. Einheimische Arbeitskräfte aber waren schwer zu bekommen, und daher stellte er fremdvölkische Hilfskräfte, Italiener und Polen, ein. Sie verursachten ihm viel Kopfzerbrechen und verlangten ständige Aufsicht. So konnte sich Wehage auch in seinen alten Tagen — wenigstens im Sommer — keine Ruhe gönnen. Nach dem Mittagessen verschwand er meistens für eine Viertelstunde, stellte sich hinter dem Viehstall mit dem Rücken an die Wand, bis das müde Haupt sich vorüberneigte. Das war sein Schlaf. „Nur ein Viertelstündchen!" — aber nicht auf Sofakissen!

Trotz seiner Erfolge, auf die er mit Recht stolz war, vergaß Wehage doch nicht, daß er letzten Endes dem Herrgott sein Glück zu verdanken hatte. Als am 16. 7. 1916 der Kirchenbauverein Bethen von Männern gegründet wurde, die von der großen Sendung der Gnadenstätte Bethen durchdrungen waren, wurde Wehage einer der eifrigsten Förderer des Werkes, und als Beisitzer in den Vorstand des Kirchenbauvereins gewählt. Mitten in dieser seiner letzten Arbeit für die Ehre des Allerhöchsten setzte der Herr über Leben und Tod den Schlußstrich unter das arbeitsreiche Leben Wehages und nahm ihn am 12. 11. 1919 auf in die weiten Gefilde der Ewigkeit.

Seine treue Lebensgefährtin hätte jetzt als Gutsbesitzerin ihren Lebensabend in aller Ruhe und Behaglichkeit genießen können. Aber „leddig gaohn" war auch ihr in der Seele zuwider, und die kleinen Arbeiten im Hause, die Gartenarbeit und die Sorge für das liebe Federvieh, für Gänse, Enten, Puten und Hühner, ließ sie sich selbst im hohen Alter nicht aus der Hand nehmen. Arbeit war ihr wie ihrem Gemahl nicht bloß Lebensbedürfnis, sondern auch Lebensfreude. Sie erreichte das biblische Alter von fast 96 Jahren, und starb am 7. 12. 1946, ohne jemals ernstlich krank gewesen zu sein.

Der Rumpf des Gutes mit dem alten Adelshof Stedingsmühlen (etwa 40 ha) ist heute noch im Besitz von Wehages Schwiegersohn Müßing, der Rest wurde in Parzellen aufgeteilt und an vorwärtsstrebende Siedler verkauft, so daß heute auf dem Gebiete des alten Gutes, das früher kaum drei Menschen ernähren konnte, zehn Familien mit über 60 Personen ein auskömmliches Dasein haben.

Wenn ein Dinklager etwas durchsetzen will und sich ihm Hindernisse in den Weg stellen, gebraucht er das kurze, derbe Wörtchen „ampatt", was soviel wie „trotz allem" bedeutet. Auch von Georg Wehage hat man dieses kleine Wort oft gehört, es wurde zum Leitstern seines Lebens. Ihm entsprang seine beispiellose Zähigkeit, gemischt mit immer wieder aufleuchtender Schaffensfreude. So wurde er zum Pionier der Heidekultur und trug — woran sich die Münsterländer stets dankbar erinnern sollten — wesentlich zum Wohlstand unserer lieben Heimat bei.

Heinrich Bockhorst

Friedrich Castelle

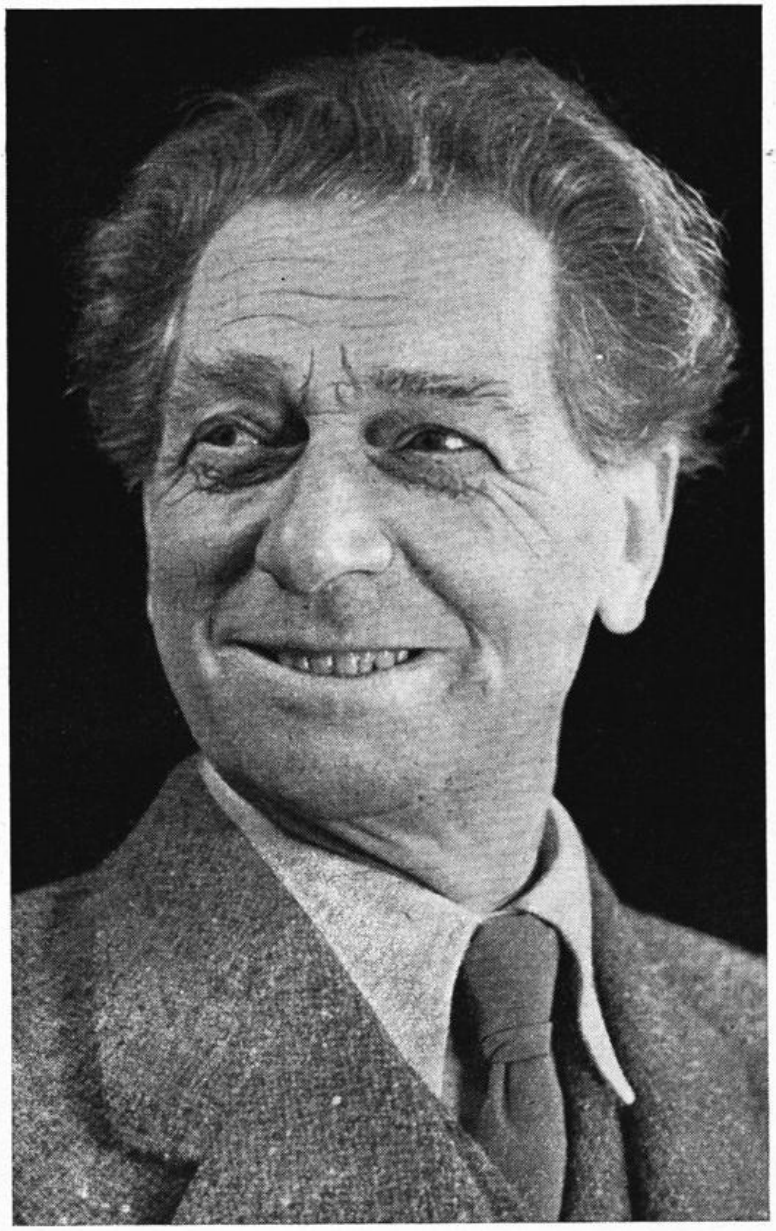
ein Freund des Oldenburger Münsterlandes

Mit Dr. Friedrich Castelle, der am 15. Januar 1954 seine Augen für immer schloß, ist ein Mann von uns gegangen, der nicht nur seiner engeren Heimat Westfalen, sondern auch dem Oldenburger Münsterland etwas bedeutete. Eine Würdigung seines vielseitigen literarischen und künstlerischen Schaffens gab Jos. Bergenthal in der Ausgabe der Westfälischen Nachrichten vom 16. Januar 1954. Durch nichts aber wird der große Verlust, den sein Tod für Westfalen und darüber hinaus für Deutschland bedeutet, klarer herausgestellt, als durch das Wort, das die Westfälischen Nachrichten in ihrer Ausgabe vom 22. Januar 1954 über den Bericht über seine Beisetzung setzten „An siene Stiie steiht nich een" (an seiner Stelle steht nicht einer).

Gar vielen Münsterländern ist Dr. Friedrich Castelle, der insgesamt über fünftausendmal auf dem Vortragspodium gestanden haben soll, durch seine glänzende Vortragskunst in unauslöschlicher Erinnerung. Denn oftmals hat er auch im Oldenburger Münsterland, sei es nun in Vechta oder in Cloppenburg oder an irgendeinem anderen Orte, die andächtig lauschenden Zuhörer in seinen Bann ge-

Landesbibliothek Oldenburg

zogen, einerlei ob er über „Wilhelm Raabe oder Wilhelm Busch, Hermann Löns oder Theodor Storm, Annette von Droste oder Gottfried Keller, Goethe oder Schiller, Eichendorff oder Rilke, Wibbelt oder Wagenfeld" sprach, es war immer ein großes Erlebnis, ihn zu hören. Dabei meisterte er das Hochdeutsche genau so wie das Plattdeutsche.



Friedrich Castelle
(Photo: W. Lappe, Havixbeck/Westf.)

Eng verbunden war er auch der Heimatbewegung; und wie er zu den Gründern des Westfälischen Heimatbundes gehörte, so war er auch eines Tages mit seinem Freunde und Weggenossen Karl Wagenfeld mit dabei, als der Cloppenburger Heimatverein aus der Taufe gehoben wurde. Er war aber auch mitten unter uns, als Cloppenburg im Jahre 1935 sein 500jähriges Bestehen als Stadt feierte, er war mit dabei, als der Quatmannshof, das schönste Bauernhaus des Oldenburger Münsterlandes, im Museumsdorf neu gerichtet wurde. Dem Museumsdorf galt von jeher seine besondere Liebe. Mit lebhafter Anteilnahme verfolgte er seine weitere Entwicklung. Als Herausgeber der Zeitschrift „Der Türmer" veranlaßte er mich, darin Aufsätze über das große Kulturwerk des Oldenburger Münsterlandes zu schreiben, und schrieb selbst gelegentlich Aufsätze über das Museumsdorf in den Tageszeitungen, um

Landesbibliothek Oldenburg

dafür zu werben. In lebhafter Erinnerung dürfte den Cloppenburgern aber auch noch die Tatsache sein, daß er eines Tages das große Winterfest des Heimatvereins, den Hölskenball, leitete. Bei dieser Gelegenheit brachte der Verewigte auch einige seiner köstlichen plattdeutschen Gedichte zum Vortrag, die allgemein an die Spitze seiner dichterischen Leistungen gestellt werden. Wie sehr er sich dem Oldenburger Münsterland verbunden fühlte, wie lieb er diese deutsche Landschaft gewonnen, zeigt das Gedicht „Oldenburger Münsterland", das er in dem Festbuch der Stadt Cloppenburg 1935 veröffentlichte und das mit den Worten schließt:

„Oldenburger Münsterland!
Bleib der Volkheit Unterpfand,
Daß sich Deutschland auf Dir baue,
Schönster du der Heimatgaue!"

Kein Wunder, daß er hier auch manche Freunde gewonnen hatte; ich selbst hatte oftmals das Glück, mit ihm zusammenzutreffen, nicht nur hier im Lande, sondern auch außerhalb, in bösen und in schlechten Tagen. Ich war sein Gast auf Haus Welbergen, nahe der holländischen Grenze, wo er vielleicht seine glücklichsten Tage verlebte. Ich traf mit ihm zusammen in Köln, wo er als Sendeleiter wirkte und mich veranlaßte, die Eindrücke einer mehrtägigen Besichtigungsfahrt durch die rheinischen Museen über den Rundfunk interessierten Hörern bekannt zu geben. Ich traf ihn wieder in Burgsteinfurt, wohin er, nachdem er in Luxemburg, wo er ebenfalls als Sendeleiter gewirkt hatte, seine ganze große Bibliothek, eine wundervolle Sammlung von Bildern des hl. Christophorus, dem seine besondere Liebe galt, seine ganze Habe verloren, sich zurückgezogen hatte und mit seiner Familie auf einigen wenigen Zimmern wohnte. Ich traf ihn noch einmal kurz vor seinem Tode — ich danke es meinem Freunde Werner Terjung, daß ich ihn hier noch einmal erleben durfte — in Burgsteinfurt. Ich werde diese Stunde nicht vergessen. Obwohl er bereits den Todeskeim in sich trug, glaubte ich nicht, daß er so schwer krank sei. Er hielt sich so tapfer, daß es auch nicht ohne weiteres möglich war, dies zu erkennen. Aber seine Gattin und Tochter wußten es besser und ließen durchblicken, wie schlecht es um ihn stehe. Seine ganze Sorge galt seiner letzten literarischen Arbeit, der Herausgabe der gesammelten Werke seines Freundes Karl Wagenfeld. Im übrigen lebte er auch selbst der festen Hoffnung, bald wieder Vorträge halten zu können, worauf er im übrigen angewiesen war, um seine Familie und sich selbst am Leben zu erhalten. Aber so schwer seine Lage war, er klagte nicht. Bald darauf schon erhielt ich die Nachricht, daß er nach Rheine übergesiedelt sei, wo er dann im Matthias-Hospital seine Seele aushauchte. Auf dem alten Mauritzfriedhof, im Schatten der altehrwürdigen münsterschen St. Mauritzkirche, wurde er zur letzten Ruhe gebettet.

Auch das Oldenburger Münsterland wird dem großen Vortragskünstler und Dichter, seinem aufrichtigen Freund, über das Grab hinaus ein ehrendes Andenken bewahren.

Heinrich Ottenjann

Werner Baumbach

und das Oldenburger Münsterland

Am 20. Oktober 1953 stürzte der erfolgreichste deutsche Kampfflieger des 2. Weltkrieges, der am 27. 12. 1916 in Cloppenburg geborene Oberst a. D. Werner Baumbach, anläßlich eines Versuchsfluges über dem Rio de la Plata in Argentinien tödlich ab, derselbe Werner Baumbach, der von vielen Hundert Feindflügen immer wieder glücklich heimkehrte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch seine Vaterstadt. Bald wußte es jedermann in Deutschland, bald die ganze Welt: Werner Baumbach, der bekannte Kampfflieger und Inhaber der höchsten deutschen Tapferkeitsauszeichnungen, lebt nicht mehr. Zunächst wurde er beigesetzt auf dem deutschen Friedhof in Buenos Aires, dann nach Deutchland überführt und am 10. Februar 1954 endlich in seiner Heimatstadt Cloppenburg zur letzten Ruhe gebettet.

Von 1939 bis 1945 gab es kaum einen Kriegsschauplatz, auf dem Werner Baumbach nicht eingesetzt worden wäre: über der Nordsee, über England und Norwegen, über Griechenland und Rußland, über dem Mittelmeer bei Angriffen auf den Suezkanal, auf

Landesbibliothek Oldenburg

Alexandria und Malta, schließlich über dem nördlichen Eismeer und dem Atlantik, so oft Geleitzüge des Gegners als Bombenziel lockten".

Dann kam der Zusammenbruch, der ihn in der hohen und verantwortlichen Stellung des Generals der Kampfflieger sah; er wurde gefangengenommen und wieder entlassen. Aber es hielt ihn nicht in der Heimat. Über Italien begab er sich, einem Ruf seiner Kameraden folgend, nach Argentinien. Er hatte es zunächst nicht leicht, sich hier durchzusetzen, sich hier eine Position zu schaffen. Aber schließlich gelang es ihm doch, er wurde Berater des argentinischen Luftwaffenministeriums auf dem Gebiet der ferngelenkten Waffe. Die hohen Ehrungen, die ihm der argentinische Staatspräsident General Peron zuteil werden ließ, beweisen, wie sehr die Arbeit und das fachliche Können des ehemals gefeierten deutschen Kampffliegers auch im fernen Argentinien anerkannt wurde.

Werner Baumbach (Photo: Hoffmann)

Mit einer ausgedehnten wissenschaftlichen Arbeit über strategische und taktische

Landesbibliothek Oldenburg

Fragen verband Werner Baumbach in den letzten Tagen seines Lebens eine intensive literarische Tätigkeit. Seine beiden Bücher „Zu spät" und „Zu früh" sind auch in Deutschland, speziell in der Heimat des großen Fliegers, bekanntgeworden.

Was ihn menschlich so groß und liebenswert erscheinen ließ und was alle, die ihm begegneten, empfunden haben, das war seine schlichte, einfache Art, die er sich bewahrte in allen Lagen des Lebens und trotz allem, seine große Bescheidenheit, die der Gefeierte jederzeit an den Tag legte, sowie seine kameradschaftliche Haltung allen gegenüber, die ihm im Leben nahe gestanden.

Ganz besonders hervorzuheben aber bleibt für alle Zeit seine aufrechte Haltung, sein mannhaftes Auftreten gegenüber „den Großen" der Zeit, das soweit ging, daß er sein eigenes Leben und das Leben seiner Familie immer wieder aufs Spiel setzte, seiner „kleinen" Familie für die, wie er selbst schreibt, sich bis zum Tode einzusetzen, für ihn eine Selbstverständlichkeit war. Darüber hinaus fühlte er stets eine persönliche Verpflichtung gegenüber seinem Vaterlande, dem er zu Beginn des Krieges voller Idealismus zu dienen glaubte.

Aber auch seine engere Heimat, das Oldenburger Münsterland, und seine Vaterstadt, Cloppenburg, waren ihm ans Herz gewachsen, mehr wohl noch als er es selbst wußte. Darum hielt es ihn auch auf die Dauer nicht in dem fernen Argentinien, und man wußte dort bereits, daß er sich nach seiner Heimat Deutschland zurücksehnte. Darum nahm er auch, als er das letzte Mal in Cloppenburg zu Besuch weilte, die Gelegenheit wahr und fuhr mit seinem Wagen kreuz und quer durch das Oldenburger Münsterland, um sich nach einem geeigneten Platz für ein Eigenheim umzusehen. Schon hatte er auch seine Familie nach Deutschland vorausgeschickt, und er selbst fieberte wohl schon in dem Gedanken, bald selbst wieder nach Deutschland zurückzukehren. Aber je näher der Zeitpunkt kam, desto größer wurde auch wohl die Sorge, daß ihm dieses gelingen möge, und er soll gelegentlich geäußert haben, er werde das Jahr 1953 nicht überleben, wobei zu betonen ist, daß ihm derlei Gedanken, Todesahnungen irgendwelcher Art, sonst gar nicht lagen.

Wie sehr er sich mit seiner Vaterstadt verbunden fühlte, spürte ich so recht, als er mich gar nicht lange vor Schluß des Krieges bat, ihn einmal in Berlin aufzusuchen. Was mir im ersten Augenblick bei ihm auffiel, war die schlichte bescheidene Art, mit der er mir entgegentrat, als hätte sich seit den Tagen, in denen er noch das Cloppenburger Gymnasium besuchte, gar nichts geändert, aber auch die Hochachtung, mit dem man dem Ritterkreuzträger allüberall begegnete. Was ihn aber veranlaßt hatte, mich zu sich zu rufen, war die ausgesprochene Liebe zu seiner Heimatstadt, der Wunsch, dem Museumsdorf, dem großen Kulturwerk seiner Heimat, irgendwie zu helfen. Daran hat er auch noch nach dem Zusammenbruch, in den Jahren, die er in Argentinien fern der Heimat verbrachte, immer wieder gedacht.

Noch stärker aber spricht für die große Heimatliebe des Verewigten eine andere Tatsache, von der bisher kaum jemand erfahren, über die aber Werner Baumbach selbst in einem Briefe, den er am 27. September 1951, anläßlich eines kurzen Aufenthaltes in seiner Heimatstadt, an den Unterzeichneten richtete, sich folgendermaßen äußert: „Ich habe mir einmal viel Mühe um meine Geburtsstadt gegeben. Worüber ich sonst nie gesprochen hätte, das sollen Sie heute wissen: Ich habe in den letzten Kriegstagen unter eigener Lebensgefahr in letzter Minute ein schweres Bombardement Cloppenburgs und Vechtas verhindert. Hätte ich es nicht getan, dann wäre hier — wie in Friesoythe — kein Stein auf dem anderen geblieben. Ich habe zweimal während des Krieges Maßnahmen, die Himmler gegen das „schwarze" Südoldenburg befohlen hatte, in persönlicher Rücksprache verhindert." Über diese Angelegenheit wird das letzte Wort noch nicht gesprochen sein. Eine etwaige Biographie dieses großen Sohnes unserer Heimat wird sich damit noch eingehender zu befassen haben. Eines aber steht heute schon fest; das Oldenburger Münsterland hat allen Grund, dem Verewigten über das Grab hinaus für alle Zeiten ein ehrendes Andenken zu bewahren und ihm, was er für seine Heimat unter Einsatz seines Lebens vollbracht, niemals zu vergessen.

Heinrich Ottenjann

Landesbibliothek Oldenburg

INHALTSVERZEICHNIS

		Seite
Een Wort mit up'n Patt	Franz Morthorst, Kaplan, Cloppenburg	3
Vorwort des Herausgebers	Dr. Heinrich Ottenjann, Museumsdirektor, Cloppenburg	5
Kalendarium		6
Zu den Monatsbildern aus dem Openluchtmuseum in Arnheim (Holland)	Dr. Klaus Gruna, wissensch. Assistent, Museumsdorf Cloppenburg	30
Unsere Heimat und die Schöpfung aus zweiter Hand	P. Dr. C. H. Siemer OP, Köln	31
Der Mensch braucht eine Heimat	Franz Kramer, Regierungs- und Schulrat, Oldenburg	35
Wachsen bei uns Steine?	Dr. Fritz Hamm, Direktor am Niedersächsischen Landesmuseum, Hannover	37
Wissen wir etwas von den Anfängen des heimischen Bauerntums?	Dr. Johannes Pätzold, Staatliches Museum für Naturkunde und Vorgeschichte, Oldenburg	41
Woher kamen die Erbauer der Großsteingräber an Hase und Hunte?	Helmut Ottenjann, cand. phil., Cloppenburg	45
Dei dowe Dirk	Clemens Tombrägel, Bauer, Brägel über Lohne	51
Zur Geschichte der Missionszelle Visbek	Dr. Klaus Gruna, Cloppenburg	54
Die Rechte der münsterländischen Städte im Mittelalter	Dr. Klaus Gruna, Cloppenburg	56
Ein Hexenprozeß aus dem Amte Vechta im Jahre 1596	Otto Terheyden, Studienrat i. R. Vechta	60
Großfeuer in Essen i. O. am 28. Mai 1811	Johanna Kröger, Lehrerin i. R., Essen	66
Die Gemeinde Neuscharrel	Dr. Otto Harms, Oldenburg	68
Über alte Lasten des Grundeigentums	Fritz Diekmann, Oberregierungs- und -vermessungsrat, Oldenburg	72
Tante Josephine, II. Teil	Elisabeth Reinke, Schriftstellerin, Vechta	74
Heimat und Luftbild	August Wöhrmann, Lehrer, Sedelsberg	80
Das flüssige Gold	Gert Kragh, Direktor der Bundesanstalt für Naturschutz und Landschaftspflege, Bonn	82
Zum Tag des Baumes	Dr. Bernhard Holtmann, Markhausen	84
Zur Maienzeit in den Dwergter Forsten	Franz Morthorst, Kaplan, Cloppenburg	91
Stummel	Walter Hulverscheidt, Forstmeister, Ahlhorn	92
Mein Seeadler	Heinrich Schürmann, Lehrer, Damme	95
Aus dem Leben unserer Fledermäuse	H. Havekost, Konrektor, Oldenburg	98
Orchideen unserer Heimat	Josef Hürkamp, Stud.-Assessor, Dinklage	100
Ein Knaoltjer macht Ferien	P. Laurentius Siemer, O. P., Köln	102
Werkstoff Holz	Dr. Heinrich Ottenjann, Museumsdirektor, Cloppenburg	106

Landesbibliothek Oldenburg

		Seite
Farm oder Bauernhof?	Alwin Schomaker, Langenteilen über Damme	111
Ein Degen aus dem 17. Jahrhundert	Dr. Gustav Vriesen, Museumsdirektor, Bielefeld	120
Ein Rosenkranz mit sieben Gesetzen	Gislind Ritz, München.	123
Aus dem Saterland. Ocko und Geske	Hermann Janßen, Ramsloh	128
Däi Soot	Heinz von der Wall, cand. phil., Hemmelte	130
80 Jahre Oldenburger Hengsthaltung auf dem Hofe Georg Vorwerk in Cappeln	Aloys Meyer, Dipl. Volkswirt, Dinklage	132
Pater Titus Horten im Gefängnis	P. Laurentius Siemer, O. P., Köln	135
Georg Wehage, ein Pionier der Arbeit	Heinrich Bockhorst, Konrektor a.D. Oldenburg	139
Friedrich Castelle	Dr. Heinrich Ottenjann, Museumsdirektor, Cloppenburg	142
Werner Baumbach	Dr. Heinrich Ottenjann, Museumsdirektor, Cloppenburg	144

Gedichte:

Min leiwe Land	Ewald Jenschke, Dinklage	44
Pingstertied	Franz Morthorst, Kaplan, Cloppenburg	53

Anekdoten:

Was vom Landrat alles verlangt wird	Dr. Hermann Rothert, Univ.-Prof., Münster	40
Husmittel	Franz Morthorst, Kaplan, Cloppenburg	66
Dei Imännkes	Antonie Wilke, Rheine	73
Wenn Lüe een'n den Spaoß verdarwt	Franz Morthorst, Kaplan, Cloppenburg	79
Bibelfest	Franz Morthorst, Kaplan, Cloppenburg	83

Berichtigung:

Es muß heißen: S. 45 l., Z. 22 v. o.: Abb. 1, 3 und 1, 4; S. 45 r., Z. 8 v. o: Abb. 1, 3, Z. 16 v. o.: Abb. 1, 4, Z. 19 v. u.: Abb. 1, 4, Z. 9 v. u.: Abb. 1, 3; S. 46 l., Z. 2 v. u.: Abb. 1, 5; S. 47 r., Z. 2 v. o.: Abb. 7b.

DREHSCHEIBEN DER WELTPOLITIK

(Von Dr. C. H. Siemer O.P.)

Der Verfasser dieses bedeutsamen Buches, das ein hochaktuelles Thema behandelt, stammt aus Barßel und dürfte allen Lesern unseres Heimatkalenders bekannt sein. Für den diesjährigen Kalender schrieb er den Aufsatz: „Unsere Heimat und die Schöpfung aus zweiter Hand." P. Callistus Siemer studierte an in- und ausländischen Universitäten und verbrachte drei Jahre an der Front und fünf weitere Jahre in sowjetischer Gefangenschaft. Durch seinen langjährigen Aufenthalt in Ländern des Westens und Ostens kam der Verfasser zur Fragestellung, aber auch zur Beantwortung der Thematik seines Buches, das durch alle Buchhandlungen, aber auch direkt vom amerikanisch-ungarischen Verlag in Köln bezogen werden kann.

Über sein Buch schreibt Professor Helmut Duvernell, Dortmund: „Im Wirrwarr des weltpolitischen Alltagsgeschehens ist es dem Beschauer oft schwer, die Hintergründe und gebärenden Kräfte von solchen Ereignissen zu sehen, die oft als politische Kurzmeldungen die Welt den Atem anhalten lassen. Siemers ‚Drehscheiben der Weltpolitik' ist ein gelungener Versuch, Grundkräfte in heute führenden Großvölkern aufzudecken, an deren politischen, wirtschaftlichen und weltanschaulichen Schnittpunkten sich jene Explosivherde entwickeln, aus denen dann einzelne welterregende Ereignisse emporblitzen. Die Stärke des Verfassers liegt darin, in der heute oft widerspruchsvollen Vielfältigkeit zu ordnen, indem er auf die sich oft überschneidenden Grundströmungen zurückführt und deren Zielrichtung andeutet. Das Buch wird dadurch zu einer komprimierten, aber überzeugenden und auf das Wesentliche gehenden Zusammenschau des weltpolitischen Geschehens von heute.

Dabei erzählt der Verfasser nicht, sondern legt dar. Aber diese Darlegung ist lebendig, klar und leicht verständlich. Das Buch gibt Zusammenhänge, aus denen heraus wir nicht nur für weltpolitische Geschehnisse des Alltags ein größeres Verständnis bekommen, sondern die uns unsere eigene unsichere europäische Existenz erkennen lassen. Jeder Gebildete, der mit Bewußtsein an der weltpolitischen Entwicklung und ihren Zukunftsmöglichkeiten teilnimmt, wird es mit Interesse und Bereicherung lesen."

Landesbibliothek Oldenburg

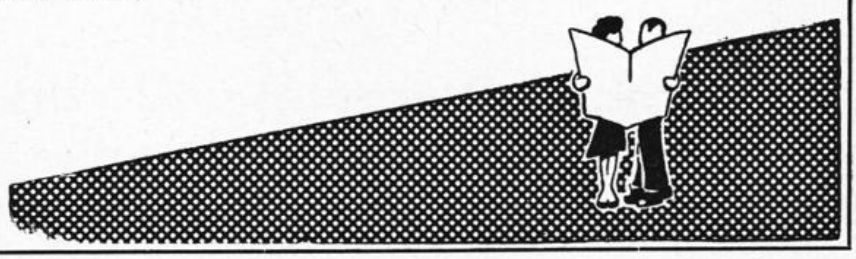
Ihre Heimatzeitung

ist die

Oldenburgische Volkszeitung

weil sie

- umfassend und schnell über das Geschehen in der Heimat berichtet,
- wachsam und sorgfältig die politische Entwicklung verfolgt und Ihnen vermittelt,
- mutig und ohne Scheu Mißstände anprangert und für die Belange des Christentums und der Heimat eintritt,
- spannend und interessant durch Reportagen und Bilderdienst Ihrer Unterrichtung und Unterhaltung dient,
- regelmäßig und pünktlich Ihnen die Bekanntmachungen der heimischen Behörden anzeigt,
- tagtäglich und in steigendem Maße mit ihrem umfangreichen Anzeigenteil aus dem Südoldenburger Raum Ihrem geschäftlichen und wirtschaftlichen Interesse dient.



Landesbibliothek Oldenburg

IHRE **Drucksachen**

sind das Spiegelbild Ihres Unternehmens!

Wir drucken alles:

- **Für Behörden**
  liefern wir alle vorkommenden Formulare in jeder Ausführung, Karteikarten, Tabellen, Rundschreiben aller Art usw.

- **Für den Geschäftsbedarf**
  Briefbogen, Rechnungen, Briefumschläge, Postkarten, Quittungen, Rundschreiben, Kataloge, Preislisten, Prospekte, Speisekarten, Geschäftsbücher, Ein- und Mehrfarbendrucke, Post- und Bahnformulare

- **Für den Familienbedarf**
  Visitenkarten, Geburts,-Verlobungs- und Vermählungskarten, Einladungskarten, Trauerbriefe, Totenbilder (mit und ohne Photographie), sowie Danksogungskarten für jeden Zweck

- **Vereinsdrucksachen**
  wirkungsvolle Plakate, Programme und Festbücher, Eintritts- und Mitgliedskarten, mehrfarbige Diplome, Satzungen, Beitragsquittungen

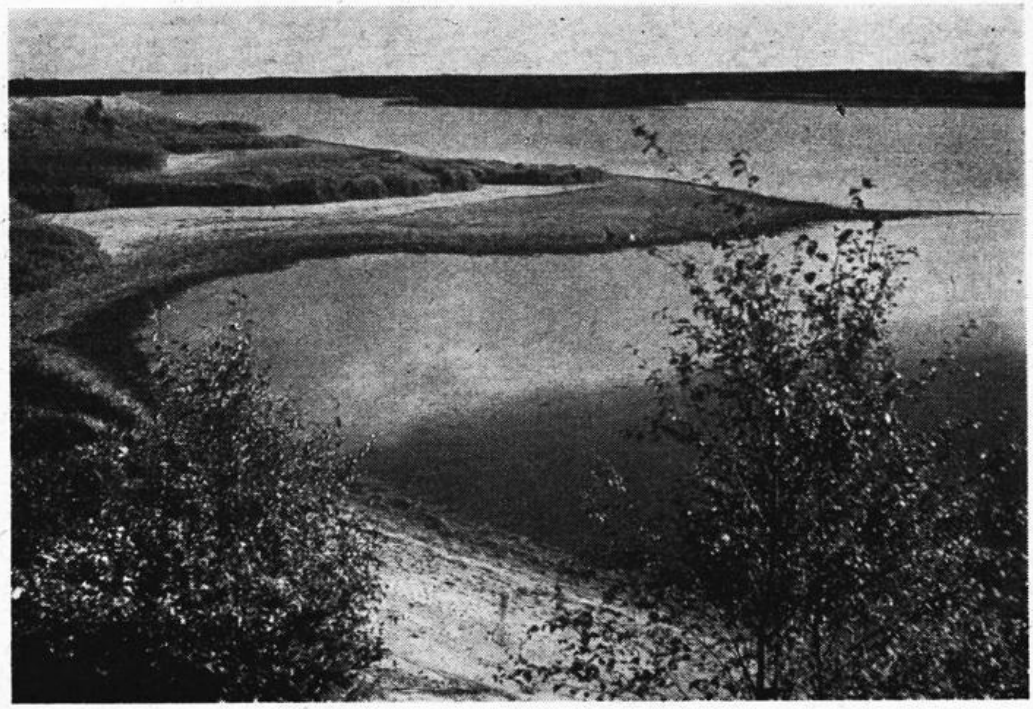
- **Sonstige Drucksachen**
  Zeitschriften, Urkunden, Jubiläumsschriften, Dissertationen, Reklamedrucksachen, Weinkarten, Etiketten, Zahlkarten, Durchschreibeblocks, Liefer- und Bestellscheine, lose und geblockt

Vechtaer Druckerei und Verlag GmbH.

VECHTA (OLDB), Am Markt, Fernsprecher Nr. 545

Landesbibliothek Oldenburg

Thompson sorgt für Glanz und Frische



Hotel Seeblick

(Inhaber: Heinz Göken, Fernruf Thüle 05)

in herrlicher Lage, am schönsten Punkt der Thülsfelder Talsperre

(nahe an der Straße Cloppenburg-Friesoythe)

Klub- und Restaurationsräume · Hotelzimmer mit Heizung, Bad und fließendem Wasser · Geräumige Terrasse · Idealer Badestrand

Erstklassige Verpflegung, auf Wunsch volle Pension

Landesbibliothek Oldenburg

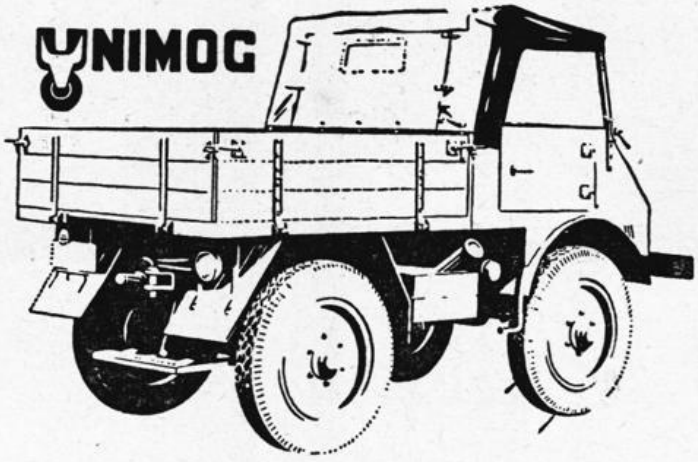
„Walhalla"

Inhaber: Alfred Werner

CLOPPENBURG (OLDB)

Telefon 2293

Speiserestaurant · Saal · Klubzimmer · Fremdenzimmer · Garagen



MERCEDES BENZ

Arbeitsmaschine, Schlepper und Transporter

Ein Erzeugnis der DAIMLER-BENZ-WERKE

Wilh. Debring jun., Vechta (Oldb)

FERNSPRECHER 520

Zylinder- und Kurbelwellen-Schleiferei

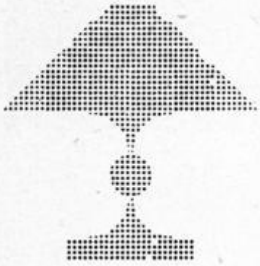
Landesbibliothek Oldenburg

Elektro-Nordmann

CLOPPENBURG (OLDB)

Ecke Hagen- und Bahnhofstraße · Fernsprecher 2479

Das Haus für moderne Beleuchtung



Beleuchtungskörper
und elektrische Geräte jeder Art
in sehr großer Anzahl am Platze

JMV GEGR 1855

MIDDENDORF

50 g **KAFFEE** 125 g

Nur echt in Aluminium-Frischhaltepackung

Besonders ergiebig!

Landesbibliothek Oldenburg

Empfehle mein neuzeitlich eingerichtetes

Konditorei-Café **FRERKER**
CLOPPENBURG (OLDB)

Fernruf 2520

in der Nähe von Andreaskirche und Marktplatz

Floorbest-Fußböden

Bernhard Bergmann

Holz - Sperrholz
Furniere - Baustoffe
Zementwarenfabrik

STEINFELD (OLDB)
Postfach 2
Fernsprech-Anschluß Nr. 232

Landesbibliothek Oldenburg

Zwei Zeichen

die für Güte
und Wirtschaftlichkeit
bürgen!

★

Nehmelmann & Co. K. G.

Cloppenburg (Oldb)

FERNRUF 2368

FUTTERMITTEL-GROSSHANDLUNG

Geflügelzucht-Bedarfsartikel

Landesbibliothek Oldenburg

Seit Jahrzehnten

heimat- und wirtschaftverbunden durch

Dienst am Kunden

Spart
bei den örtlichen
Geldinstituten:

Landessparkasse zu Oldenburg
und deren Zweiganstalten

Oldenburgische Landesbank A.-G.
und deren Filialen

Spar- und Darlehnskassen
des Oldenburgischen Münsterlandes

Landesbibliothek Oldenburg

SPREDA-KELLEREI

Dr. Hermann Siemer

Spreda-Vechta, Telefon Vechta 275

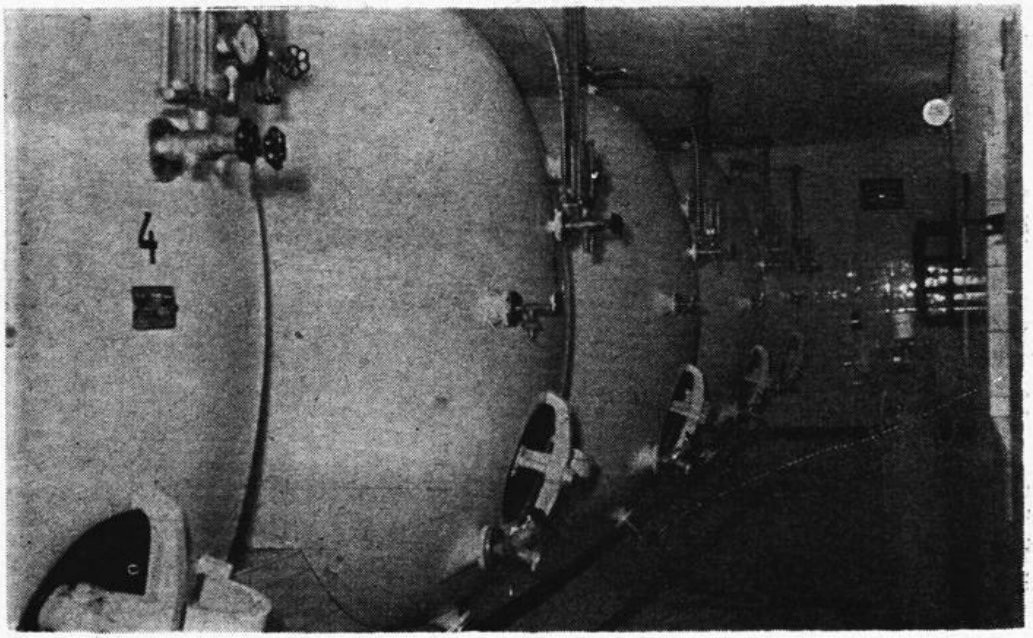
Fordern Sie Angebote:

Apfelsaft, naturrein

Weine · Spirituosen

Siemer's SPREDA Apfelsaft

Eigene Likörfabrik und Apfelweinkellerei



Teilansicht des Lagerkellers, in welchem Apfelsaft nach dem neuesten Verfahren unter Kohlensäure-Druck gelagert wird

Landesbibliothek Oldenburg

Allen Reisegesellschaften

wie Schulen, Vereinen, Behörden, Betrieben usw. stehe ich für In- und Auslandsfahrten zur kostenlosen Beratung jederzeit zur Verfügung.

Durch einige Neuanschaffungen habe ich meinen Fahrzeugpark auf den neuesten und modernsten Stand gebracht. Diese Fahrzeuge, sowie mein durch langjährige Erfahrungen geschultes Personal sichern Ihnen jederzeit eine bequeme — sichere — schnelle und genußreiche Fahrt zu.

Für die kommende Reisesaison kann ich empfehlen:

1 62-Sitzer (Lohner Expreß)
1 57-Sitzer (Lohner Expreß)
1 55-Sitzer (Lohner Expreß)
1 50-Sitzer (Büssing-Trambus)
1 46-Sitzer (Mercedes)
1 34-Sitzer (Borgward-Luxus-Wagen)
1 17-Sitzer (Luxus-Clubwagen)
dazu zwei Anhänger mit je 40 Sitzplätzen

Sämtliche Fahrzeuge haben Rundfunk- und Lautsprecheranlagen. Die Innenausstattung, die dem neuesten Stande des Fahrzeugbaues entspricht, sowie die vorzüglich gepolsterten Sitze gewähren jedem Fahrgast eine angenehme Reise.

Wegen des bekannten großen Andranges im Frühjahr und Sommer empfehle ich, sich rechtzeitig eines der obigen Fahrzeuge zu sichern.

Ich empfehle außerdem meine beiden 5-Sitzer Personenwagen für Nah- und Fernfahrten.

Schomakers Gesellschaftsfahrten

In- und Auslandsreisen

Telefon 216 **LOHNE (OLDB)** Telefon 216

Landesbibliothek Oldenburg

Bimsbaustofferzeugnisse

der Firma

Remy

Neuwied / Köln

liefert

Badde & Sudendorf

BAUSTOFFGROSSHANDLUNG

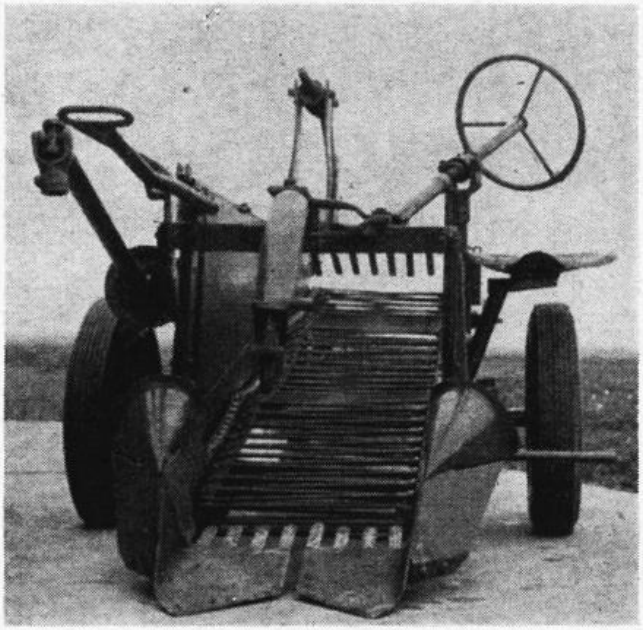
CLOPPENBURG (OLDB)

Gegründet 1884

RUF 2141/2142

Landesbibliothek Oldenburg

Im Dienste der Heimat



Erstklassige

Maschinen und Geräte

für die Landwirtschaft

Verlangen Sie Angebot und kostenlose Vorführung

L. Lengmann, Goldenstedt

Telefon 128 MASCHINENFABRIK Telefon 128

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg